THE LIBRARY

CLASS 303.843
BOOK P712

Sagen und Erzählungen,

Historische Skizzen und Mittheilungen

aus dem

Moselthale

mit einem Anhange:

Dichterklänge aus dem Moselthale

von

P. Chr. Plein.

Kaiserslautern.
Verlag der Herrmann Kayser'schen Buchhandlung.
1880.

Digitized by Google

Buchdruckerei von Herrmann Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

303.843
P712

Vorwort.

„Wohl ist," wie Julius Otto singt, „im weiten deutschen Land, manch' schöner Strom zu schau'n," doch keine Gegend, keine Landschaft, wie schön sie auch sein mag, bietet des Erhabenen, Geist, Seele und Gefühl Belebenden mehr, als die herrlichen, romantischen Ufern der Mosel, der deutschen Rheinesbraut. Was der Rhein im breiten Rahmen in seinen weiten Thälern spendet, das reflexirt die Mosel „en miniatur." — Gegenwart und Vergangenheit, sie sind anregend, für den Freund und Forscher historischer Merkwürdigkeiten, — hochinteressant in ihren herrlichen Thälern vertreten, wofür deren land-

JUL 13 '28
412950
Digitized by Google

ſchaftliche Reize, die vielen Ruinen verfallner Burgen und zerſtörter Klöſter, ein ſprechendes Zeugniß ablegen. —

Was ich der Sage, Legende und Geſchichte der heimiſchen Berge abgelauſcht, ich habe es verſucht in geordnete Formen zu bringen; und ich übergebe meine Forſchungen mit dem Wunſche meinen lieben Landsleuten und allen Denen, welche für das Moſelthal ſich intereſſiren, daß es mir gelingen möge, die beinah vergeſſene Geſchichte der Moſel, damit wieder zur verdienten Geltung zu bringen — und berufenere Federn anzuſpornen, in ihrem Dienſte thatkräftig weiter zu arbeiten.

In Poeſie und Proſa, je nachdem ſich eben der vorhandene Stoff bearbeiten ließ, habe ich vorliegendes Werkchen abgefaßt, — und ich glaube annehmen zu dürfen, daß dasſelbe Manchem eine nicht unliebſame Erſcheinung ſein wird, denn der Moſelaner liebt und ſchätzt ja Alles, was von ſeinen Rebenhöh'n, ſeinen romantiſchen Thälern ihm erzählt wird. — Der hiſtoriſche Theil meines Buches baſirt auf authentiſchen Geſchichtsquellen; Sage und Legende ſchlingen

ſich mit ihrem ewig-grünen Kranze gleich dem Epheu um die Mauerreſte der Ruinen, um traditionelle Mittheilungen, Beide zu einem Ganzen gewoben, welches ſtellenweiſe hiſtoriſchen Charakters iſt. —

Die günſtige Aufnahme, welche einigen meiner Arbeiten, als Feuilletons verſchiedener Blätter, an der Moſel erſcheinend, zu Theil ward, läßt mich hoffen, daß der Geſammtpublikation meiner auf die Moſel bezüglichen literariſchen Erzeugniſſe, die mit vorliegendem Buche angeſtrebt iſt, eine nicht minder günſtige Beurtheilung folgen wird. —

Sehe ich mich in dieſer Erwartung nicht getäuſcht, dann werde ich nicht verfehlen mit erhöhtem Eifer auf dem betretenen Wege thätig zu ſein und meinen lieben Landsleuten wie allen Freunden und Gönnern des Moſelthales, neue Spenden aus dem reichen Schatze ſeines hiſtoriſchen Vermächtniſſes, auf den Büchertiſch hinlegen. —

Sollten vor dem Auge des Beſſerunterrichteten Fehler oder Irrungen in vorliegender Arbeit entdeckt werden, ſo bitte ich um gefällige Mittheilungen nebſt Angabe der Quellen, aus welchen die nöthigen

Verbeſſerungen geſchöpft werden können. Gerechter Tadel werde ich mit größtem Danke lohnen, doch unberechtigten Angriffen nach Faſſung und Haltung in geeigneter Weiſe begegnen. —

Andel a. d. Moſel, im Mai 1880.

Der Verfaſſer.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Treue Liebe. Erzählung. 1

Der Kindesräuber oder: Die Falschmünzer aus der Kautenbach 22

Der Goldgräber. Erzählung 38

Die ehemalige Grafschaft Veldenz. Eine historische Skizze 70

Bernkastel in seiner landschaftlichen und historischen Bedeutung. Ein Beitrag zur Geschichte des Moselthals 85

Die muthige Starkenburgerin 104

Der Einsiedler auf St. Paul 120

Die Urley bei Uerzig a. d. Mosel oder: Erzbischof Kunos Tod im Jahre 1066 135

Durch dieses Zeichen wirst du siegen, oder: Constantin der Gr. an den Ufern der Mosel. Eine vorgeschichtliche Skizze 148

Johannes Trithemius. Ein Lebensbild aus der mittelalterischen Geschichte des Moselthals. 155

Die vormalige Amtsstadt Zell a. d. Mosel. Eine historische Skizze 173

Die vormalige französische Festung Montroyal bei Traben a. d. Mosel. Eine historische Skizze 187

Die Jüdin. Eine Erzählung von der Mosel 201

Meine Begegnung mit Göthe. Erzählung 251
Auf einer Eisscholle. Erzählung 256
Decimus Magnus Ausonius. Culturhistorische Skizze . 207
Eine Moselreise des Kaisers Maximilian I. im Jahre 1512.
Ein Fragment aus der Geschichte des Moselthals . . . 271

Anhang.

„Dichterklänge aus dem Moselthale" 285

Motto: Sei mir gegrüßt mit Mund und Hand
Von Herzen tausendmal,
Geliebtes theures Heimathland,
Mein schönes Moselthal!
Was mir von Dir der Sage Mund,
Die Chronik, überbracht,
In schlichten Bildern sei's Dir kund
Mein Moselvolk gemacht.

Treue Liebe.

Von der Rebe Grün umrankt schauet ernst und düster, als mahnendes Merkzeichen, daß alles unter der Sonne Bestehende der Vergänglichkeit unterworfen, altes verfallenes Gemäuer, als die Ueberreste der einst so starken Burg U . . . . . hinab in das blühende Thal. Als noch der deutsche Ritter als unumschränkter Machthaber über die ihm untergebenen Bewohner des lieblichen Moselthales herrschte, da war es besonders der Ritter von U . . . . ., welcher unter seinen mächtigen Collegen eine hervorragende Stellung einnahm, indem er neben wirklich ritterlichen Tugenden Muth und Tapferkeit in seltenstem Maße besaß. Mit Glücksgütern reich gesegnet, blühte ihm an der Seite einer lieben, holden Gattin ein Familienleben von beglückendster

Art, welches im Laufe der Zeit noch dadurch erhöht wurde, daß ihm der Himmel ein Töchterchen ſchenkte, das zur lieblichſten Jungfrau heranwuchs. Jedoch als er einſt, ſiegesgekrönt aus der Fehde, in welche er für Kaiſer und Reich gezogen, zu ſeinen Theuren in der Heimath zurückkehrte, da lächelte ihm mit thränenumflortem Blick ſein Töchterchen den Willkommengruß mit der Schreckensbotſchaft zu, daß die gute Mutter ſchon ſeit Wochen in der Gruft ſeiner Ahnen ſchlummere. Ein leichtes Unwohlſein, welches ſie in Folge einer Erkältung befiel, nahm ſchon nach wenig Tagen, trotz aller ärztlichen Hülfe, einen tödlichen Verlauf.

Der ſtarke, tapfere Mann, welcher im ärgſten Schlachtenwetter nicht gezittert, umſchlang, vom Schmerz der Trennung überwältigt, krampfhaft ſein Kind, laut jammernd und klagend um die ihm entriſſene Gattin, an deren Sterbebette ihm nicht einmal vergönnt war, weilen zu dürfen, ihr das treue Auge zuzudrücken.

Bei ihrer entſeelten Hülle, zu welcher er ſofort eilte, ſchwur er den Fehdehandſchuh für immer hinzulegen und fortan nur ſeiner Tochter zu leben, in ihrer Erziehung Troſt und Ruhe für ſein wundes Herz zu ſuchen.

Was er in ſchmerzbewegter Stunde ſchwur, das hat er getreu gehalten, denn wie oft auch der Ruf zum Kampf verlockend an ſein Ohr tönte, er widerſtand ihm, und nur an der Seite ſeines lieblichen Kindes war und blieb fortan ſein Platz.

Wie die knospende Roſe im Thau des Lenzes zur duftigſten Blume ſich entfaltet, ſo blühte des Ritters Töchterlein zur ſchönſten Maid heran. Mit

ihren körperlichen Reizen entfaltete sie einen Seelenadel, welcher Hoch und Niedrig zu wahrhaft anbetungswürdiger Verehrung hinriß. Von den Bediensteten der väterlichen Burg wurde sie wie eine Heilige verehrt, denn nie kam ein hartes Wort über ihre Lippen, und stets war sie bemüht, das Loos ihrer Unterthanen, welches nach den damaligen Gesetzen kein beneidenswerthes zu nennen war, so erträglich wie möglich zu gestalten. Wo es galt, die Thränen der Verlassenen, der Armen und Kranken zu trocknen, da konnte man sie finden, und keine Hütte, sie mochte noch so klein und ärmlich sein, konnte sie abhalten, persönlich an die Stätte des Elends und der Noth zu treten, um Trost und Hülfe zu spenden.

Wenn der Vater oft in der Hitze seines heftigen Temperamentes von seiner absoluten Stellung seinen Unterthanen gegenüber Gebrauch machen wollte, dann trat sie als vermittelnder Anwalt auf, und stets gelang es ihr, es müßte denn ein äußerst gravirender Fall zur Verhandlung vorgelegen haben, ein mildes Urtheil für ihre Clienten zu erwirken. Kein Wunder, daß man ihr überall, selbst über die Grenzen ihres Unterthanenverbandes hinaus, eine unbegrenzte Verehrung und hingebende Liebe entgegenbrachte und sie den „Engel vom Schlosse“ nannte.

O, wie verklärte sich des Ritters ernstes, oft strenges Antlitz, wenn Adelgunde, so nennen wir das gnädige Fräulein, ihm den Morgentisch bereitete oder den schäumenden Pokal mit edlem Zeltinger oder Graacher credenzte und ihn dabei mit ihren bezaubernden Blicken so holdselig anlächelte! Wenn er dann ihre junonische

Geſtalt mit geſchäftiger Aufmerkſamkeit um ihn ſich bewegen ſah, dann war es ihm, als befände er ſich in den glücklichen erſten Jahren ſeiner Ehe, wo ſeine entſchlafene gute Gattin in derſelben beglückenden Art um ihn ſich bewegte und bemühte, die Falten ernſter Sorgen, welche oft ſeine Stellung in ſeine Stirne furchte, von derſelben zu glätten. Er konnte nicht anders als in ſolchen Momenten ſein Kind ſtürmiſch an ſeine Bruſt zu drücken und ſich immer aufs Neue wieder zu geloben, ausſchließlich nur mit ſeinem Wohl und Wohlergehen ſich noch zu beſchäftigen. In ſolchen Stunden des glücklichſten Familienlebens geſchah es auch oft, daß er Andeutungen über die Zukunft ſeines Kindes machte und zu ergründen ſuchte, welchem unter den vielen Bewerbern, die um die Gunſt und Liebe Adelgundens ſich bemühten, ſie beſondere Aufmerkſamkeit ſchenke. Allein, wie fein, oft liſtig der Ritter dabei auch operirte, ſo konnte es ihm doch nicht gelingen, das Herz ſeines Kindes zu ergründen, da es nicht ſelten geſchah, daß Adelgunde mit Thränen im Auge ihn bat, doch von ihrer Zukunft in dieſer Art nicht zu ſprechen, indem dieſelbe nur ihm, nur einzig ihm gehöre, — und ſie den Gedanken an eine Trennung nicht einmal hegen, vielweniger ausſprechen könne. — Wenn der Vater ſie darauf hinzuweiſen ſuchte, daß derjenige, dem ſie Herz und Hand ſchenke, von ſeiner Burg und deren Verwaltung Beſitz nehmen ſolle und ſie dieſerhalb ſich nicht von ihm zu trennen habe, dann wußte ſie den Faden der Unterhaltung in ihrer gewinnenden Art ſo geſchickt zu lenken, daß der Ritter unwillkürlich abbrechen mußte. Sie in der Wahl ihres Herzens zu beſtimmen, ihr einen

Gemahl zu oktroyiren, wollte er nicht, da er sich vorgenommen, nur nach Neigung sie wählen zu lassen; doch die Bestimmung knüpfte er daran, daß die Verbindung in jeder Beziehung eine standesgemäße sein müsse.

Hätte er ahnen können, welche Veränderung mit dem Herzen seiner Tochter bereits schon vorgegangen, daß dasselbe schon seit Monaten in reiner, treuer Liebe erglüht — und mit ganzer Hingabe an dem Gegenstande ihrer Verehrung hänge, daß ihr Anbeter ein armer Knappe in seinen Diensten sei, welcher, obgleich aus adligem Blute entsprossen, doch nicht als ebenbürtig erachtet werden kann, er würde nicht so sorglos die Erwiderungen hingenommen haben, welche sie bei seinen Aeußerungen über ihre Zukunft machte.

Kein Gedanke lag ihm ferner, als der, daß seine Tochter, sein in allen Dingen so folgsames, so vernünftiges, liebes Kind ihm je Kummer bereiten und nicht nach seinen Wünschen handeln würde.

Doch es giebt Grenzen im Leben, wo selbst die kindliche Pflicht nicht mehr weiter kann und den Eltern Marksteine von den Kindern gesetzt werden, welche oft das zarte Verhältniß zwischen Eltern und Kind total zertrümmern.

Wie innig und treu auch Adelgunde liebte, wie heiß, wie aufrichtig sie wiedergeliebt und angebetet wurde, so konnte sie sich doch, trotzdem sie sich glücklich im wahren Sinne des Wortes fühlte, eines bangen Gefühles bei dem Gedanken an ihre Zukunft nicht erwehren — und nicht selten beengten Ahnungen ihre Brust, welche den Tag nicht ferne sein ließen, wo es zwischen ihrem Vater und ihr zu keinen liebsamen Erörterungen

kommen werde. Sie sagte sich, daß sie doch sehr bald in die Lage kommen werde, wo sie ihrem Vater offen ihre Liebe gestehen müsse, da derselbe, weil die Folgen des Alters sich täglich mehr fühlbar bei ihm machten, schließlich eine baldige Verbindung von ihr verlangen würde, die sie jedoch mit keinem Andern, als ihren Geliebten schließe, wie heftig auch ihr Vater Widerstand leisten und dagegen handeln werde. — Wohl fiel der Hoffnungsstrahl, daß, weil ihr Verlobter, den wir Fridolin nennen, aus adeligem Blute entsprossen, also hinsichtlich seiner Geburt ebenbürtig war, die gleichen Rechte mit allen anderen Bewerbern habe, nur schwach in ihr Herz; allein der angenehme Umstand, daß ihr Vater selbst Fridolin mit Auszeichnung vor allen andern Knappen behandelte und ihn bei allen festlichen Gelegenheiten in die Reihen seiner Gäste stellte, gab ihr wieder Muth und Hoffnung, besonders, da bei dem enormen Vermögen ihres Vaters die Besitzthumsfrage keine Rolle zu spielen brauche. —

So pflegten denn die heimlich Verlobten das schöne Verhältniß ihrer Herzen, ihres unzertrennlichen Bundes in ihrer Meinung, unbemerkt vor und von der Welt fort und ahnten nicht, daß die Schlange des Verräthers, von brennender Eifersucht gefoltert, heimlich auf allen Pfaden ihnen folge, auf welchen sie ihre Zusammenkünfte veranlassen konnten. Kein Rivale war es, welcher von Liebe und Leidenschaft entflammt, das Paar zu verfolgen suchte, sondern ein Schloßinsasse, welcher verderbliche Pläne schmiedete und mit Argusaugen jeden Gang, jede Bewegung verfolgte, welche die Liebenden machten.

Der Schloßvogt, ein roher, unwissender Mann,

der Leidenschaft des Trunkes ergeben, war Fridolin, welcher es in Sachen der Religion und Moralität sehr genau nahm, in der Seele zuwider und er konnte es nicht umgehen, dem saubern Mann offen seine Mißachtung zu bekunden. Dieser Umstand und die bereits geschilderte Bevorzugung des Knappen seitens seines Herrn, erfüllten nun den Schloßvogt mit tödtlichem Hasse gegen Fridolin und er schwur sich bei seinem Barte, daß er kein Mittel scheuen werde, den anmaßenden, frechen Buben, wie er denselben nannte, in der Gunst seines Herrn zu stürzen.

Die heimlichen Zusammenkünfte der Liebenden geschahen im Schloßgarten, wo sie Abends, wenn der Schlummer alle Insassen des Schlosses zur Ruhe gebettet, in einer entlegenen Laube zu einem Kosestündchen sich vereinigten; doch stets im Beisein einer dritten Person, der alten Amme Adelgundens, einer treuen erprobten Dienerin, welche ihre selige Mutter schon auf den Armen getragen. O, welche Seligkeit füllten nicht jene glücklichen, wenn auch kurzen Stunden aus, wo sie so recht Aug in Aug sich schauen, so recht sich aussprechen konnten, alle die schönen Hoffnungen, welche beider Herzen schwellten, aber auch die bangen Sorgen, düstern Ahnungen trüber Tage, die bei dem Gedanken an ihre Zukunft sie erfüllten, gegenseitig austauschten und Muth und Kraft in ihrer reinen, lautern Liebe sich zu verleihen suchten! — Wenn der Thurmwart von dem Wartthurm an der Mosel den letzten Stoß zur Markirung der zwölften Stunde in sein Horn gethan, dann traten alle drei den Rückweg zum Schlosse an; nur ein kurzer Abschied an der Gartenpforte —

und Fridolin trat in das Dunkel einer Nische, bis daß Adelgunde und ihre Vertraute ihre Zimmer erreicht hatten, was er von seinem verborgenen Posten aus immer wahrnehmen konnte, da dieselben ihm gegenüber lagen und die Amme stets auf einige Minuten ein kleines Lichtchen ans Fenster stellte. So verflossen dem trauten Paare Wochen und Monden, ohne daß von Außen noch Innen ein Mißton die schöne Harmonie ihrer Herzen störte. War auch der Schloßvogt, welcher sogar an geheiligter Stätte merkte, daß Adelgunde oft mitten in ihrer Andacht zu dem ihr gegenüber knieenden Knappen lächelnd hinüberschaute, eifrig bemüht, seinem Herrn die Meinung einzuflößen, der Knappe Fridolin erfreche sich, seine Augen zu dem gnädigen Fräulein zu erheben, so vermochte der verschmitzte Mensch doch nicht, auch selbst das leiseste Mißtrauen zu erregen, indem dem Ritter der „versoffene Brummbär", wie er ihn nannte, für solche gewichtige Behauptungen nicht maßgebend war. Zudem war derselbe von dem Schloßherrn nicht gut gelitten; nur dem Umstande verdankte der Schloßvogt seine Existenz, weil er ein Jugendfreund desselben war.

Von den vielen Bewerbern des Ritterfräuleins war es besonders der Ritter Michael von B . . . . . , welcher dem Ritter von U . . . . . als passend für seine Tochter erschien; auch war er dem jungen lebensfrischen Ritter von jeher besonders gewogen, weil er zu den angesehendsten und begütertsten Rittern des Moselthales zählte und besonders tüchtig und gewandt in der Führung des Schwertes und sehr geübt in allen andern ritterlichen Künsten war. Bei Jagden und Turniren war er immer der siegesgekrönte und schon im zarten

Knabenalter hatte er sich die Ritterſporen im Kampfe verdient. In der Art ſeines Auftretens war er wohl weniger gewinnend, da er ſehr viel Arroganz mit Rohheit gepaart, beſaß, welche auf jeden mit ihm Verkehrenden abſchreckend einwirkte.

Doch über dieſen gewichtigen Grund wußte ſich der Ritter um ſo raſcher hinwegzuſetzen, weil dieſe unliebſamen Eigenſchaften keine angebornen Fehler ſeien, ſondern nur lediglich durch eine verfehlte Erziehung hervorgerufen worden wären und durch den Umgang mit einer gebildeten, gefühlvollen vernünftigen Gattin, ſehr bald gedämpft würden.

Auch er ſei in ſeinen jungen Jahren roh und wild geweſen und hätte Manchem Hohn geſprochen, was er jetzt hochachte, ja verehre; allein von dem Tage an, wo ſeine ſelige Gattin als Braut an ſeinem Herzen geruht, ſei eine wunderbare Veränderung mit ihm vorgegangen, die bei dem nachherigen zärtlichen engeren Verkehr mit der theuren Lebensgefährtin, ihn zu dem beſten Ehegatten und gefühlvollſten Menſchen ſtempelte.

So glaubte er durch den geſtifteten taktvollen Umgang ſeines lieblichen Kindes bei einer eventuellen Verbindung, dasſelbe Reſultat bei dem jungen Ritter mit der Zeit erreicht zu ſehen; nur beunruhigte ihn der Gedanke, daß deſſen abſtoßendes Benehmen, ſelbſt bei verſuchter Zärtlichkeit, nicht ſoviel in den Hintergrund trete, um Adelgunde den Bewerbungen desſelben zugänglich zu machen. Eine Preſſion auf ſie auszuüben, vermochte er nicht, weil er ſich vorgeſetzt, ihr freie Wahl zu laſſen.

Doch sein Wunsch war es, sein Kind mit Ritter Michael verbunden zu sehen, und wollte darum kein erlaubtes Mittel unversucht lassen, diese Verbindung herbeizuführen. Der beste Weg zu dieser Liäson, schien ihm der öftere und persönliche Verkehr zu sein, und er lud daher, indem er gegen seine frühere Gewohnheit öfters Jagden veranstaltete, den Ritter Michael von B . . . . . zu sich ein und wußte es dabei so geschickt zu arrangiren, daß Adelgunde stets an der Seite des jungen Ritters weilen mußte und bei den festlichen Gelagen, welche nunmehr häufiger auf Schloß U . . . . . gehalten wurden, demselben den Pokal credenzte. Sie hatte nur zu bald die Pläne und Manipulationen ihres Vaters durchschaut; doch sie war zu taktvoll, zu sehr dankbares Kind, als die Gäste ihres Hauses nicht würdig, nach der herrschenden Sitte zu behandeln und dadurch dem Schloßherrn Aergerniß zu bereiten. Auch beseelte sie dabei die Hoffnung, daß ihr Vater, wenn er einsehen gelernt, daß sie den Bewerbern keine Berücksichtigung schenke und stets in ihrem passiven Verhalten, wie bisher verweile, schließlich doch den Bund ihres Herzens segnen werde, wenn sie, was sie demnächst thun wollte, demselben offen ihre Liebe zu Fridolin bekenne.

Doch ihre Berechnungen, wie geschickt sie auch bisher dieselben zur Geltung brachte, sollten in diesem Punkte, obgleich derselbe das Glück und die Zukunft des einzigen Kindes in sich barg, nicht als zutreffend sich erweisen, denn bei den unausgesetzten Weigerungen, welche sie bei des Vaters Hinweis auf die vortheilhafte Bewerbung des Ritters Michael von B . . . . . .

damit behauptete, daß sie ihm erklärte, noch nicht heirathen zu wollen, gaben demselben Anlaß mißtrauisch zu werden — und den Einflüsterungen des Schloßvogtes mehr Gehör zu schenken Der Ritter fing an, sein Kind schärfer zu beobachten; auch behandelte er Fridolin mit weniger Bevorzugung wie früher, und gab dem Schloßvogt die Weisung, seine aufmerksamen Beobachtungen fortzusetzen und ihm von Zeit zu Zeit darüber zu raportiren.

Obgleich der Ritter sich bemühte, seinem geliebten Kinde mit der alten Liebe und Achtung zu begegnen, so merkte Adelgunde nur allzubald, daß er sich mitunter Zwang anthat, ihre kindlichen Aufmerksamkeiten in der gewohnten Weise dankend entgegen zu nehmen. Nicht selten geschah es, daß sie in solch' peinlichen Augenblicken von Schmerz und Weh überwältigt, laut weinend dem Vater sich mit den Worten an die Brust warf: „O, Vater, einzig guter Vater, Du liebst Dein Kind nicht mehr!" Solche Momente konnten den Ritter mit allen seinen Plänen, Vorsätzen, gänzlich aus dem Felde schlagen, und er konnte nicht anders, als sein Kind an sein Herz zu drücken und ihm zu betheuern, daß sein Vaterherz noch in der alten Liebe für sie schlage, für sie empfinde, für sie lebe.

Wieder verflossen Wochen, ohne daß eine Aenderung der Situation herbeigeführt wurde; nur mußten die Liebenden mit der äußersten Vorsicht mit ihren Zusammenkünften zu Werke gehen, da sie wußten, daß der listige Schloßvogt ihnen ein gefährlicher Gegner war. Die abendlichen Stelldichein wurden reducirt und nur an bestimmten Abenden veranstaltet auch dann

nur sehr kurze Zeit, um nicht selbst Anlaß zu Verdacht zu geben. Und doch sollte es dem Schloßvogt gelingen, den heimlichen Ort der Zusammenkunft zu erforschen — und das glückliche Paar zu belauschen und seinem Herrn seine Behauptungen thatkräftig betheuern zu können. Eines Abends kehrte derselbe später, wie er zu thun pflegte, von einem benachbarten Collegen, mit welchem er Kneipstudien trieb, nach dem Schlosse zurück.

Die Zugbrücke war bereits längst aufgezogen und er mußte durch ein kleines Seitenpförtchen, zu welchem er sich den Schlüssel für außergewöhnliche Fälle zu verschaffen gewußt, den Eingang ins Schloß ermöglichen. Wie eine Katze förmlich auf allen Vieren kriegend, schlich er in den Schloßhof und eben im Begriff, das unverschlossene Thor zum Innern der Burg zu öffnen, deuchte es ihm, als vernähme er leise Schritte.

Er stellte sich zurück, in den Schatten des Portals und hatte so das teuflische Vergnügen, Adelgunde am Arme ihrer Vertrauten nach dem Garten leise, kaum den Boden berührend, wandeln zu sehen. „Günstiger Augenblick", jubelte es in seinem Innern, „wo ich endlich Belege finde, meine Behauptungen vor meinem Herrn als richtig, als zutreffend bezeichnen zu können."

Diese nächtliche Wanderung, sie gilt Niemand anders als dem Lotterbuben, dem hergelaufenen Schlingel von Knappen, in welchen das Gänschen von Schloßfräulein verliebt ist, so setzte er seinen Gedankensermon fort. Wie der Tiger blutdürstend nach Raub ausschleigt, so kroch der Vogt wie vorhin, auf allen Vieren über den Hof in den Schloßgarten, wo er instinktiv auf Umwegen der entlegendsten Laube sich näherte —

und dort das Ohr an den Boden legend, Wort für Wort gierig aufsaugte, was die Liebenden sprachen.

Da, wie bereits schon mitgetheilt, die abendlichen Zusammenkünfte von nur kurzer Dauer waren, so gelang es ihm, trotz aller Aufmerksamkeit doch nicht, einen Zusammenhang der heimlichen Unterhaltung zu erhalten. Doch beglückt zog er sich zurück, nachdem er noch gesehen, wie beim Abschied an der Gartenpforte Fridolin Adelgunde umarmte.

Die Aufregung ließ den Judas im Ritterkleide nicht schlafen, und kaum graute der Tag im fernen Osten, so verließ er schon sein Lager, um seine nächtlichen Abenteuer an geeigneter Stelle mitzutheilen. Er fand, da für den Tag ein großes Jagen veranstaltet war, den Schloßherrn schon in voller Rüstung im Rittersaale, seine Gäste erwartend. Der Vogt berichtete in kurzen Worten was er gesehen und gehört, denn er kannte die Art seines Herrn, welche keine Weitläufigkeiten, keine Umschreibungen gestattete. Schweigend hörte der Ritter seine Berichte — und mit den Worten: „Werde die Sache untersuchen" entließ er den Reporter. Nach und nach füllte sich der hohe Ahnensaal mit Gästen, unter welchen auch der Ritter Michael von B . . . . . sich befand. Adelgunde machte beim Frühstück die Honneurs und das in so gewinnender Art, das Alt und Jung davon entzückt war. Sie trug, da sie nach der damaligen Sitte die Jagd mitmachen mußte, ein grünes Kleid, welches ihre herrliche Gestalt in der vortheilhaftesten Art erscheinen ließ. Die Hörner erschallten zum Aufbruch, und auf ihrem weißen Zelter reitend, Ritter Michael zur Seite, eröffnete

Adelgunde den ſtattlichen Zug, in deſſen Gefolge auch Fridolin ſich befand. Im Walde angelangt, wurde die Jagd ſofort eröffnet.

Man erlegte vieles Wild, unter anderem ſchoß man auch einen großen Keiler an, der jedoch, da er nicht tödlich getroffen, wuthſchnaubend durch das Gehege lief, die Richtung einſchlagend, in welcher Adelgunde auf ihrem Zelter ſich befand. Als das tobende Unthier den weißen Zelter erblickte, ſtürzte es ſich mit Pfeileseile auf denſelben und riß dem armen Thiere mit ſeinen Hauern den Leib auf. Laut ſtöhnend ſtürzte das zarte Pferd mit ſeiner theuern Laſt, welche ſtarr vor Schrecken und Entſetzen krampfhaft ſeinen Hals umklammerte, zuſammen. Adelgundens Leben war nur noch eine Frage der nächſten Minute, denn ſchon wollte der ſchnaubende Eber mit ſeinen Hauern ſie ergreifen, als er von kühner Hand geſchickt ins Herz getroffen, mit dem Hirſchfänger in der Bruſt, todt zur Seite fiel.

Was Ritter Michael, welcher in unmittelbarer Nähe des Fräuleins ſich befand, in ſeiner vielgerühmten Tapferkeit, beim Anblick der ſchrecklichen Scene zu thun unterließ, das wurde mit Todesverachtung von einem Manne ausgeführt, dem man weder Muth noch Tapferkeit zuerkannte und heute gefliſſentlich hintenanzuſetzen ſich bemühte.

Fridolin war es, welcher die Geliebte rettete, indem er ſein Leben für das ihre auf das Spiel ſetzte. Er verfolgte die Richtung des angeſchoſſenen Keilers — und als er die drohende Gefahr erblickte, durchbrach er, faſt gleiche Richtung mit dem Eber haltend, mit ſeinem tapferen Pferde das Gehege und langte in dem geſchil-

derten Moment auf dem Kampfplatz an. Ohnmächtig zog er das theure Mädchen unter seinem verendeten Pferde hervor; und ungeachtet dessen, daß Ritter Michael inzwischen an Adelgunde herangetreten, auch ihr Vater mit seinem Gefolge in Sicht war, hob er die süße Last auf seine Arme und trug sie an eine in der Nähe rieselnde Quelle, wo er Mund und Stirn der Geliebten mit der kühlenden Fluth netzte. Schon nach einigen Minuten erwachte sie wieder zum Leben; doch welches Erwachen?

Thränen des heißesten Dankes, aber auch der innigsten Seligkeit, perlten über ihre, rasch mit Roth sich wieder färbende Wangen, als sie an dem Herzen ihres Geliebten, ihres Lebensretters, von Todesgefahr errettet, zum Leben wieder sich erwachen sah!

Und wenn Kaiser und Reich mit dem nun um sie sich schaarenden Jagdgefolge sich versammelt hätte, so würde sie der herrischen Weisung ihres Vaters, den Armen des Knappen sich zu entziehen, nicht Folge geleistet haben. Kühn sich aufrichtend und Fridolin, welcher sich scheu zurückziehen wollte, fest an der Hand erfassend, trat sie an ihren Vater heran und sprach:

„Vater, sieh, an dieser Hand, nur einzig an „dieser Hand, wird Deine Tochter durchs Leben gehen, „nur ihr wird sie, wenn mir der Himmel die Gnade „gewähren sollte, an geweihter Stätte den Bund ewiger „Treue geloben. Fridolin hat doppelten Anspruch auf „mein Leben, einmal, daß er mir kühn, mit Todesver„achtung dasselbe rettete, zum andern, da ihm schon „längst mein Herz in treuer, unwandelbarer Liebe ge„hört. Nicht er hat mir seine Liebe bekannt, denn er

„war zu sehr davon durchdrungen, daß seine Stellung
„meiner nicht ebenbürtig sei, sondern ich habe ihm Herz
„und Hand offen dargebracht, nachdem ich erkannt, welch'
„ein edler, guter Mensch er sei; ich war es, welcher
„alle die Bedenken, welche er unserer Verbindung en-
„gegen zu setzen hatte, beschwichtigte, indem ich ihm bi
„Gott und der gebenedeiten heiligen Jungfrau betheuerte
„was ich Dir hiermit offen ausspreche. Fridolin ist
„aus adeligem Blute entsprossen, seine Bildung stellt
„ihn über Manchen, welcher, vermöge seiner Stellung,
„zu den Gebildeten gezählt wird. Seine ritterliche
„Tapferkeit hat er soeben mit einer That bekundet, die
„wohl maßgebend dafür sein kann, ihn ein Held in
„des Wortes wahrster Bedeutung nennen zu dürfen.
„Was der Mann, den Du mir zum Gatten auserkoren
„und von dessen ritterlichen Tugenden Du mir oft
„Tage lange Schilderungen machtest, in Feigheit, in der
„Stunde der größten Gefahr, zu thun unterließ, das
„hat der schlichte Söldner mit kühner Hand ausgeführt,
„indem er Dir Dein Kind — und sich die Geliebte
„vom sichern Tode rettete. — Ritter Michael von
„B . . . . . kann nie mein Gemahl werden, auch
„in dem Falle nicht, wenn Du unsern Bund nicht
„segnen wolltest — weil er ein Feigling ist."

„„Kind", schrie sie ihr Vater an, „wie kannst Du
„„die Ehre eines Ritters, der noch dazu Gast Deines Vaters
„„ist, auf solche Weise beschimpfen? Ich befehle Dir,
„„die Hand des Knappen loszulassen — und Dir,
„„Knappe, sofort den Wald und innerhalb 24 Stunden
„„mein Schloß zu verlassen. Was Du heute für mein
„„Kind gethan, das erkenne ich dankend an — doch,

„„ein weiteres Zusammenleben unter meinem Dache ver-
„„bietet das soeben aus dem Munde meiner Tochter
„„Gehörte"".

Mehr vermochte der Ritter in seiner Aufregung nicht zu sagen; denn, obgleich die Mittheilung des Schloßvogtes ihn schon in die Angelegenheit eingeweiht, so war ihm doch die Sprache seines Kindes, die er in solcher Entschiedenheit noch nie von demselben zu hören Gelegenheit hatte, sich auch nie zu hören dachte, ein so unerwartetes Ereigniß, daß er nicht Worte finden konnte, seiner Erregung Luft zu machen.

Adelgunde, welche noch immer in ihrer vorigen Haltung und Stellung verblieb, trat nunmehr mit Fridolin dicht an ihren Vater, mit den Worten heran:

„Theurer Vater! Du verweisest diesen Mann
„Deines Hauses, Du hast damit auch Deinem Kinde
„dessen Pforte für die Zukunft verschlossen, denn nur
„an seiner Seite ist in Zukunft mein Platz. Wo er
„hingeht, ist meine Heimath, weil ich ihm gelobt, Leid
„und Freude, Glück und Unglück treu mit ihm zu
„theilen und durch keine Macht der Erde von ihm mich
„trennen zu lassen. Vater, hegest Du keine Liebe zu
„Deinem einzigen, stets so folgsamen Kinde mehr?"

„„Unter diesen Verhältnissen, mein Kind, nicht
„„mehr"" erwiderte streng der Ritter, „denn Du trittst
„„mein väterliches Herz mit Füßen und lohnst mit
„„schnödem Undank meine Liebe und Sorge, die ich
„„für Dich hege. Zu dieser Verbindung gebe ich nie
„„und unter keinen Umständen meine Einwilligung"",
„„fuhr erregt der Ritter fort, „„weil sie eine ebenso
„„thörichte wie standeswidrige ist"". —

Mit kurzen Worten befahl er zum Abmarsch zu blasen; doch verhindern konnte er es nicht, daß Adelgunde sich auf Fridolins Pferd von demselben heben und auf ihren ausdrücklichen Wunsch, dem Zuge in einiger Entfernnng folgend, von ihm dasselbe geleiten ließ. Zähneknirrschend ritt Ritter Michael beim Anblick dieser Scene neben dem Schloßherrn; allein er hatte sich zu sehr blamirt, als in die Situation eingreifen zu können.

Was die Liebenden auf dem Rückwege nach der Burg miteinander sprachen, wir werden es bald erfahren; es waren ernste Worte, die zu Entschlüssen führten, welche die Tiefe und Innigkeit ihres Verhältnisses in erhebendster Weise charakterisirten.

Der Abend vereinigte die Jagdgesellschaft zu einem Bankette, in dem hohen Ahnensaale, wobei Adelgunde in heiterster Weise die Honneur's machte. Sie hatte für Jeden, außer Ritter Michael, den sie geflissentlich vernachlässigte, ein freundliches Wort, ein beglückendes Lächeln. Von dem Vorgefallenen wurde nichts erwähnt; nur mahnte der Gastgeber doch den Ritter Michael in keiner so verletzender Art sein heutiges Vergehen empfinden zu lassen. Adelgunde trug ein weißes Kleid mit einem Kranze auf ihrem blonden Lockenhaar; es war ein Myrthenkranz, den sie trug, was allgemein auffiel, aber sehr bald zur Deutung gelangen sollte. Fridolin saß inzwischen im Wartthurme an der Mosel, bei dem alten Wächter, einem ehemaligen treuen Diener seines dereinst so mächtigen Großvaters. Er trug, in ebenso auffallender Weise, seine Paradeuniform in voller Rüstung, als zöge er mit seinem Gebieter zur Kaiserparade oder zum Galaturnir.

Als der letzte Schlag der zwölften Stunde von der Thurmuhr verhallt war, sehen wir Adelgunde über den Schloßhof, doch diesmal festen Schrittes, schreiten — und da die Zugbrücke noch nicht aufgezogen, eiligst über dieselbe hinweg, nach dem Wartthurm, an der Mosel, eilen. Dort eintretend, fand sie den Geliebten in fieberhafter Aufregung, da ihr langes Ausbleiben bereits anfing bangen Zweifeln Raum zu geben; doch nur ein Blick in ihr treues Auge genügte, sein lautklopfendes Herz zu beruhigen. —

Sie innig umschlingend, fast, als sollte die Theure ihm für immer entrissen werden, an sein Herz drückend, sprach er:

„Angebetete Adelgunde! Der schöne Traum unserer „Liebe, das unvergleichliche Glück, was wir in derselben „genossen, alle die wonnigen Tage, die ein ferneres Zu„sammenleben uns noch bereiten würde, alles das soll „in der nächsten Stunde seinen Abschluß finden, wo „wir entschlossen sind miteinander zu sterben, da uns „das Leben nicht vergönnen will, in Liebe und Treue „verbunden, bis uns der Himmel abrufe, zusammen „gehören zu dürfen. Hast Du es auch, mein gutes „Kind, reiflich bedacht, was es heißt, seinem Leben ge„waltsam ein Ende zu machen, wie Du damit einer „Zukunft von Glanz und Reichthum entsagst — und „Dein junges, hoffnungsvolles Dasein endest? Nimm „auf mich keinerlei Rücksicht, wohl aber auf Dich — und „Deinen alten Vater, der doch bei Deinem Tode einsam „und verlassen, einem trüben Alter entgegensehen muß. „— Ich werde ein Plätzchen finden, wo sich mein wun-

„des Herz, verborgen vor der Welt, ausbluten kann,
„für Dein Wohl und Wohlergehen betend."

„„Fridolin, was Du soeben sprachst, ist edel und
„„schön gesagt — und nur ein Mann wie Du kann
„„solche Resignation ausdrücken und bethätigen; allein
„„wie edel und brav gemeint auch Deine Worte sind,
„„an meinem Vorsatze können sie nichts mehr ändern —:
„„ich habe mit dem Leben abgeschlossen; bräutlich ge-
„„schmückt erscheine ich bei Dir, um mit Dir in den
„„Wellen der Mosel zu sterben, Vereinigung im Tode
„„zu suchen.""

„Nun denn," sprach Fridolin, „so geschehe es in
„Gottes Namen, der unseren Seelen gnädig sein wolle."

Inzwischen hatte sich die Scene im Schlosse geän-
dert. Die Gäste waren bis auf Michael und den Ritter
des nächsten Schlosses weggeritten. Vom Weine erhitzt,
suchte Ritter Michael auf den Schloßherrn einzureden
— und alle Schuld auf Fridolin zu wälzen. Der
Schloßvogt, welcher bei keiner Zecherei fehlte und stets
bei den Letzten zu finden war, unterstützte thatkräftig
und als derselbe dem Ritter mittheilte, daß der Knappe
mit Adelgunde im Wachtthurm an der Mosel sich be-
finde, er habe sie vor einer Stunde nach dort gehen
sehen, da entflammte dessen Zorn derart, daß er zu
seinem Schwerte griff und Ritter M. aufforderte, mit
ihm nach dem Wartthurm zu gehen, um blutiges Ge-
richt über den Räuber und Verführer seines Kindes zu
halten. Diese Aufforderung fand nun in der Seele
Michaels freudigen Widerhall. Rachedürstend eilte er
dem Ritter voraus, um der erste auf dem Kampfplatz
zu sein.

Die Liebenden hatten sich eben zum inbrünstigen Gebete niedergekniet, als sie laute Stimmen dem Thurme sich näheren hörten. Fridolin sprang auf und erblickte durch das offenstehende Fenster im Mondenschein den Ritter M., Adelgundens Vater und den Schloßvogt mit raschen Schritten und gezogenen Schwertern, dem Thurme zueilen. „Ha, Geliebte, sie kommen, um Ge„richt zu halten, komm' laß uns eilen, diese teufliſche „Freude soll ihnen nicht zu Theil werden."

Beide treten hinauf auf den Söller, und mit dem Rufe: „Leb' wohl, o Welt, fahre hin Jugend und Glück, Gott sei unser gnädig" stürzten sie sich, fest umschlingend hinab in die hochgehenden Fluthen der Mosel. Ein dumpfes Murmeln tönte schauerlich den Verfolgern entgegen; die Wellen hatten ihre Opfer richtig erfaßt und auf des Todes Schwingen gebettet in ein nasses, kühles Grab.

Alt und verlassen, von Gram und Kummer gebeugt, wandelt der einst so stolze, mächtige Ritter von U . . . . . durch die öden Hallen seines Schlosses. Oft sitzt er ganze Tage in den Gemächern seines unglücklichen Kindes, mit schmerzlichem Weh jener sonnigen Tage gedenkend, wo sie ihn als zartes Kind in den trauten Räumen mit ihrem fröhlichen, heiteren Lachen so oft erfreut und als Jungfrau in herzgewinnender Art mit ihrer schönen Stimme, wenn sie zu der Laute sang, entzückte und des Kummers Schatten von der Stirne scheuchte.

Heiße Thränen rollten über die bleichen, hohlen Wangen des verlassenen Mannes, wenn sein müdes

Auge in solch' schmerzlichen Stunden hinabschaute, auf die Mosel, in deren Armen sein armes Kind den Todesschlaf schläft und in treuer Liebe des großen Auferstehungstages harrt.

Zwei Jahre nach dem Tode seines Kindes, trug man auch ihn hinab in die Gruft seiner Ahnen. Sein letztes Wort war der Name seines Kindes, dessen Seele er mit der seinen der Gnade seines Gottes empfahl. Trümmer nur bekunden noch die Stätte wo unsere Erzählung sich einst abgespielt; doch, so lange Menschen hienieden leben, wird unvergänglich schön und edel bleiben:

„Treue Liebe bis in den Tod."

Der Kindesräuber,

oder:

Die Falschmünzer aus der Kautenbach.

Episode aus der Belagerung Bernkastels durch die Schweden im 30jährigen Kriege.

1. Die Flucht.

Wie ein gehetztes Wild, von wilder Angst beflügelt, eilt über die nächtlichen Gefilde eine Jungfrau. Ohne sich eine Minute Rast zu gönnen, trotzdem ihr wogender Busen Zeuge großer Erschöpfung ist, fliegt sie, kaum mit ihrem Fuße die Haide berührend, raschen Laufes dahin. Endlich winkt ihr das so angstvoll er-

ſehnte Ziel, denn vor ihr liegt im Mondenſcheine die Hütte ihres Pflegevaters, unter deſſen ſchützendes Dach zu eilen die Urſache ihres nächtlichen Laufes iſt. Mit nicht geringem Erſtaunen über die ungewohnte Stunde ihres Beſuchs, empfängt der alte Mann das Mädchen, welches mit dem Rufe: „mein lieber Vater ſchütze mich“ ohnmächtig in deſſen Arme ſinkt.

Nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, erzählte ſie, wie es drunten in der Stadt, der hartbedrängten ausſieht, wie der ſchwediſche Soldat mit brennender Lunte plündernd die Stadt durchziehe; daß das Stift der Capuziner ſeiner Schätze gänzlich beraubt ſei, und daß die ganze Stadt, von dem Moſelufer bis zum heiligen Geiſte, in Flammen ſtehe. Sie ſei, verfolgt von einem Haufen ſchwediſcher Soldaten, ohne ſich umzuſchauen von Bernkaſtel bis zum Scheuerhofe gelaufen, um bei ihm, dem ihr noch übrig gebliebenen einzigen Verwandten, Schutz und Obdach zu finden. Alle anderen Verwandten und Freunde ſeien aus der Stadt geflohen und ſie wäre der wilden Soldateska unrettbar zum Opfer gefallen, wenn ſie nicht durch die Flucht derſelben ſich entzogen hätte. —

Jedoch, noch hatte ſie ihren Schreckensbericht nicht beendet, als mit ungeſtümer Haſt ein ſchwediſcher Soldat ins Zimmer trat und, ohne des alten Mannes zu achten, auf das vor Schrecken zitternde Mädchen eindrang und es in einer unerlaubten Art zu behandeln ſuchte. Angſtvoll klammerte ſie ſich an ihren Pflegevater; doch weder Bitten noch Drohungen vermochten den zügelloſen Menſchen zu mäßigen, und das arme Mädchen wäre deſſen thieriſchen Begierden und wilder Luſt rettungslos

verfallen, wenn nicht ein junger ſchwediſcher Offizier ihr als rettender Engel genaht wäre. Derſelbe ſtreifte in der Nähe des Scheuerhofes patrouillirend mit ſeiner Mannſchaft und es war ihm, als vernähme er durch die ſtille Mondnacht ferne Hülferufe, welche immer ſtärker und deutlicher an ſein Ohr ſchlugen. Er ging der Richtung, woher dieſelben ihm zu kommen ſchienen, nach, und kam ſo an das Häuschen, in welchem die ſoeben geſchilderte Scene ſich abſpielte. Raſch die Situation überblickend, ſprang er in das Zimmer, und ſchon der Anblick der ſchwediſchen Offiziers-Uniform allein genügte, das geängſtigte Mädchen aus der Gewalt ſeines Verfolgers zu befreien; ein kräftiger Fauſtſchlag und der Befehl, ſich ſofort zu entfernen, vollendete das Rettungswerk.

Mit den wärmſten Dankesworten dankten die Befreiten ihrem Befreier; doch derſelbe lehnte beſcheiden jeden Dank ab und erachtete das Geſchehene als ſeine Pflicht, ſowohl als Menſch, wie als Offizier. Mehr als Worte ſprach doch für ihn der ſeelenvolle Blick, den das junge Mädchen dankerfüllt auf ihn richtete, — und jedesmal, wenn ſein Blick dem ihrigen begegnete, war es ihm, als ſtrahlten bekannte, ja verwandte Augen ihm entgegen, trotzdem er ſich nicht erinnern konnte, jemals denſelben in ſeinem Leben begegnet zu ſein. Wie gerne er noch länger in der Nähe der holden Erſcheinung geweilt haben würde, ſo war es ihm nicht vergönnt, auch nur eine Stunde unter dem beglückenden Dach ſich aufhalten zu dürfen, die Pflicht, der ſtrenge Dienſt rief ihn hinaus zu ſeinen Mannſchaften. Obgleich er ſich bemühte, dem Mädchen jegliche Furcht vor weiteren Inſulten zu benehmen und mit ihrem Pflege-

vater zum ruhigen Verbleiben in dessen Hause zu bestimmen suchte, so konnte es Beiden doch nicht gelingen, sie zum Bleiben zu bereden, indem sie als sicheres Faktum die Rückkehr des gemaßregelten Soldaten in der Nacht voraussetzte, ein Fall, dessen Möglichkeit auch die Männer nicht bezweifelten, doch als positiv wahrscheinlich nicht annahmen. Sie erklärte, um ganz sicher vor ihrem Verfolger zu sein, zu ihrer Tante in's Birkenfeld'sche gehen zu wollen, womit schließlich ihr Pflegevater sich einverstanden erklärte. Nach einem kurzen, jedoch schmerzlichen Abschied betrat sie mit ihrem Befreier die helle Mondnacht. Der junge Offizier gab ihr noch eine weite Strecke über die Haide das Geleite, und als er sich endlich von ihr verabschieden mußte, nahm er ihr das Versprechen ab, ihm Nachricht von ihrer Ankunft bei ihrer Tante und über ihr Ergehen dort zu geben, was sie ihm auch gelobte. —

Mit angstbeflügelten Schritten, scheu um sich schauend, so, wie wir sie nach dem Hause ihres Pflegevaters über die nächtliche Haide eilen sahen, bedrückt von dem Gedanken: hinter jedem Busche das Auge ihres Verfolgers hervorlugen zu sehen, lief sie unaufhaltsam weiter über Berg und Hügel, bis sie endlich, es mochte Mitternacht sein, im Mondschein eines Baches Spiegel, aus einem tiefen Thale zu ihr emporglänzen sah. Sie eilte ins Thal hinunter, bemerkte aber zu ihrem größten Schrecken, daß sie sich verirrt habe und weit von dem richtigen Wege abgekommen sei. Vor ihr lag das Oertchen Kauterbach. Sie entschloß sich, dort ein gastliches Dach aufzusuchen und mit dem kommenden Tage ihre Reise fortzusetzen, denn sie fühlte,

daß ihre Kräfte zur Fortsetzung ihrer angestrengten Tour nicht mehr ausreichten.

Vor einem schwarz aussehenden Hause, aus welchem ein schwacher Lichtschein hinter dichtverhangenen Fenstern ihr entgegenleuchtete, machte sie halt und klopfte leise an dessen Thüre. Dieselbe wurde sofort geöffnet und ein Mann von mittlerer Größe, mit einem Schurzfell bekleidet, fragte nach ihrem Begehren. Sie bat um ein Obdach für die Nacht, da sie sich verirrt habe und so ermüdet sei, daß sie nicht mehr weiter fort könne. Den Grund ihrer nächtlichen Reise verschwieg sie jedoch, denn das Auge des Mannes war in keiner Weise ein Vertrauen erweckendes. Gern hätte sie an einer der nächstliegenden ärmlichen Hütten um eine Herberge angeklopft, wenn ihr nicht derselbe mit der größten Bereitwilligkeit, ja Artigkeit, ein Unterkommen für die Nacht zugesagt hätte.

Ein im zweiten Stocke liegendes Zimmer wurde ihr angewiesen und mit einem freundlichen „Gute Nacht Fräulein", verließ sie der Mann. Angekleidet, wie sie war, warf sie sich auf das Bett, denn eine innere Stimme sagte ihr, daß sie in keine guten Hände gerathen sei. Eben im Begriff durch ein inbrünstiges Gebet Gott und der heil. Jungfrau ihre Seele anzuempfehlen, vernahm sie ein unterirdisches Hämmern und ein Brausen schwerer Bälge, dazwischen tönten verworrene Stimmen zu ihrem Ohr, deren Klang durchaus nicht beschaffen war, um sorglos dabei der Ruhe zu pflegen. Von Angst gefoltert, eilt sie an's Fenster, um zu untersuchen, ob aus demselben ein unbemerktes Entrinnen möglich sei. Sie entdeckte zu ihrer größten Freude, daß

daſſelbe nur manneshoch vom Boden lag, da das Haus mit ſeiner hintern Seite an den Berg lehnte. Leiſe das Fenſter öffnend, ſprang ſie aus demſelben hinab; und, trotzdem ſie ſich bei dem Sprunge den rechten Fuß verletzt hatte, erſtieg ſie raſchen Laufes die Bergwand, um auf Umwegen, ohne das Oertchen wieder berühren zu müſſen, nach dem Wege zu kommen, der durch das Kautenbachthal nach Longcamp führt. Endlich langte ſie dort an. Ihr Fuß ſchmerzt ſie jedoch ſo ſehr, daß ſie nicht anders konnte, als durch eine kleine Raſt demſelben etwas Erholung zu gönnen. Gleichzeitig überlegte ſie auch, ob ſie wieder zurück, zu ihrem Pflegevater kehren ſollte, oder ob ſie den Weg zur Hochebene Longcamp's einſchlage, um zu ihrer Tante, zu gelangen. Sie entſchied ſich für das Letztere. Jedoch, wer ermißt ihr Entſetzen, als ſie, kaum hundert Schritte den Weg gegangen, in unmittelbarer Nähe den Schrecklichen vorübereilen und im Mondſchein, in dem ſchwarzen Hauſe verſchwinden ſieht. Ein inbrünſtigeres Dankgebet hatte ſie noch nie zu ihrem Gott und Schöpfer emporgeſandt, als jetzt, wo er ſie wiederholt ſo wunderbar vom Verderben gerettet hatte. Denn ohne alle Schonung würde ſie in dem ſchwarzen Hauſe, dem Wütherich in die Hände gefallen und ſeiner wuthentbrannten Rache ein Opfer geworden ſein.

Daß der Schreckliche nicht zum erſtenmal das ſchwarze Haus in der Nacht betreten habe, ſagte ſie ſich gleich, da ſein ſchneller Lauf direkt nach demſelben ihn führte; auch ſagte ihr ihr wohlerwägender Verſtand, daß man ihm ihre Anweſenheit in dem unheimlichen Hauſe ſofort mittheilen, und daß derſelbe bei der Ent-

deckung ihrer Flucht sie wiederholt verfolgen werde. Sie änderte daher den Cours ihrer Reise und erstieg den mit Buschwerk bewachsenen, an dem jenseitigen Ufer des Kautenbachs liegenden Abhang, um die Hochebene Frohnhofens zu erreichen. Ueberlassen wir nun das fliehende Mädchen eine Stunde ihrem Geschick und folgen dem schwedischen Soldaten in das schwarze Haus, wo derselbe von demselben Manne mit freudestrahlendem Gesichte empfangen wurde, welcher dem Mädchen die Thüre öffnete. Nachdem der Soldat, den wir Ullaf nennen, in kurzen Umrissen das Bild seines nächtlichen Abenteuers gezeichnet hatte, stieg er mit seinem Freunde in den Keller hinab, wo eine wohleingerichtete mechanische Werkstatt mit vier eifrig arbeitenden Gesellen ihn empfing.

Bei seinem Eintritt ruhten die fleißig klopfenden Hämmer, das Gebläse wurde still gestellt und einer nach dem andern reichte dem Eintretenden zum Willkomm die Hand, Ein frischer Trunk wurde gereicht und dabei entwickelte der das Mädchen und den Soldaten Begrüßende den Stand der Geschäfte mit der Mittheilung, „daß nunmehr ein namhafter Betrag fertigen Geldes vorhanden und er Sorge für dessen Vertrieb tragen möge. „Dann" sprach er weiter, „hat Freund Etzick neuen kostbaren Stoff zu Münze gebracht, zwei prachtvolle kupferne Kessel, von den, wie er sagt, der eine in dem Capuziner Stift in Bernkastel gemaust sei und den anderen habe er in Longcamp mitgehen heißen."

„Ein unvergleichbarer Mensch, der Etzick," erwiderte der Schwede; nur schade, daß er ein Jude ist, sonst

würden wir ihn als Gesellschafter aufnehmen und ihm den Vertrieb unseres Geldes übertragen".

„Aber Ullaf," sprach der Vorsteher der Münzwerkstätte, oder besser gesagt, der Falschmünzerei, das Kostbarste, was wir diese Nacht unter unserem Dache bergen, das hast Du noch nicht gesehen! Ein Mädchen, schön, wie die heil. Jungfrau auf dem Altare der Bernkastler Pfarrkirche, schläft oben im Zimmer." Nur die Schilderung ihres späten Kommens genügte, um ihn zu überzeugen, daß das Mädchen dasselbe sei, welches er bis zum Scheuerhof verfolgt hatte. Mit einigen Sätzen hatte er die Stiege erstiegen und das betreffende Zimmer erreicht; — aber, o Täuschung, es war leer — und das offenstehende Fenster überzeugte ihn, daß das Lamm dem Wolf entronnen sei.

Ohne zu seinen Freunden zurückzukehren, verfolgte er instinktmäßig denselben Weg, den das fliehende Mädchen genommen, indem er durch das offene Fenster springend, den Bergabhang erstieg und von dort ins Thal eilenden Fußes seine Schritte lenkte. Da das Geschehene in dem schwarzen Hause, kaum das Werk einer Stunde war und das arme Mädchen, durch seinen leidenden Fuß nur langsam vorwärts konnte und öfters rasten mußte, so war der Vorsprung den sie hatte, kein bedeutender; denn als sie nach einer kurzen Pause ihr Auge ins Thal schweifen ließ, da erblickte sie zu ihrem Schrecken den Gefürchteten denselben Weg verfolgend, den sie eingeschlagen. Schon wollte sie, als nach verdoppelter Eile ihr lahmer Fuß den Dienst gänzlich zu versagen drohte, ihrem Schicksale sich überlassend, sich niedersetzen und den Schrecklichen erwarten, als ein „Halt

werda" mit wohlbekannter Stimme ihr entgegen gerufen wurde. Unter einer Eiche, in der Nähe des Oertchens Pylmeroth, ſtand ihr Befreier, der ſchwediſche Offizier, der zum zweiten Male ihr Retter werden ſollte.

„Mein theures Fräulein", redete der Offizier ſie an, ſeien Sie ohne Sorge, dieſer Arm und dieſer Degen ſchützt ſie hier, wie in Ihres Pflegevaters Haus, vor allen Inſulten, die Ihnen Ihr Verfolger zumeſſen will. Ich bin glücklich wiederholt ihnen meine rettende Hand leihen zu dürfen und dienlich ſein zu können. Treten Sie näher und Sie ſollen ſehen, wie bald Ihr Feind unſchädlich gemacht ſein wird."

Als der Wüthende die Ebene erreicht hatte und ſchnellen Laufs auf ſein Opfer zuſtürzte, da trat der Offizier zurück in den Schatten der Eiche; doch er hatte das Mädchen noch nicht erfaßt, als auf das Kommando: „Bindet den Schurken", eine Abtheilung Soldaten aus dem nahen Buſche ſprangen und ihn feſſelten. Als der Gefürchtete zitternd wie ein furchtſames Kind, gefeſſelt, von ſeinen Kameraden abgeführt wurde, erzählte ihr der Offizier, wie er auf ſeinem Streifzuge ihre Flucht beobachtet habe und immer näher ihr zu kommen ſich bemüht hätte, denn daß ihr Verfolger ihr wieder nachſetze, habe er an ihrem ſchnellen Laufe erkannt; auch ſei ihm deſſen Geſtalt in der Ferne erſichtlich geworden, weßhalb er ſeine Leute in dem Buſch ſich verſtecken habe laſſen, um ihn diesmal gründlich zu überraſchen. Sie ließ ſich vor ihm auf ihr Knie nieder und dankte ihm für ihre Rettung. Er aber hob ſie ſanften Armes empor und, indem er ihre Hand in der ſeinen hielt, ſprach er:

„Mein liebes Kind! o glauben Sie mir, dieſe Stunden ſind die glücklichſten meines Lebens, denn ich habe darin zwei Augen mir entgegenſtrahlen ſehen, deren Glanz mir tief, unendlich tief ins Herz geleuchtet hat. Mehr, mein Kind, vermag ich Ihnen nicht zu ſagen; doch beredeter als Worte ſpricht dies klopfende Herz, welches zu voll von Seligkeit iſt, um ſeinen Gefühlen Ausdruck verleihen zu können.

Nur mit einem warmen Händedruck vermochte ſie ihm zu erwiedern; und als ſie geſtützt von ſeinem Arm, frei von jeder Gefahr, den Rückweg antrat, da erzählte ſie ihm ihre Erlebniſſe in der Kautenbach und was ſie dort gehört.

Mit ſpannender Aufmerkſamkeit hörte ihr der Offizier zu, und als ſie geendet, ſagte er: „Das iſt die Falſchmünzerbande, auf welche wir fahnden und ſchon wochenlang vergebens Streifzüge machen.“ Den Mannſchaften gab er Befehl, das ſchwarze Haus zu umſtellen und erſt auf ſein Kommando in daſſelbe einzudringen. Mit ſoldatiſcher Pünktlichkeit wurde alles ausgeführt und nach kaum einer Stunde war die ganze Bande in Begleitung ihres Freundes Ullaf gefeſſelt und auf dem Wege nach Bernkaſtel, wo ſie mit dem Erwachen des jungen Tages eintrafen und ſofort dem Kriegsgerichte überliefert wurden. Jedoch an der Hand ihres Retters, ging das junge Mädchen ſtolz durch die ſie angaffende Menge, welche ſich auf den rauchenden Trümmern der Stadt angeſammelt hatte, mit ihm zu ſeinem Vetter, dem ſchwediſchen Oberkommandanten, den wir im Laufe unſerer Erzählung noch näher kennen lernen werden.

Digitized by Google

2. Das Wiedersehen.

In dem Rathssaale des Bernkasteler Stadthauses saß der schwedische Oberkommandant mit seinem Stabe zu Gericht. Vor den Schranken stand Ullaf mit seinen Freunden aus der Kautenbach. Alle wurden in Anbetracht dessen, daß sie die Interessen des Staates beeinträchtigt, und falsches Geld in der schwedischen Armee verbreitet hätten, zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt. Nachdem das Urtheil verlesen und die Bande aus dem Saale fortgeführt war, führte man einen Bernkasteler Bürger mit Namens Starke, vor, welcher beschuldigt wurde: über das schwedische Heer geschimpft zu haben. Der Oberkommandant frug ihn, was ihn veranlasse, über die Schweden zu schimpfen, die doch, was er sehr berücksichtigen wolle, Herr der Stadt und seiner Einwohner seien. „Sie müssen", so fährt der General fort, „wohl bedenken, mein lieber Mann, daß wir in Kriegszeit leben, in welcher ein unbesonnen gesprochenes Wort den Tod nach sich ziehen kann, denn im Kriege, da wird, wie Sie so eben zu hören Gelegenheit hatten, kurzer Prozeß gemacht. Was haben Sie zu ihrer Vertheidigung zu sagen?"

„Herr General", nimmt Starke das Wort,„ wenn Sie solch' bittere Erlebnisse von feindlichen Heeren, wie ich sie leider erleben mußte, hätten erfahren müssen, so würden Sie, sind Sie Gatte und Vater, gewiß nicht wohlgesinnt auf dieselben zu sprechen sein. Sie würden es vielleicht nicht allein bei dem Worte bewenden lassen, sondern in der That Rache an Ihren Peinigern nehmen. Als die Stadt Bernkastel vor ca. 20 Jahren, von den Schweden zum ersten Mal belagert wurde, entsandte

mich der Magiſtrat mit einer Deputation nach Trier, um unſern Landesfürſten zu beſtimmen, den damaligen Oberkommandeur Oxenſtirn zu bewegen, mildernde Bedingungen der hartbelagerten Stadt Bernkaſtel zu ſtellen, denn es war kaum möglich, die Contribution, die er der Stadt auflegte, aufbringen zu können.

„Zurückgekehrt, fand ich weder mein theures Weib, noch mein einziges Kind, ein Knäblein von zwei Jahren, meiner Zukunft Stolz und Glück, mehr vor, beide ſollte ich nicht mehr wiederſehen, denn unter den rauchenden Trümmern meines Hauſes, der Stätte ſchönſten Erdenglückes, ſagte man mir, ſeien ſie vergraben. Ich würde ſofort in die lodernden Flammen meinen Theuern nachgeſprungen ſein, wenn nicht meiner verſtorbenen Schweſter Kind, welches in einem Orte der Grafſchaft Veldenz weilte, noch gelebt hätte, dem Vater und Erhalter zu ſein, ich meiner Schweſter auf dem Todesbette geſchworen hatte. Zwanzig Jahre, Herr General! ſind verfloſſen; doch die Wunde, die man meinem Herzen ſchlug, iſt bis heute noch nicht vernarbt, ja ſie blutet neu, da mir in dieſen Tagen der einzige Troſt meines Alters, meine Nichte, mein theures Pflegekind entriſſen wurde, indem ſie von Ihren Soldaten verfolgt, bei Nacht und Nebel fliehen mußte, und vielleicht ſchon krank und abgehetzt, ja vielleicht ſchon todt, in einer Höhle des Hochwaldes, wohin ſie geflohen, liegt.“

Die ſchrecklichen Schilderungen des Mannes machten auf alle Anweſenden einen tiefernſten Eindruck und der Oberkommandeur konnte eine Thräne, welche ſich unbemerkt in ſein Auge ſtahl, nicht unterdrücken. Er erhob ſich mit ſeinem Stabe und ſprach mit lauter Stimme:

„Lieber Mann! Das Kriegsgericht spricht Sie im Namen Sr. Majestät des Königs von Schweden, von den Ihnen zur Last gelegten Beschuldigungen frei, obgleich dieselben nach Maßgabe der obwaltenden Verhältnisse, sogar mit Todesstrafe belegt werden müßten; allein wir wollen Ihnen beweisen, daß auch in der Brust des Kriegers, wie rauh auch sein Handwerk ist, ein warmes Herz für das Unglück und die Leiden seiner Mitmenschen, schlägt."

Nachdem der General das Kriegsgericht für geschlossen erklärt hatte, fuhr er zu Starke gewendet, weiter fort: „Nun, mein bester Starke, lassen Sie mich einmal als Mensch mit Ihnen reden und Ihnen die Versicherung geben, daß, wie hart auch das Schicksal an ihre Pforte geklopft haben mag, doch die Sonne besserer Tage für Sie noch nicht zur Neige sich gesenkt hat, denn ich sage Ihnen mit aller Bestimmtheit, daß Ihr Sohn noch lebt und bereit ist, Sie als Vater zu begrüßen. Ihr liebes Weib vermag ich Ihnen leider nicht mehr zuzuführen, denn sie hat unter den rauchenden Trümmern ihres Hauses ein frühes Grab gefunden. Doch nicht den Tod der Flammen ist sie gestorben, sondern von ruchloser Hand ermordet, fand ich sie in der Hausflur ihres Hauses liegend, als ich, als Adjutant des damaligen Oberkommandeurs, die Stadt durcheilte, um den Plünderungen unserer Leute Einhalt zu gebieten. Vor mir sah ich einen Soldaten in Ihr Haus gehen und eben im Begriff demselben nachzueilen, wurde ich von einer Ordonnanz, die mich aufsuchte, etwa zehn Minuten in Anspruch genommen. Leider sollten dieselben für ihr armes Weib verhängnißvoll werden, denn jener Soldat, derselbe, den wir soeben zum Tode verurtheilt haben — und

welcher auch als Verfolger Ihrer Nichte dokumentirt wurde, durchbohrte sie mit seiner Waffe. Jedoch zur Rettung Ihres Kindes sollte ich noch zeitig genug kommen; ich entriß es dem Wütherich, als er es eben in die Flammen Ihres Nachbarhauses werfen wollte.

Als vater- und mutterlose Waise nahm ich das Knäblein mit in unser fernes Schwedenland, erzog es, da ich unverheirathet bin, mit väterlicher Liebe und Fürsorge; ich lehrte es zu seinem Gott und Schöpfer beten; und wenn der Knabe heute auch nicht Ihren Glauben bekennt, so glaube ich, wird das nicht hinderlich sein, fortan in seiner Nähe zu weilen — und des langentbehrten Vaterglückes rückhaltlos sich zu erfreuen. Ich vermaß mich nie von ihm mich Vater nennen zu lassen, weil ich von Gott und der Natur kein Recht dazu hatte; ich galt ihm nur als sein Vetter. Nach Ihren Schilderungen und den soeben von mir erzählten Scenen, ist mein Pflegebefohlener Ihr Sohn, den Sie als todt beweinen und welchen Sie als blühender junger Mann und Offizier noch in dieser Minute wiedersehen sollen." Auf einen Wink des Generals wurde eine Thüre geöffnet und herein trat der junge Offizier, den wir schon zweimal im Verlauf unserer Erzählung kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Stumm standen sich Vater und Sohn gegenüber; doch nur Minuten genügten, um dem Vaterauge die Ueberzeugung zu geben, daß das Kind seines Herzens ihm gegenüberstehe. Mit dem Rufe: „Mein theures Kind!" warf sich Starke an die Brust des jungen Offiziers und eine lange, innige Umarmung besiegelte das Band reinster und schönster Vater- und Kindesliebe,

welche so lange des Unglücks Hand getrennt gehalten hatte.

Starke kam sich wie berauscht vor; er vermochte nicht seinem vor Glück und Freude überfüllten Herzen Ausdruck zu verleihen. Stumm hielt er die Hand seines Sohnes in der seinen und nur mit Blicken konnte er dem General, dem Spender seines ungeahnten Glückes, danken für das Große, was er an seinem Vaterherzen gethan hatte. Vater und Sohn der Freude des Wiedersehens überlassend, trat der General, unbemerkt von Beiden, ab und eben wollten dieselben ihm folgen, als, geführt an seiner Hand, unsere Flüchtige, Starke's Nichte eintrat, blühend wie eine Rose im Frühlingsthau, schön wie ein Cherub aus höheren Welten. „Auch Du, mein theures Kind, hier?“ mehr vermochte Starke nicht zu sprechen. In stummer und doch beredter Sprache trafen sich drei Augenpaare, welche tief in den Herzen lesen ließen, wie nahe sie sich standen und daß ein Band, das Band der glücklichsten Liebe, sie mit einander vereinte und für Zeit und Ewigkeit verband. „Mein lieber Freund,“ nimmt der General, zu Starke gewendet, das Wort, hier stehen sich Nichte und Vetter gegenüber, beider Herzen erfüllt derselbe Gedanke, der Gedanke, sich für's Leben einander anzugehören. Ihre Herzen hat des Himmels Hand wunderbar sich finden lassen, indem das Geschick es wollte, daß Ihr Sohn zweimal in einer Nacht der Retter Ihrer Nichte werden sollte. Jene Nacht hat ihre Herzen vereint und nur noch Ihres Segens, als rechtmäßigem Vater, bedarf es, um das Glück der jungen Leute zu besiegeln. Meinen Segen habe ich ihnen schon ertheilt.“

Eine ſtumme Umarmung folgte; und als die Jungfrau mit überglücklichem Lächeln ihrem Pflegevater erklärt hatte, ihrem Retter und wiedergefundenen Vetter nur einzig angehören zu wollen und derſelbe ſeinem Vater betheuerte, ſeine Nichte unausſprechlich zu lieben, da gab Starke ihnen, indem ſich Beide vor ihm niederknieten, mit bewegter Stimme ſeinen väterlichen Segen. Ein froheres und glücklicheres Wiederſehen konnte wohl nie gefeiert werden; der Abend des ſo bedeutungsvollen Tages vereinte in dem Quartier des Generals eine glänzende Geſellſchaft zur Verlobungsfeier ſeines Pflegeſohnes und deſſen Wiedervereinigung mit ſeinem Vater, welcher nach dem Rückzuge der Schweden ſeiner Vaterſtadt für immer Valet ſagte und mit ſeinen Kindern nach dem fernen Norden zog, um in dem Glücke derſelben ſich zu ſonnen. Ein heiterer Lebensabend wird ihn wohl für die zwanzig Jahre herbſten Erdenlebens entſchädigt haben; denn es iſt nicht zu bezweifeln, daß jedes ſeiner Kinder ſich bemüht haben wird, ihm ſeine Tage ſo angenehm wie möglich zu geſtalten.

Digitized by Google

Der Goldgräber.

I. Der Goldbach.

Wenn Du mein lieber Leſer, unſer ſchönes Moſelthal beſucht haſt und von deſſen Merkwürdigkeiten reden gehört, ſo wird Dir auch der Goldbach genannt worden ſein, der an dem Oertchen Andel vorbeifließt und nahe demſelben in die Moſel mündet. Wohl mag Manchem der Name „Goldbach" eigenthümlich in's Ohr klingen und mehr ironiſch als bedeutungsvoll erſcheinen, indem er ſich ſagt, daß im Rheinlande kein Gold in Bächen und Flüſſen, noch in Schächten — ſondern auf deſſen Bergen mit der Rebe edlem Saft und in ſeinen blühenden Thälern, durch Obſt- und Gemüſebau — gewonnen werde. — Und doch hat es mit dem Namen Goldbach ſeine Bedeutung und zwar im wahren Sinne des Wortes, da er wirkliches Gold mit ſich führt, in gediegener Art, welches ohne einen Läuterungsprozeß durchmachen zu müſſen, ſofort verarbeitet werden kann. Schon öfters wurde von Bewohnern Andels in dem Bette des Baches Gold in verſchiedenen Quantitäten gefunden und zwar bis zu der Stärke einer „dicken Bohne", welches Stück in Bonn, auf dem Oberbergamte, zu ſehen iſt. Auch in Wien iſt ein Stückchen Gold in dem Kaiſerl. Mineralienkabinet von Moſelanern geſehen worden, das im Goldbach, bei Andel, gefunden wurde. — Zu dieſen thatſächlichen Belegen für den Namen „Goldbach", ſpricht nun noch die Wiſſenſchaft durch die Bergkunde ihre Weihe aus, daß ſie ſagt, das ein unumſtößlicher Beweis

dafür, daß der Goldbach Gold in sich berge, damit gegeben sei, daß der Magneteisenstein in bedeutenden Massen sich vorfände, welcher als Trabant des Goldes bezeichnet werden könne. — Ferner bezeichnet sie den grauen Quarz als das Gestein, in welchem das Gold stehe und Analysen haben bewiesen, daß es sich so verhält; auch kann man in vielen Steinen dieser Ordnung, mit dem bloßen Auge ganze Linien Gold sehen, die durch die Luppe betrachtet, das edle Metall in reinster Art erkennen lassen. Schließlich beweist noch die Schwester des Goldes, „das Platina", das untrügliche Vorhandensein seiner hohen Blutsverwandten, indem es sich in Massen vorfindet — und, wo dasselbe gefunden wird, auch Gold vorhanden sein muß.

Dieses Metall, das sogenannte „russische Gold", zeigt sich in dem Sande, der in den Kellern, der nahe des Goldbachs liegenden Häusern, gegraben wird; eine Analyse zur Gewinnung desselben lohnt sich aus dem Grunde nicht; da es wegen seiner Festigkeit schwer löslich ist und daher nur schwache Resultate erzielen läßt.

Somit, etwa zweifelnder Leser, glaube ich Dir den Beweis geliefert zu haben, daß der Name „Goldbach" keinen leeren Klang hat, sondern, daß derselbe vielmehr als Merkwürdigkeit unseres Moselthales genannt werden kann, weil er seinen Namen mit des Wortes wahrster Bedeutung verbindet. Haben doch schon die alten Römer, als sie unsere deutschen Gauen beherrschten, die Schätze erkannt, die der Goldbach in sich birgt, denn sie ließen aus Venetien geübte Goldgräber kommen, die in kundiger Weise den geheimen Gängen des Goldes folgten — und reiche Ausbeute machten.

Noch heute bezeichnet eine Stelle, die „Wäſche“ genannt, den Ort, wo das gegrabene Gold gewaſchen wurde. —

Als jedoch die germaniſchen Stämme die römiſchen Eindringlinge wieder über die Alpen zurückgeworfen hatten, da war es, als hätten ſie das Anathema über die Goldminen ausgeſprochen, denn wie ſehr man ſich auch mühte dieſelben wieder aufzufinden, ſo blieben doch alle Verſuche ohne Erfolg — ſie waren — und ſollten verſchwunden bleiben. — Wenn auch in ſpäteren Zeiten noch Viele, wie der Verlauf unſerer Erzählung berichten wird, mit guter Ausbeute arbeiten ließen, ſo ſoll doch, wie die Chronik mittheilt, der Ertrag in keinem Verhältniß zu dem von den Römern erzielten geſtanden haben. —

Viele haben auch ſchon vieles Gold dem Golde des Goldbachs geopfert, ohne auch nur einmal deſſen reiche Minen geöffnet zu ſehen, obgleich die Arbeiter eines Intereſſenten, demſelben oft tröſtend zuriefen: „Herr, ſeid zufrieden, es „„bumbt,““ wir ſind nahe an der eiſernen Thür, die den römiſchen Schacht verſchloſſen hält.“ — „Ja, ja, es bumbt,“ ſoll derſelbe geantwortet haben, „— aber in Eure Taſche.“ —

Der Goldbach entſpringt auf dem Gebiete des Gebirgdorfs Monzelfeld. Rechts und links von waldigen Höhen umgeben, tritt er aus dem Schatten der Buchen und Eichen heraus, um, von der Rebe Grün umſäumt, durch ein herrliches Wieſenthal ſich zu ſchlängeln, das er, wenn des Sommers Hitze Gras und Halm zu verſengen droht, mit ſeinem Waſſer erquickt und anfriſcht. Nachdem er in den blauen Fluthen der Moſel ſeinen Lauf

Digitized by Google

vollendet hat, darf er sich sagen, daß von seinem Ursprung bis zur Mündung sein Bett von der Mutter Natur mit einer prachtvollen Lage ausgestattet ward. — Somit hätten wir denn der materiellen und charakteriellen Bedeutung des Terrains, in welchem unsere Erzählung sich abspielt, Rechnung getragen; wir wollen nun, indem wir das wirkliche Bild derselben entrollen, auch dessen ideale Seite zu ergründen suchen, und an der Hand der Sage und Chronik, (also Dichtung mit Wahrheit verwoben,) mit unserer Geschichte beginnen.

II. Der Fischer und sein Töchterlein.

Im Hüttchen klein und traulich
Da waltet sanft und mild
Das Töchterlein des Fischers
Der Schönheit Ebenbild. —

Da, wo jetzt das Oertchen Andel von blühenden Obstbäumen und duftenden Gärten umrahmt, steht, befand sich vor Jahrhunderten eine Stadt „Sandthal", genannt, die, wie die Chronik berichtet, durch einen Wolkenbruch total zerstört worden sein soll. Die Bewohner jener Stadt gehörten größtentheils der Fischerzunft an, welche auf der Mosel und auf einem großen Weiher, der oberhalb der Stadt sich befand, ihr Gewerbe trieben. Die ärmere Classe der Stadtbewohner hatte sich in der Nähe des Weihers angesiedelt, welcher an dem Wege sich befunden haben soll, der nach dem Goldbache führt. Noch heute bezeichnet man eine Stelle des oberhalb Andels sich befindlichen Wiesenthales, als den Platz, wo

der Weiher gewesen sei, und benennt denselben: „Fischerweiher“. In einer der äußerst gelegenen Fischerhütten, die den Weiher umstanden, wohnte der Fischer Barthel, ein schlichter, fleißiger und ehrbarer Mann. Obgleich er als der ärmste unter seinen Collegen bezeichnet wurde, so hatte man ihn doch zum Zunftmeister der Fischerzunft erwählt, indem er, was zur damaligen Zeit eine große Seltenheit zu nennen war, im Besitz der Schreibkunst sich befand — und dieserhalb als ein Mann von hervorragender Bildung galt. Barthel war Wittwer; seine von ihm heißgeliebte Gattin, mußte er nach wenigen Jahren einer glücklichen Ehe schon zur Ruhe betten, sie starb ihm, als sie einem Töchterlein das Leben gab. Weder seine Verhältnisse, noch sein hülfloses Kind, das ihm die Mutter hinterlassen, vermochten ihn zu bewegen eine zweite Ehe einzugehen; er blieb unverheirathet und lebte nur der Erziehung seines einzigen Kindes und seinem Gewerbe. Jahre um Jahre verschwanden — und dem spielenden Kinde entwuchs eine stattliche Jungfrau, schön wie eine Aphrodite, sanft und mild wie ein Engel. — Kein Wunder, daß sie Barthels Stolz und einzige Hoffnung war, daß er sein Mädchen wie ein Kleinod hütete und Tag und Nacht aufmerksam Wacht hielt, ohne jedoch ihm auch nur ein Vergnügen, eine unerlaubte Freude zu versagen, die sein Alter ihm darbot. Lieschen erkannte aber ihrerseits des Vaters zärtliche Fürsorge um sie damit dankbar an, daß sie ihm in allen Dingen ein folgsames Kind war, sein Hauswesen in musterhafter Weise führte und ihn in seinen Berufsarbeiten thatkräftig unterstützte. Wie sehr auch das schöne Fischerlieschen“ mit Anbeter umschwärmt wurde,

wie oft auch verlockende Anträge ihr gemacht wurden, sie blieb unzugänglich, jedoch ohne zu verletzen; sie hatte für einen Jeden ein freundliches Wort, ein heiteres Auge — aber ein verschlossenes Herz, wie warm es auch in ihrer Brust schlug.

Barthel hatte seinem Kinde von seinem Wissen reichlich mitgegeben; Lieschen konnte lesen und schreiben — und was Barthel unter seinen Collegen galt, das galt Lieschen unter seinen Gespielinnen, die sie das gelehrte Fischerlieschen nannten. — Neben seltenen Körperreizen hatte sie aber die Natur mit einer Stimme ausgestattet, die den Hörer mit Bewunderung erfüllte und oft das ganze Fischerquartier an mondhellen, lauen Sommerabenden, vor Barthels Hütte lockte. Lieschen hätte zu gerne die Laute schlagen lernen; aber die musikalische Bildung der damaligen Bevölkerung war noch eine so mangelhafte, noch in der Kindheit liegende, daß oft Tagereisen dazu nöthig waren, um einen Musikkundigen zu finden.

So schien es beinah, als sollte Lieschens Wunsch, wie sehr auch ihr Vater ihm zu entsprechen suchte, sich nie erfüllen, denn nirgends wollte sich Gelegenheit dazu finden lassen. — Barthel lieferte seine Fische an die gräfliche Hofküche zu Schloß Veldenz.

Eines Tages hatte er wieder eine Parthie nach dort gebracht, als ihm beim Nachhausegehen aus einer, der am Fuße des Schlosses liegenden Bedientenwohnungen, die herrlichsten Lautenklänge entgegen tönten. Nachdem der Spieler geendet, trat Barthel ein und fand einen Mann in den mittleren Jahren mit der Laute in der Hand, an der Wiege sitzen, in welchem ein Kind schlum-

mernd lag. Der Vater hatte mit der Laute sein Kind in den Schlaf gespielt. — Wenn schon jenes Bild Barthel entzückte, so beglückte ihn jedoch noch mehr der Gedanke: endlich einen Lehrer für sein Kind gefunden zu haben.

Barthel trug dem Lautenschläger seiner Tochter Herzenswunsch vor, derselbe erklärte sich bereit, dieselbe zu unterrichten, doch müsse sie zu ihm kommen, da seine dienstliche Stelle den Gang nach Sandthal nicht gestatte.

Barthel willigte dankend in diese Bedingung ein, und wer war glücklicher als Lieschen, als ihr Vater Abends mit der Nachricht, einen Lehrer für sie zur Laute gefunden zu haben, von Veldenz zurückkehrte. Die Musikstunden nahmen ihren Anfang — und schon nach wenig Monden erklärte der Lehrer der Schülerin, daß er sie nichts mehr zu lehren habe. Lieschen wurde für die Begriffe ihrer Zeit eine vollendete Lautenschlägerin. Waren früher, wenn sie Abends ihre glockenhelle Stimme ertönen ließ, Alt und Jung vor ihrer Hütte versammelt, um ihrem seelenvollen Gesange zu lauschen, so wallfahrtete man jetzt förmlich nach derselben, selbst aus den entlegendsten Stadttheilen, um der meisterhaften Lautenschlägerin und deren entzückenden Liedern, Anerkennung und Beifall zu zollen. Wie vielfach Lieschen auch mit Vornehmen und Angesehenen in Berührung kam, wie sehr sie auch geschätzt, ja verehrt wurde, sie blieb immer das bescheidene Fischerlieschen, das taub für alle Schmeicheleien, nur ihren kindlichen Pflichten lebte.

Ein schöneres Bild konnte nicht gesehen werden, als wenn sie den weißen Binsenhut auf ihren blonden, üppig herabwallenden Locken, wie hingehaucht sitzend, mit

Digitized by Google

dem Ruder in der Hand im Fiſcherkahne ſaß und denſelben mit kundiger Hand lenkte. Und wenn ſie dann ihren bezaubernden Geſang über des Weihers Spiegel hingleiten ließ, war es, als ſtrömten die Fiſche dem ausgeworfenen Netze zu, um auf immer der ſchönen Fiſcherin nahe zu ſein, denn Fang um Fang gab reiche Beute. —

Saß ſie netzeſtrickend vor ihrer Hütte, ſo umgaben ſie ihre Geſpielinnen, die ſie ihre Weiſen lehrte und denen ſie auch in ſonſtiger Art förderlich und dienlich ſich erwies.

Ohne daß auch nur ein Mißton, das ſchöne Verhältniß zwiſchen Vater und Tochter geſtört hätte, vollendete Lieschen ihr achtzehntes Lebensjahr. Doch, wie unbewölkt auch in heiteren Sommertagen der Himmel oft iſt, anſcheinend als wenn keine trübe Wolke der Sonne heißer Strahl brechen wolle, ſo brauſt ſchon nach wenig Stunden ein verheerender Orkan über die blühende Flur und Donner, Blitz und Hagel, ſchleudern ihre zerſtörenden Elemente erbarmungslos auf die Erde nieder. Obgleich bei Barthel die Folgen des Alters täglich mehr ſich fühlbar machten und ſein Herzenswunſch es war, ſein Lieschen, ſeines Daſeins einzige Hoffnung, ſeines Alters Stütze und Troſt, noch vor ſeinem Hinſcheiden wohlverſorgt in den Armen eines braven Mannes, als glückliche Gattin zu ſehen, ſo vermochte er es doch nicht in ſie einzudringen — und den Frieden ihres reinen Herzens zu ſtören. — Allein die Lebensſchickſale des Menſchen geſtalten ſich oft wunderbarer Art, und die Liebe, jener Talisman, der oft niegeſehene Herzen im erſten Augenblick des Sehens mit diamantenen Banden knüpft,

läßt oft in Stunden Umwandelungen in der Bruſt eines jungen Mädchens geſchehen, an welchen Jahre vergeblich arbeiten.

So auch bei Lieschen. — Die zarte, knospende Blume, auch ſie ſollte ihre Kelche öffnen, damit der Wunderknabe Amor ſie pflücken — und an dem Buſen eines liebeglühenden Jünglings duften laſſen konnte.

Im ſchönen Monat Mai,
Wo alle Blüthen prangen,
Iſt auch in Lieschens Herz
Die Liebe aufgegangen.

III. Der Bergknappe.

In der Erde tiefem Schacht
Grabe ich nach Schätzen:
Um mein Lieb' mit Luſt und Pracht
Oben zu ergötzen. —

Am Fuße des Helenenberges, eines Höhenzuges, über welchen die heutige Staatsſtraße von Mülheim nach Monzelfeld führt, wohnte ein reicher, mächtiger Bergwerksbeſitzer. Sein Schächte erſtreckten ſich bis an den Goldbach — und da derſelbe auch in ſein Revier gehörte, ſo ließ er, gleich den alten Römern, aus dem fernen Italien kundige Bergleute kommen, um einer lohnenden Ausbeute ſicher zu ſein.

Unter den italieniſchen Bergleuten, die alle, um der Arbeitsſtätte nahe zu ſein, in Sandthal ſich einlogirt hatten, befand ſich ein junger Mann, Alberto genannt, der an Schönheit wie an männlichen Tugenden,

Digitized by Google

unter welchen besonders die der Bescheidenheit hervorglänzte, ein Muster seines Geschlechts genannt werden konnte. Von schlankem Wuchs und edler Haltung, umrahmte sein volles, frisches Antlitz, ein glänzend schwarzes Lockenhaar, als Kennzeichen seiner südlichen Heimath, und zwei Augenpaare, merkwürdiger Weise, blau wie der Himmel, strahlten Liebe, Milde und Treuherzigkeit, bezaubernd einem Jeden, der mit ihm verkehrte, entgegen. — Sein Weg zur Arbeit führte ihn an Barthels Hütte vorbei; allein wie oft auch Lieschen vor der Thüre derselben schon in früher Morgenstunde beschäftigt war, so gelang es Alberto doch nie, das schöne Fischerlieschen, von dem er schon so viel gehört, einmal Auge in Auge sehen zu können, denn immer, wenn er ihrem Häuschen sich näherte, zog sie sich in dessen Inneres zurück. Hätte er jedoch nur einen Blick hinter die Gardinen des kleinen Fensterchens werfen können, er würde ein glühendes Mädchengesicht erschaut haben, dessen Augen dem schönen Bergknappen, soweit folgten, als er denselben ersichtlich bleiben konnte.

Wohl hätte er an Ruhetagen Gelegenheit finden können, Barthel in irgend einem Vorwande, in seiner Hütte zu besuchen — und damit den Zaun um des Gartens willen zu grüßen; allein er war dazu zu bescheiden; auch sollten einige seiner Collegen, die sich in zudringlicher Weise den Eintritt in die Fischerhütte erlaubten, in ernster, gemessener Art abgefertigt worden sein.

Oeffentliche Vergnügungen besuchte Lieschen von dem Tage an nicht mehr, als sie die Laute schlagen lernte, es war also auch auf diesem Wege keine Annäherung möglich. Bald sollte sich ihm die Gelegenheit

darbieten, dem ſtillen Ideale ſeines Herzens ſich nähern, das liebliche Fiſcherlieschen ſehen und ſprechen zu können.

Eines Tages kehrte er früher, wie gewöhnlich, aus dem Schachte zurück, und da ſein Weg bis in die Nähe des Fiſcherquartiers, ihn durch Wald führte, aus welchem die Fiſcher ihren Holzbedarf entnahmen, gewahrte er zu ſeiner freudigſten Ueberraſchung Barthels Lieschen im Holze, vergeblich ſich mühend, eine Traglaſt Reiſer auf ihre Schulter zu heben. Behende ſprach er zu ihr — und ehe Lieschen ſich's verſah, ruhte ihre Bürde auf ihren Schultern.

Als wenn ein Zauber ihn gebannt hätte, ſo ſtand er Minuten vor der holden Erſcheinung, deren hochwogende Bruſt nur zu deutlich erkennen ließ, wie tief Alberto's Auge ihr in das Herz, das ſtürmiſch klopfende, geſchaut habe. Purpurröthe übergoß ihr Angeſicht als Alberto ſie ſanft am Arm nahm und an einer ſumpfigen Stelle vorbei, zum Wege geleitete. Lieschen brach zuerſt das Schweigen, indem ſie ihm herzlich für ſeine Aufmerkſamkeit dankte. War es der Ton ihrer melodiſchen Stimme, oder die Entdeckung neuer Reize an dem herrlichen Mädchen, daß Alberto, überwältigt von der Macht des Augenblicks, vor Lieschen wie anbetend ſein Knie beugte, und ſie bat ihm doch geſtatten zu wollen, ſie in in ihrer Wohnung beſuchen zu dürfen.

Lieschen, vor Aufregung kaum wiſſend, was ſie that, neigte ſich mit ihrer Laſt zu ihm nieder, ihn ſanft mit ihrer Hand emporziehend, wobei ihre Augen ſich auf's Neue begegneten, diesmal entſcheidend für beider Herzen. — Obgleich ſie ihm, aus Rückſicht für ihren Vater, den erbetenen Beſuch nicht geſtatten konnte, ſo

gab sie ihm doch zu verstehen, daß an der Stelle wo sie heute zum erstenmal sich begegneten, ein weiteres Begegnen, doch ohne auffällig zu werden, möglich sein dürfte.

Alberto genügte dies, und als ihr Weg inzwischen der Wohnung Lieschens sich näherte, blieb er, nachdem er von Lieschen mit einem innigen Händedruck mit stummen — aber doch beredten Blicken, Abschied genommen, bescheiden zurück. Mit Lieschen war von diesem Tage an eine Veränderung vorgegangen, die dem sorgenden Vaterauge, wie geschickt sie auch ihr Benehmen zu bemeistern suchte, nicht verborgen blieb — und Barthel mit Betrübniß erfüllte. Ihre ungeschminkte Heiterkeit, ihr fröhliches Lachen, war verschwunden — und wenn sie, um den Vater zu beruhigen, der ihr oft über die veränderte Art ihres Auftretens, Erklärungen zu entlocken suchte, demselben mit ihrer frühern kindlichen Ausgelassenheit begegnen wollte, so konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht verborgen bleiben, daß sie sich Zwang anthat. Allein, wie dem auch sein mochte, Lieschen war glücklich, glücklich im wahren Sinne des Wortes. Sie liebte innig und hingebend — und wurde wieder geliebt in reinster, schönster Art, mit einer Liebe, die lauterer, wie das Gold war, das ihr Geliebter grub. Dem ersten Rendezvous folgten in kürzeren und längeren Intervallen mehrere — und bald hatte das Band zärtlichster Liebe, die Herzen der Liebenden umschlungen, fest und unauflösbar, für Zeit und Ewigkeit.

Lieschen erfüllte ihre Obliegenheiten noch wie vor, sowohl in der Führung des Hauswesens, wie bei den Berufsarbeiten ihres Vaters. Sie begegnete demselben

Digitized by Google

mit ausgesuchter Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, wenn er auch ihr mitunter Vorwürfe machte, daß sie die vielen Bewerber, die sich um ihre Hand einstellten, zurückweise und nicht daran dächte, die Hoffnung seines Alters, durch eine gute Heirath zu erfüllen. — Allein wie voll, ja oft zum Zerspringen voll, auch ihre Brust war, und wie oft auch das Geständniß ihrer Liebe ihr auf den Lippen schwebte, so war sie doch zu sehr von dem Gedanken durchdrungen, daß ihr Vater eine Verbindung mit Alberto nicht eingehen — und den Bund ihrer Herzen nie segnen werde. —

In solch' schmerzbewegten Stunden war ihre Laute, ihr einziger Trost. Was ihr Herz tief bewegte, ihre Brust mit bangem Weh erfüllte, sandte sie auf der Töne Schwingen hinauf zu dem Gott der Liebe, dem Geber alles Guten und Schönen. — In der Nachtigallen Klagen, die in dem naheliegenden, zartbegrünten Hain ihre melancholischen Lieder schlugen, mischte sie auch ihr Klagelied — und oft, wenn der Morgen im fernen Osten graute, konnte man noch ihr Lager unberührt — und sie mit der Laute in der Hand, am offenen Fenster sitzen sehen.

So verstrich ein halbes Jahr, ohne daß auch nur von irgend einer Seite eine Entdeckung gemacht worden wäre, die das heimliche Verhältniß Lieschens aufgehellt hätte. Der Himmel war bis dahin mit den Liebenden; doch das Bibelwort sagt: „Die der Herr lieb hat, züchtigt er auch."

Auch ihnen sollte auf den heitern Sonnenschein — Sturm und Regen folgen; traurige Tage sollten

nur zu bald ihren Anfang nehmen und den ſüßen Frieden, der bisher ihre Herzen ſegnete, zerſtören.

Wo treue Liebe tief im Herzen weilt
Iſt alles Leid, wie groß 's auch ſei — getheilt. —

IV. Der Nebenbuhler.

Wo Eiferſucht die Bruſt erfüllt,
Da blühet nie der Liebe Glück!
Denn wahre Liebe eifert nie:
Nur Milde ſtrahlet ſie zurück. —

Bei den Goldgräbern an der Goldbach war ein junger Steiger, Namens Randolph, ſtationirt, der ſchon lange ein Auge auf das ſchöne Fiſcherlieschen geworfen hatte. Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, dem lieblichen Mädchen zu bekunden, daß er es ſchätze und mit beſonderer Aufmerkſamkeit ihm begegene.

Lieschen war freundlich und liebenswürdig, wie gegen Jedermann, auch gegen den Steiger, ohne jedoch demſelben auch nur mit einer veränderten Miene erkennen zu geben, daß ſie ſeinen Huldigungen, die jedes andere Mädchen ihres Standes, mit Stolz erfüllt haben würden, entgegenkommend, folge.

Wie konnte ſie, deren Herz ſchon längſt in treuer Liebe erglühlte, noch für einen Zweiten Raum in demſelben finden? Und wenn der reiche Goldminenbeſitzer ſelbſt um ſie werben würde, ſo würde ſie ihn zurückweiſen, ohne Rückſicht auf ihre Verhältniſſe, um treu und feſt zu ſtehen, zu dem Freund ihres Herzens, dem

Digitized by Google

armen Bergknappen Alberto. — Randolph ging jedoch, besonderer Vorzüge, vermöge seiner Stellung, sich bewußt, geraden Weges auf sein Ziel los, indem er Barthel sich näherte — und demselben seine Neigung zu Lieschen offen an den Tag legte. Natürlich fand diese Mittheilung in der Brust des armen Fischers lebhaften Widerhall und versprach dem Steiger, bei Lieschen für ihn einzutreten. Nebenbei erlaubte er ihm sein Haus zu jeder Tageszeit zu besuchen, um seiner Tochter bekannt zu werden — und derselben Veranlassung zu geben ihn schätzen und lieben zu lernen. Bange Tage begannen mit dem Eintritt Randolphs in ihr Haus, für das arme Lieschen. Mochte sie doch den Gast ihres Hauses nicht schroff zurückweisen —, wenn er ihr mit ausgesuchter Artigkeit begegnete; allein die fortgesetzte Hinnahme seiner Huldigungen machte ihre Lage immer drückender -- und verwickelter; auch gaben sie den Hoffnungen des Steigers, die nie erfüllt werden sollten, täglich mehr Raum.

Es fiel dem guten Mädchen schwer auf's Herz den armen Vater zu täuschen, seine unbegrenzte Liebe zu ihr, seine Sorge um ihr Wohl und Wohlergehen — mit Ungehorsam zu lohnen, denn sie wußte nur allzugut, daß derselbe eine Verbindung mit Randolph von Herzen wünsche — und mit der Zeit von ihr verlangen werde. Und doch, wenn alle Mächte der Erde sich gegen sie stellten, so konnte sie auch nicht einen Schritt mehr rückwärts auf dem betretenen Wege gehen — sie gehörte für Leben und Tod Alberto an.

Die Zusammenkünfte mit demselben, die bisher an bestimmten Tagesstunden im Walde stattfanden,

mußten in die mondhellen Nächte des Vollmondes verlegt werden, denn man wollte Lieschen mit Alberto gesehen haben, als sie einst holzlesend im Walde geweilt hätte. Wie wahr auch diese Behauptung war, sie durfte sie nicht gelten lassen, um ihres guten Namens, noch um Alberto's willen; derselbe würde dann den ganzen Haß des Steigers zu empfinden haben. Die Mähre war jedoch schon zu Randolphs Ohr gedrungen, ehe Lieschen ihren Vater darauf vorbereiten — und ihn dafür bestimmen konnte, dieselbe, wenn sie ihm hinterbracht würde, als eine Verläumdung zu bezeichnen. Als der Steiger den Namen Albertos mit Lieschen in Verbindung gebracht hörte, da war es, als hätte eine giftige Natter ihn gestochen. Von den Furien glühendster Eifersucht gefoltert, eilte er zu Barthel das Gehörte in den grellsten Farben ausmalend, demselben zu überbringen. Allein, wenn der Fischer auch ein etwaiges Verhältniß mit dem Bergknappen nicht in Abrede stellte, so widersprach er auf die bestimmteste Weise einer Zusammenkunft seiner Tochter mit demselben im Walde, denn sein züchtiges Kind würde eines solchen Vergehens gegen Zucht und Sitte, sich nie schuldig machen. Zudem gehe er nicht auf Redereien, bei ihm könne nur die Ueberzeugung, der thatsächliche Beweis, urtheilen.

Beides vermochte Randolph nicht darzulegen und er mußte dieserhalb unverrichteter Sache sich zurückziehen. Jedoch in seinem Innern tobte und kochte es; er schwur sich, nicht zu rasten, bis daß er seinen Nebenbuhler unschädlich gemacht habe.

Digitized by Google

Wochen und Monden vergingen, ohne daß in Lieschens drückender Lage eine Aenderung eingetreten wäre. Es war jedoch für sie eine unheimliche Windstille, die mehr und sicherer auf nahen Sturm schließen ließ, als wenn finstere Wolken am Horizonte gedroht hätten. Barthel berührte mit keiner Silbe das ihm von dem Steiger Mitgetheilte; auch unterließ er sein Kind auf die Vortheile einer Verbindung mit Randolph noch ferner aufmerksam zu machen und auf es einzureden demselben seine Hand zu reichen.

Weder sein Alter noch Lieschens Zukunft, brachte er mehr zur Geltung; er hatte sich vorgesetzt ihr freies Spiel zu lassen und dann nur seine Autorität, als Vater geltend zu machen, wenn er sehe, daß sein Kind ohne Rücksicht auf ihn und sein Glück, handeln werde. — Randolph setzte seine Besuche in Barthels Hause ungestört fort, Lieschen wie zuvor, mit ausgesuchter Aufmerksamkeit behandelnd. Sie blieb sich in ihrem Benehmen gegen denselben consequent, gab weder zur Unzufriedenheit noch zu Hoffnungen Anlaß. — In der Brust des Steigers loderte jedoch die Flamme der Eifersucht im Stillen weiter, und wo es seine dienstliche Autorität, als Vorgesetzter Alberto's nur erreichen konnte, da suchte er die Stellung des Bergknappen zu erschweren.

Doch derselbe stand in der Gunst seines Herrn zu hoch, da er der kundigste seiner Goldgräber war, als daß es dem Steiger gelingen sollte, denselben zu stürzen. Zudem erfüllte Alberto seine Pflichten pünktlich und gewissenhaft, wodurch seinem Vorgesetzten jeder Anlaß benommen wurde, klagend gegen ihn auftreten zu können.

Und doch sollte es seinem Nebenbuhler gelingen ihn gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Wie bereits schon erzählt, fanden die Zusammenkünfte der Liebenden an bestimmten Abenden des Vollmondes statt, wo sie dann in dem nahen Haine, Arm in Arm saßen, Trost und Muth sich gegenseitig zusprechend und in den Strahlen innigster Liebe sich sonnend, selige Stunden verlebten. — Allein, wie alles unter der Sonne Bestehende, der Vergänglichkeit unterworfen ist — und der schönste Traum, im Lichte des Tages keinen Raum hat, so sollten auch diese süßen Schäferstunden nur allzubald ihren Abschluß erreicht haben. Den Steiger ließ weder bei Tag und Nacht der Gedanke zur Ruhe kommen, Barthel mit der That zu überzeugen, daß zwischen seiner Tochter und Alberto ein Verhältniß bestehe, daß es mit dem besprochenen Zusammensehen derselben, seine Richtigkeit habe.

Bis in die späte Nacht umstreifte er Barthels Hütte, doch wochenlang leider umsonst. Es wurde Neumond — und als endlich der volle Mond seine Silberstrahlen der Erde entsandte, da sollte das Glück dem nächtlichen Späher hold sein.

Am Pfingstvorabende, die zwölfte Stunde hatte schon längst geschlagen, lenkte Randolph aus dem Weinhause kommend, seine Schritte zu Barthels Hütte.

Einen Augenblick schien es, als wenn Alles zur Ruhe sich gelegt hätte, denn kein Geräusch bekundete, daß noch ein lebendes Wesen in derselben thätig sei. Kaum hatte er jedoch einige Minuten im Schatten eines nahestehenden Busches geweilt, als er rasche Tritte sich nähern hörte. Im Vollmonde erblickte er den verhaßten

Nebenbuhler, wie er eilenden Schrittes auf Barthels Wohnung zulief, dort leise an's Fenster klopfte und dann seinen Gang dem Walde zulenkte. Leise wurde die Thüre geöffnet und heraus trat Lieschen schnellen Laufes dem Geliebten folgend. Auf Umwegen schlich sich Randolph bis in die Nähe des trauten Plätzchens, wo die Liebenden Herz an Herz saßen und sich ihre gegenseitigen Erlebnisse, die in die Zeit zwischen der letzten und momentanen Zusammenkunft fielen, mittheilten. Das Ohr auf den Boden legend, saugte er gierig jedes Wort auf, was das traute Paar sprach.

Und als die Zusammenkunft, die kaum eine Stunde gedauert haben mochte, aufgehoben wurde, da hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß Lieschen, wenn Alberto nicht beseitigt werde, für ihn verloren sei. — Haß und Leidenschaft hatten derart in seiner Brust sich entfesselt, daß er einen Augenblick gesonnen war, noch in der Nacht blutige Rache zu nehmen. Doch, die Stimme der Vernunft siegte, die ihm sagte, daß er damit seinem Ziele nicht näher, sondern ganz von dessen Bahn abkommen werde. Weder seine Wohnung, noch sein Lager aufsuchend, irrte er bis zum frühen Morgen im Walde umher; und als im fernen Osten die Pfingstsonne ihre ersten Strahlen der Erde spendete, da war sein Entschluß gefaßt, der darauf hinauslief, Alberto moralisch zu vernichten.

Die Festglocken riefen die gläubige Menge zum Gotteshause, in dessen Heiligthum auch Lieschen eintrat und im inbrünstigen Gebet, den Geist der Liebe um Kraft, Trost und Ausdauer bat, dem Kampf, den zu

kämpfen das Schicksal ihr beschieden, mit christlicher Würde und Duldung begegnen zu können.

Der Steiger hatte inzwischen Barthel in seiner Wohnung aufgesucht und demselben sein nächtliches Abenteuer mitgetheilt. Als Lieschen aus der Kirche nach Hause kam, fand sie ihren Vater in großer Aufregung. Der sonst so sanfte Mann tobte und raste förmlich, als er Lieschen erblickte, die wie aus den Wolken gefallen, umsonst ihn zu beschwichtigen und daran zu mahnen suchte, daß es heute Pfingsten sei und dieserhalb er doch keinen Lärm machen solle. Dann möge er ihr doch in aller Ruhe den Grund seiner Aufregung mittheilen.

„Den Grund meiner Aufregung willst Du wissen," schrie sie Barthel an, der bist Du, „Du undankbares, ungehorsames Kind!" —

„Lohnst Du damit meine Sorge und zärtliche Vaterliebe, mit welcher ich Dich bisher empfing, daß Du hinter meinem Rücken mit einem verlaufenen italienischen Bergmanne, von dem man nicht einmal weiß, ob er eine Heimath hat, eine Liebschaft unterhälst, und Dich nicht entblödest nächtlicher Weise Zusammenkünfte mit demselben im Walde zu pflegen?!" — „Mir suchtest Du Sand in die Augen zu streuen, als man Dich mit Deinem Galan gesehen haben wollte, daß ich diese Behauptung als eine Verleumdung bezeichnete, jetzt aber muß ich leider erfahren, daß mich mein eigenes Kind belogen hat und daß dieselbe nur allzu wahr ist." — Ort und Zeit Eurer letzten Zusammenkunft ist mir genau bekannt; und, was ich lange ahnte, was mich oft mit Sorgen und tiefem Kummer erfüllte, es ist, o, Gott

sei's geklagt, traurige Wahrheit geworden!" — Lieschen, wie sehr auch die Anklagen, die ihr Vater ihr entgegen schleuderte, sie erregten, wie schmerzlich es sie auch berührte, ihren theuern Vater, den sie so innig liebte, so kindlich aufrichtig verehrte, in solcher Sprache zu ihr sprechen zu hören, trat vor Barthel hin und sprach, indem sie seine rechte Hand erfaßte: „Theurer, guter Vater! „Wohl magst Du in einer Beziehung Recht haben, mir „Vorwürfe zu machen, da ich schon längst Dir mein „Herz öffnen mußte. Allein, wie oft ich auch diesen „bedeutungsvollen Schritt thun wollte, so fand ich doch „nie den Muth dazu, einmal, daß ich mir sagte, daß „Du die Wahl meines Herzens nicht segnen werdest, „zum Andern, daß ich die Zeit die alles Richtende und „Schlichtende, über mein Geschick entscheiden lassen wollte. „Sie hat heute nun darüber entschieden und ich bekenne „Dir hiermit frei und offen, daß mein Herz in treuer, „unwandelbarer Liebe, Alberto, so nennt man meinen „Geliebten, gehört und das keine Macht der Erde es „vermag, mich von ihm zu trennen. — Segnest Du „unsern Bund, dann geliebter Vater! vereinst Du damit „das glücklichste Paar, was je die Sonne gesehen hat. „Alberto, der nicht wie Du sagtest, ein hergelaufener „Bergmann noch ohne Heimath ist, sondern aus guter „Familie stammt — und in seinem fernen Vaterlande „noch eine Mutter hat, wird mit Fleiß und Sparsam„keit das, was Du dir erworben, zu mehren sich be„mühen — und mit mir wetteifern, Dir Dein Alter so „angenehm, wie möglich zu gestalten. — Sprichst Du „Dein Nein, dann bester Vater! hast Du nichts geändert, „ich bleibe meiner Liebe treu, treu bis an das Grab."

„„Nein und nochmals Nein!““ schrie Barthel, „„sage ich, selbst auf die Gefahr hin, daß Du unver„„heirathet bleiben solltest!““ — Mein Wunsch ist, „„Dich mit dem Steiger Randolph zu vermählen, eine „„ebenso vortheilhafte wie ehrenvolle Verbindung. — „„Entsprichst Du diesem Wunsche nicht, dann gebe ich „„zu einer anderen Verbindung, wie auch die Umstände „„sich gestalten mögen, nie meine Einwilligung.““

„„„Bei Gott und allen Heiligen sei's gesagt und „„„geschworen, sprach Lieschen mit feierlicher Stimme, „„„daß ich niemals, ich sage — niemals dem Steiger „„„Randolph meine Hand reichen — und einem Andern, „„„als Alberto angehören werde. — Das bester Vater! „„„ist mein letztes Wort.““““

Barthel erwiederte keine Silbe mehr. Die Pfingsttage flossen einsam und traurig für die Bewohner des Fischerhüttchens vorüber; nur ein lichter Strahl fiel für Lieschen in die trüben Stunden, als sie am Abend des letzten Festtages auf einige Minuten Alberto sehen und ihm das Vorgefallene mittheilen konnte.

Wie vor einer Heiligen, so kniete er, überwältigt von den Gefühlen, ein solch' edles, treues Herz, sein nennen zu dürfen, vor dem heldenmüthigen Mädchen nieder, ihr au'fs Neue treues Festhalten, wie auch das Schicksal ihm mitspielen werde, gelobend.

Obgleich es von Außen um die Liebenden stürmte und brauste, in ihren Herzen war Ruhe und Frieden; der heiterste Sonnenschein reinster Liebe verklärte dieselben.

Randolph gab Lieschen in aller Form einen Korb, doch ohne ihm zu versagen auch ferner noch ihren Vater besuchen zu dürfen. Und, wie sehr auch Barthel mit

dem Steiger ſympathiſirte, ſo ließ er ſich jedoch nicht dazu gewinnen — Mittel und Wege zu ſuchen, um Alberto zu beſeitigen, denn er ſagte ſich, daß Haß und Eiferſucht denſelben nur bewegten, ſeinen Nebenbuhler aus dem Felde zu ſchlagen. Auf Grundlagen, die mit ſeiner Ehre nicht in Verbindung gebracht werden konnten, wollte er das Lebensglück ſeines einzigen Kindes nicht bauen. —

Haß und Eiferſucht gebieten
Jeder guten Regung Halt, —
Seelenruhe, Herzensfrieden —
Weichen, wo ihr Echo ſchallt. —

V. Einſam und verlaſſen.

Einſam bin ich und verlaſſen,
Niemand theilet meinen Schmerz!
Fern von mir, vielleicht geſchieden
Ach, für immer — iſt ſein Herz! —

Darf ich hoffen, darf ich glauben
An ein einſt'ges Wiederſehn?
Gott der Liebe, Weltenlenker,
Schenk ihm Glück und Wohlergehn. —

Fern im Süden, auf Italiens
Heitern Fluren weilt mein Heil.
Dorthin möcht ich mit dir eilen,
Segeln, ſchneller Windespfeil. —

Digitized by Google

Doch, den Gräbern meiner Lieben
Nah zu bleiben — einst ich schwur;
Einsam muß ich darum wandeln,
Weilen, auf der heim'schen Flur. —

Aber tief in meinem Herzen
Wohnet des Geliebten Bild,
Daß mir nah' stets, wenn's auch ferne,
Mich mit sel'gem Glück erfüllt. —

Seit einigen Tagen war unter den Bergleuten, die an der Goldbach arbeiteten, eine eigenthümliche Bewegung. Der Rechnungsführer ihres Herrn eröffnete ihnen, daß der Verdacht vor denselben gebracht sei, es wäre Gold entwendet worden, und es werde dieserhalb eine Haussuchung bei den Arbeitern stattfinden. Eines Tages erschien der mächtige Bergherr, von seinem Rechnungsführer und einem Justizbeamten begleitet, am Goldbach-Schacht und befahl den Arbeitern, daß sie die Arbeit zu verlassen — und in ihre Wohnungen zurückzukehren hätten.

Die Haussuchung begann, ohne bei einem der vielen Arbeiter auch nur noch ein Gramm Gold gefunden zu haben, bis man zuletzt in dem Schiebfache eines Tisches, in Alberto's Wohnung, in Papier eingewickelt, einige Stückchen vorfand.

Wenn ein Blitzstrahl ihn getroffen hätte, so konnte derselbe nicht niederschmetternder auf Alberto einwirken, als das fürchterliche Ergebniß der Haussuchung. Vor Gott und allen Heiligen betheuerte er seinem Herrn und

Gebieter seine Unschuld und sagte, daß er auf die heil. Schrift ihm mit gutem Gewissen schwören könne, das Gold nicht entwendet, noch in seinem Tische verborgen zu haben. Allein, wie wenig auch der Bergherr geglaubt hatte, bei Alberto, von dessen Redlichkeit er bis dahin überzeugt war, Gold vorzufinden, so war der Thatbestand zu gravirend, als seine Unschuldsbetheuerungen anzunehmen und ihn von dem Diebstahl frei zu sprechen. Er wurde sofort abgelegt, d. h. die Arbeit wurde ihm gekündigt; doch in Rücksicht seines bisherigen Betragens, seines Fleißes, wurde von einer gerichtlichen Verfolgung Abstand genommen.

Alles Flehen und Bitten war umsonst, er war und blieb entlassen, denn man nahm nicht an, daß von böswilliger Hand das Gold in seinen Tisch gelegt worden sei.

„Wenn Sie", so sprach der Bergherr, „mit der Zeit Ihre Unschuld beweisen, dann steht Ihnen zu jeder Stunde mein Schacht wieder offen, bis dahin müssen wir jedoch geschiedene Leute bleiben." — Der Würfel war gefallen; Haß und Eifersucht, jene finsteren Elemente, die oft in der Menschenbrust die edelsten Gefühle untergraben, hatten ihr Opfer gebracht.

Noch keine Stunde war verflossen und die Nachricht, daß Alberto des Diebstahls als überführt befunden worden sei, hatte schon in Barthels Hütte Eingang gefunden. Man kann sich denken, daß diese Schreckensbotschaft Lieschen nicht angenehm berührte; doch ihr hellsehender Geist, ihr klarer Verstand, hatte nur zu bald die Situation durchschaut und sie sagte sich, daß Alberto schuldlos sei, daß ihm von böser Hand das

Digitized by Google

Gold in seine Wohnung heimlich gebracht worden wäre, um ihn moralisch zu Grunde zu richten. Sie mußte ihm sofort mittheilen, daß sie die gegen ihn gerichtete Anklage nicht sanktionire, sondern daß sie ihn als unschuldig erkenne und, daß die Hand seines Nebenbuhlers, hier ein Akt gemeinster Rache an ihm ausgeübt habe.

War Alberto tief niedergebeugt, nur ein Blick in Lieschens Auge, die ihn in seiner Wohnung aufgesucht, genügte, um ihn aufzurichten, denn er las in denselben, daß sie ihn nicht für schuldig erachte. Stürmisch preßte er das gute Mädchen an seine, zum Zerspringen volle Brust, bis ein lindernder Thränenstrom derselben Luft machte.

Lieschen, zärtlich sein schwarzes Lockenhaar streichelnd, sprach: „Muth, mein theurer Freund! wie schwarz auch das Verbrechen ist, was man Dir zur Last legt, so weiß steht Deine Unschuld vor meinen Blicken. Niedere Leidenschaften, Haß und Rache, haben ihr Spiel mit Dir getrieben; doch, sei zufrieden, die Zeit, der unbestechlichste Richter, wird nicht verfehlen, an die Pforte des schwarzen Gewissens Deines Anklägers einst zu klopfen und denselben zu dem Bekenntniß Deiner Unschuld zwingen. Wie sollte gerade erst jetzt, wo ihr schon Jahre im Goldbachschachte arbeitet, ein Deficit an der Ausbeute bemerkt werden, die doch nach meinen Begriffen, keinem Maße noch Gewichtsverhältniß untergeordnet werden kann, da dieselbe ja in ihrem Ertrag sich nicht täglich gleichstellt. Auch wird ja, soviel wie mir bekannt, die tägliche reine Ausbeute allabendlich nach dem Helenenberge übergeführt. — Das Gold hat Dir, ich spreche es offen aus, der Steiger Randolph,

in irgend einer Weiſe, in Deinen Tiſch gelegt, er iſt der Verbrecher.“

„„Mein liebes Lieschen!““ erwiederte Alberto, „„Du““ haſt mir aus meinem Herzen geſprochen; da Du mich auch für unſchuldig, was ich bei Gott auch bin, erkennſt, bin ich ruhig und zufrieden; nur das Eine fällt mir ſchwer auf's Herz, daß ich von Dir ſcheiden muß, denn unter den obwaltenden Verhältniſſen, kann von einem längeren Verweilen hier, keine Rede mehr ſein. Ich wandere in mein Vaterland, denn es ſehnt mich, meine alte Mutter noch einmal zu ſehen. Doch, ich kehre wieder zurück, wie viele Jahre auch dahin fließen mögen, zurück zu Dir, dem Glücke meines Daſeins, dem Sonnenſchein in den trüben Tagen, die Schickſals finſtere Mächte mir bereitet haben.““

„Ziehe mit Gott, mein Alberto, meine Liebe begleitet Dich, wohin Du auch gehen magſt, bis an das Ende meiner Tage!“

Der Tag des Abſchieds nahte heran; Lieschen gab dem Bergknappen noch das Geleite nach hergebrachter Sitte, bis zur Banngrenz. Ihm feſt und ruhig in's Auge blickend, ſprach ſie: „Hier, theurer Geliebter! ſcheiden wir. Ich ſage Dir Lebewohl, — Lebewohl auf Wiederſehen! — Doch, ſollte die zarte Moſelblume, vor den Gluthblicken der heißblüthigen Italienerinnen welken, dann Alberto, erinnere Dich, daß Du in dem fernen Norden, an der Moſel ſchönem Strande, einſt treu und wahr geliebt wurdeſt, daß dort eine Jungfrau weilt, die nicht aufhören wird, Dich zu lieben, für Dein Wohl und Wohlergehen zu beten.“

„„Weder Italiens heiterer Himmel, noch ſeine Orangen- und Lorbeerhaine, noch die beſtrickenden Zauberblicke meiner Landsmänninnen, vermögen mich von Dir, mein Lieschen, zu trennen! Und, obgleich ihr Nordländer, uns Söhnen des Südens, in Herzensangelegenheiten, wenig Beſtändigkeit zuſprecht, ſo will ich doch den Beweis liefern, daß auch in der Bruſt des Italieners, nordiſche Treue wohnt.““

Eine lange, innige Umarmung folgte — und mit dem Rufe: „Auf Wiederſehen!“ trennten ſie ſich raſchen Schrittes, um die Thränen, die langverhaltenen, die nunmehr mächtig beider Antlitz überflutheten, gegenſeitig nicht rinnen zu ſehen.

Einſame Tage kamen über das gute Fiſcherlieschen, die noch einſamer wurden, als man eines Tages den Vater hinaus zur letzten Ruheſtätte trug. Gicht und Rheumatismus, die natürlichen Folgen ſeines Berufes, hatten ihn ſtark heimgeſucht und beinahe ein halbes Jahr an's Krankenbett gefeſſelt. Lieschen pflegte ihn mit zärtlicher Liebe und Aufmerkſamkeit und ſie hatte die Freude, noch vor ſeinem Hinſcheiden, ſeinen väterlichen Segen zu der Verbindung mit Alberto, zu erlangen, mit dem Wunſche, daß es ihnen wohlgehen und ihr Glück blühen möge, heiter und ungetrübt, bis der Tod es ende.

Barthel bat ſein Kind um Verzeihung, für die Unbill, die er ihm bereitet, und mahnte es zum treuen Feſthalten an dem fernen Geliebten, deſſen Unſchuld ſchon nach Jahresfriſt ſich herausſtellen ſollte. Der Steiger Randolph, das Nutzloſe ſeiner Manupilationen einſehend, ergab ſich der Leidenſchaft des Trunkes. Von

Stufe zu Stufe herabsinkend, wurde er schließlich, grober Vergehen halber, von seinem Herrn cassirt, und, da ihm nachgewiesen wurde, daß er die Lohnlisten seiner Arbeiter gekürzt hatte, zog man ihn gefänglich ein.

Nachdem er seine Haft abgebüßt, irrte er längere Zeit vagabundirend in der Gegend umher, bis er endlich in einem Kloster jenseits der Mosel, Aufnahme fand und daselbst beichtete, daß er das Gold seinerzeit in Alberto's Wohnnng heimlich gebracht habe und dieser unschuldig sei.

Wer war glücklicher als Lieschen, als sie dem in der Ferne weilenden Herzensfreunde, dessen glückliche Ankunft in seiner Heimath, ein Brief ihr mittheilte, die Beichte des ehemaligen Steigers schreiben konnte.

Die Unschuld und die Wahrheit siegt,
Selbst wenn sie gänzlich unterliegt. —
Die Zeit, die nichts verborgen hält,
Bringt alles an das Licht der Welt. —

VI. Das Wiedersehen.

Wiedersehen, o, wie süß,
Klingst Du Wort, zu meinem Herzen!
Oeffne bald Dein Paradies,
Endend alle Noth und Schmerzen. —

Drei Jahre waren verflossen, ohne daß auch nur ein Lebenszeichen von Alberto, zu Lieschen, außer dem erwähnten Briefe, gelangt wäre. Ihre Briefe, die sie an ihn schrieb, blieben ohne Antwort. Allerseits wurde die Behauptung ausgesprochen, der Bergknappe habe Lieschen vergessen und wäre längst in Italien verheirathet. Ob-

gleich Lieschens Freundinnen bemüht waren, ihr die Hoffnungslosigkeit ihres Verhältnisses klar zu machen, so blieb sie doch für alle Einflüsterungen taub, sie hoffte fest und zuversichtlich auf Alberto's Rückkehr; er mögte denn nicht mehr unter den Sterblichen weilen; nur in diesem Falle nahm sie eine Niewiederkehr an. — Ihre frühere Heiterkeit, ja mitunter Ausgelassenheit, kehrte wieder, und man sollte glauben, daß sie eine weniger bewegte Vergangenheit hinter sich habe, als sie schon erleben mußte, so heiter und sorglos schien sie in die Zukunft zu schauen. — Wer jedoch in den vielen einsamen Nächten, die sie schlaflos verbracht, in ihr Zimmer geblickt hätte, der würde manche heiße Thräne weinen sehen, mancher Seufzer zum Himmel, aus schmerzbewegter Brust, emporsteigen gehört haben. —

Lieschen nahm, als ihr Vater ihr durch den Tod entrissen wurde, eine entfernte Verwandte zu sich. Mit dieser trieb sie das Gewerbe ihres Vaters weiter, das Beiden ihr reichliches Auskommen gewährte. So kam zum dritten Male, seit Alberto's Weggange, der holde Knabe Frühling, wieder in's Land. Wald, Feld und Flur stand im vollen Lenzschmucke wieder da und im nahen Haine wetteiferten die Vöglein, dem Höchsten, dem Herrn der Schöpfung, ihr Danklied im tausendstimmigen Chor zu singen.

Es war im Wonnemonat Mai, just an demselben Tage, wo ja das schöne Fischerlieschen Alberto zum erstenmale im Walde begegnete, als sie am Nachmittage, unter dem Vorwandte um Holz zu lesen, in den Forst ging. Eine so eigenthümliche Stimmung hatte ihr Inneres erfaßt, daß sie, als sie dem bekannten Plätzchen

nahe kam, hätte laut aufjauchſen mögen, denn es war ihr, als ſollte ſie heute noch Alberto daſelbſt wiederſehen. In tiefes Sinnen verſunken, mochte eine Stunde vergangen ſein, ohne daß Lieschen ſich von ihrem Sitze erhoben hätte. Leiſe vor ſich hinſingend, war es ihr, als nahten Schritte, auch vernahm ſie wie Aeſte gebrochen wurden, um ſich Bahn durch das Gehege zu machen. Sie ſchaute auf — und durch Buſch und Laubwerk ſtrahlten ihr zwei Augenſterne entgegen, deren Glanz ihre Bruſt mit Wonne und Seeligkeit erfüllte.

Alberto ſtand vor ihr. Mit dem Rufe: „Mein Alberto, mein einzig Geliebter!“ ſank ſie an ſeine Bruſt. — Eine Umarmung, ſo lang und ſo innig, wie ſie nur nach ſo langer Trennung die treueſte Liebe veranlaſſen kann, vereinte die Liebenden. „Siehe, mein Theurer!“ jubelte Lieschen, ich wußte es, daß Du wiederkehren, ja, denke Dir, daß Du heute wiederkehren werdeſt, darum bin ich zur trauten Stelle geeilt, wo wir ſo ſüße Stunden verlebten, um Dich daſelbſt zu erwarten. Als ich heute früh erwachte, da war es mir, als hätte mir Jemand geſagt: „Heute kehrt Dein Alberto zu Dir zurück.“

Alberto, von der Freude des Wiederſehens ſo ergriffen, konnte nicht anders, als immer und immer wieder ſein theures Lieschen an ſeine Bruſt zu drücken, ſie unaufhörlich herzend und küſſend und mit den zärtlichſten Namen zu benennen. Als ſich endlich der erſte Rauſch des ſeligen Glückes, das die Freude des unverhofften Wiederſehens, ſchuf, in etwas gemindert hatte, da erzählte Alberto dem theuren Mädchen, daß er ſeine liebe Mutter in der heimiſchen Erde zur Ruhe gebettet

habe und daß er schon bereits zwei Jahre unterwegs sich befunden hätte und vielleicht schon vor einem Jahre hier gewesen sei, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse ihn daran gehindert. „Ein ganzes Jahr, mein liebes Lieschen," so erzählte er weiter, befand ich mich auf Capri in Banditenhänden, deren Diener ich sein mußte, bis eine glückliche Stunde aus ihren Händen mich befreite.

„Darum, mein Alberto," sprach Lieschen, konnten meine Briefe, die ich nach Deiner Heimath dirigirte, nicht beantwortet werden." So hast Du auch meinen ersten Brief nicht erhalten, der Deine Unschuld dokumentirte?"

„Doch mein Lieschen, diesen wichtigen Brief habe ich erhalten, als ich von dem Grabe meiner Mutter zurückkehrte, und Du kannst Dir denken, wie sehr mich dessen Inhalt erfreute und beglückte. Ich schnallte sofort mein Bündel zur Rückreise zu Dir."

Lieschen zeichnete ihm in kurzen Umrissen das Bild ihrer Erlebnisse, während ihrer Trennung; sagte ihm, daß auch ihr guter Vater nicht mehr unter den Lebenden weile, eine Nachricht, die schon unterwegs Alberto gemacht wurde. Arm in Arm kehrten die Liebenden zur Stadt zurück, durch welche es sich wie ein Lauffeuer verbreitete, daß Alberto zurückgekehrt sei. Vornehm und gering wetteiferten, dem vielgeprüften Paare ihre Theilnahme, an dessen Leid und Freude, zu bekunden, was Beiden innig wohl that und mit Stolz erfüllte.

Bald vereinigte des Priesters Segen die Glücklichen; und an ihrem Hochzeitstage sandte Alberto der

Bergherr, nebst einem ansehnlichen Geldgeschenke, die Ernennung zum Steiger des Goldbachschachtes.

Somit hatten sie nun den Hafen der Ruhe erreicht. Glück und Wohlergehen blühte dem schönen Paare in seltestem Maße; doch die Bescheidenheit blieb sein Panier, als auch nach Jahren ein stattliches Haus an der Stelle sich erhob wo das Fischerhüttchen gestanden. Ein Kreis blühender Kinder umspielte bald die glücklichen Eltern, an welchen so recht das Wort sich bewahrheitet hat:

„Die mit Thränen sehen, werden mit Freuden ernten." —

Die ehemalige Grafschaft Veldenz.

(Eine historische Skizze.)

Eine halbe Stunde oberhalb Bernkastel, beginn das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Veldenz. Zuerst begegnen wir, gleichsam als Vorort derselben, dem Dörfchen Andel, welches von einem Garten blühender Obstbäume umgeben, von lachenden Wiesen, üppigen Saatenfeldern umsäumt, gar freundlich und anmuthig uns entgegen lacht. Am Eingang des Dörfchens, mündet der weitbekannte Goldbach in die Mosel, in dessen Bett schon zu verschiedenen Zeiten gediegenes Gold gefunden wurde, was den Beweis liefert, daß in dem waldigen Gebirgsthale, welches derselbe durchfließt, das edele Metall in größeren Quantitäten vorhanden sein muß. —

Digitized by Google

Der Sage nach, ſollen die alten Römer, als ſie unſer ſchönes Moſelthal beherrſchten, ſchon in der Goldbach, durch die des Bergbaues kundigen Venetier, nach Gold haben ſuchen laſſen und reiche Ausbeute erzielt haben. —

Auch der mächtige Bergwerksbeſitzer vom Helenenberg, deſſen tragiſches Ende ein heimiſcher Dichter ſo ſchön beſungen, hatte ergiebige Schächte an der Goldbach, die aber, als wären ſie hinweg gezaubert, ſpurlos verſchwunden ſind. In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, gelang es noch dem churpfälziſchen Kammerrath Wunderlich, eine Stange Gold, einer mäßigen Siegellackſtange gleich, zuſammen zu bringen, die er, wer weiß mit welchem Aufwand von Koſten, Zeit und Mühe, aus gewonnener Ausbeute des Goldbaches, verfertigen ließ. Sie wanderte von Mülheim, ſeinem Amtsſitze, nach Mannheim, wo der damalige Churfürſt Carl Theodor, nach einer Mittheilung des Biſchofs von Hommer, Goldgulden davon prägen ließ. —

Das Oertchen Andel, gegenwärtig circa 55 Bürger zählend, ſoll alter Traditionen und bruchſtückweiſe vorhandener Akten zufolge, früher eine Stadt, Sandthal geheißen, geweſen ſein, die im 13. Jahrhundert durch einen Wolkenbruch total zerſtört worden ſei. — Verſchiedene Ausgrabungen, als Ueberreſte alten Gemäuers, Feuerſtätten, Kochgeräthe ꝛc., die man beim Bearbeiten der oberhalb des Dorfes gelegenen Gärten, fand, ſprechen dafür, daß die Ausdehnung Andels auch nach Süden hin, bedeutender geweſen ſein muß, als ſie heute iſt. Aus den Trümmern des untergegangenen Sandthals entſtand das heutige Andel, welches ehemals zur Graf-

ſchaft Veldenz gehörend, treu in Freud und Leid, ſeinem Landesherrn ergeben blieb.

Seine kleine Kirche, im 15. Jahrhundert erbaut, war dem heil. Rochus geweiht, ſie war Filialkirche von Duſemond, bis die Reformation unter Olevianus auch in Andel Eingang fand, wonach dieſelbe Filiale von Mülheim wurde, was ſie noch heute iſt. Die Lage Andels begünſtigt den Weinbau weniger, doch ſein „Sonnſeiter", der in dem ſonnigen Goldbachthale reift, iſt ein vorzüglicher Wein und der Beachtung werth. — Als eine erfreuliche Abwechſelung des ſonſt ſo engen Moſelthales, erſtreckt ſich oberhalb Andel eine freundliche Fläche bis Mülheim hin, durch welche eine herrliche Straße, von Feldern rechts und links umgeben, zu dem hübſch gelegenen Flecken führt, der als zweiter ehemalig gräflich-veldenziſcher Ort, in unſerer Skizze folgen ſoll.

Beinahe der Mündung der Lieſer, von dem römiſchen Dichter Auſonius die kleine Leſura genannt, gegenüber, ergießt ſich die Hinterbach, unweit des Stumpfen Thurmes bei Gonzerath entſpringend, und weiter hinauf die Frohnbach, in die Moſel. Beide Bäche berühren den Flecken Mülheim, welcher ſchon früh als Eigenthum der Kirche zu Verdun, unter dem Namen Moulin, in Lehensurkunden vorkommt. Die beiden Bäche boten manche Bequemlichkeit zu Anlagen von Mühlen, deren in älterer Zeit viele daſelbſt beſtanden haben, aus welchen allmählig das heutige Mülheim entſtanden iſt. In einer Urkunde, in welcher Kaiſer Friedrich I. die Beſitzungen des Domſtiftes Verdun beſtätigt, wird der Flecken Molun und Molendinum, in ſpäteren Lehenbriefen vom Jahre 1334

und 1418, jedoch Moulin, genannt. Im oberen Theile des Fleckens befand sich ein herrschaftlicher Hof, dessen Gebäude noch theilweise vorhanden; derselbe kommt vielfach in Urkunden als „der Hof von Mülheim" vor. Wie alle anderen Besitzungen der Verdun'schen Kirche, kam auch Mülheim in den Besitz der Grafen von Veldenz und seine Geschichte verliert sich in der allgemeinen Geschichte der Grafschaft. Gegenwärtig ist Mülheim der Sitz einer Bürgermeisterei gleichen Namens und seine Kirche ist seit 1734 die Mutterkirche der Filialdörfer Andel und Dusemond. Von der Natur mit einer herrlichen Lage begünstigt, liefert der Acker- wie Weinbau fast gleichmäßig reichlichen Ertrag. Das Gewächs des Bitschberges, eines gleich hinter Mülheim beginnenden Höhenzuges, ist nicht ohne Bedeutung, liefert gute, preiswürdige Weine.

In industrieller und mercantilischer Beziehung nimmt Mülheim unter den Moselortschaften, eine hervorragende Stellung ein, da neben verschiedenen kleineren Gewerben, welche darin betrieben werden, die mechanische Werkstätte des Herrn C. Schiffmann, Produktionen von Ruf und Namen, als Feuerspritzen, Thurmuhren, landwirthschaftliche Maschinen ꝛc., in die Welt sendet. — Dann befinden sich zwei bedeutende Handelshäuser daselbst, deren Verbindungen weit über die Grenzen Deutschlands sich ausdehnen; es sind dies die rühmlichst bekannten Firmen: Ferd. Richter und F. B. Moog Wtw., welche als Sprossen der altbekannten Firma Chr. Nießen Sohn, in deren Geiste weiter arbeiten. — Von Mülheim führt eine neu angelegte Staatsstraße über den historisch bekannten St. Helenenberg, nach Monzelfeld und von

dort weiter dem „ſtumpfen Thurme“ zu, wo ſie in die Trier-Kirchberger Straße mündet. —

Oberhalb Mülheim, nach Süden zu, öffnet ſich den Hinterbach entlang, ein reizendes Thal, ein wahres Alpenthal, rechts und links von Rebenhügeln umgeben, von blumigen Wieſen und blühenden Feldern umſäumt. Ein halbſtündiger Weg führt, in der rechten Thalſeite, dicht an Weinbergen vorbei, zu dem Dorfe Veldenz, dem Hauptort der Grafſchaft gleichen Namens und ehemaligen Reſidenz der Beherrſcher derſelben. Seine Geſchichte, iſt mit der ſeiner Burg eng verwoben, weßhalb wir uns ſofort derſelben zuwenden. Eine Viertelſtunde oberhalb Veldenz, in dem allmählig ſich verengenden Thale, liegt Thal-Veldenz, und darüber erhebt ſich, kühn und maleriſch, auf einem ſchön bewaldeten Vorgebirge, die Burgruine Veldenz, der Sitz der mächtigen Grafendynaſtie des Hauſes Veldenz.

Schon im 6. Jahrhundert ſcheint Veldenz durch Schenkung des Königs Childeberts II. von Auſtraſien an die Kirche zu Verdun gekommen zu ſein. Der Presbyter und Geſchichtsſchreiber Bertharius berichtet Verſchiedenes darüber. Im Jahre 1047 ſchenkt Biſchof Theodorich von Verdun dem St. Magdalenſtift zu Verdun, den neunten Theil von des Hochſtiftes Weinwachs zu Veldenz.

In der Beſtätigungsurkunde des Kaiſers Friedrichs I. über die Güter und Hoheitsrechte des Stiftes Verdun, werden u. A. genannt, die Burg und Vogtei Veldenz, der Hof Mülheim, Baumholder, Wolfersweiler und St. Medard. Jedoch dieſe Güter waren damals ſchon nicht mehr in dem unmittelbaren Beſitz

des Hochstiftes, sondern vielmehr an ein mächtiges Herrengeschlecht zu Lehen gegeben, aus welchem Gerlacus im Jahre 1132 als „comes de Feldenzun“ genannt wird. Gerlach, als Graf von Veldenz, Gerlach I. genannt, war ein Sohn des mächtigen Rau- und Wildgrafen Emichs von Schmidtburg; außer Veldenz besaß er noch das Erztruchsessamt im Erzstift Mainz, mit welchem die Lehen von Meisenheim, Odernheim, Arnsheim 2c. verbunden waren. Er hatte sich mit Cäcilia, einer Tochter Ludwigs II. des Saliers verheirathet und mit ihr den in Urkunden von 1146—1186 als Gerlach II. vorkommenden Sohn gezeugt. Gerlach IV., ein Enkel desselben, gerieth in Zerwürfniß mit Johann von Aspremont, dem Bischof zu Verdun wegen seiner Lehenschaften. Der Streit wurde von dem Erzbischof von Trier, Theodorich, am 1. Dezember 1220 dahin entschieden, daß Graf Gerlach das Haus Veldenz als ein offenes und ausgiebiges Lehen des Stiftes zu Verdun anerkannte und empfing. Gerlach V., Sohn Gerlach IV., war einer der Gesandten, welche dem weisen Alfons von Castilien ankündigten, wie die Wahl der Kurfürsten ihm eine Kaiserkrone verleihe. Von seiner Reise aus dem fernen Castilien zurückgekehrt, fand er seine Gemahlin Elisabeth, eine geb. Gräfin von Zweibrücken, welche er in gesegneten Umständen verließ, nur wieder, um sie gleich darauf, am 17. Juni 1259 für immer zu verlieren. Als sie ihr Auge schloß, gab sie einem Töchterchen, Agnes das Leben, welches Graf Gerlach, als Universalerbin seiner Güter 2c. in allen seinen Lehensrechten gerne bestätigt wissen wollte. Als er dies erreicht hatte, entschlief er im Jahre 1260 zu einem

beſſern Leben. Die verwaiſte Agnes ſtand unter der Vormundſchaft des mütterlichen Großvaters, des Grafen Heinrich II. von Zweibrücken, bis ſie am 3. Auguſt 1270 des Herrn Heinrich I. von Geroldseck, zu Hohen-Geroldseck, Gemahlin wurde. In einer Urkunde, am Vermählungstage ausgeſtellt, nannte ſich derſelbe „H. de Geroldesekken, comes Veldencie.“ — Ein Urenkel der Gräfin Agnes war mit Lauretta, einer Tochter des Grafen Johann III. von Sponheim zu Starkenburg, verheirathet; es wurde dieſerhalb der Sohn dieſer Ehe, Graf Friedrich III. von Veldenz, von Graf Johann V. von Sponheim, zugleich mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, zum Nachfolger in den Sponheimiſchen Landen ernannt.

Friedrich III. hatte aber aus ſeiner Ehe mit der Gräfin Margaretha von Naſſau-Zweibrücken nur eine einzige Tochter Anna, die er an den Pfalzgrafen Stephan, dem dritten Sohne des Kaiſers Rupert, verheirathete. Er ſchloß im Jahre 1444 daher mit ſeinem Schwiegerſohn einen Erbvertrag ab, wonach der Großvater dem einen ſeiner Enkel, dem Herzog Friedrich, der Hunsrücker genannt, die Sponheimiſchen Lande und dem anderen, dem Herzog Ludwig, die Grafſchaft Veldenz in ihrem ganzen Umfange verlieh.

Herzog Ludwig, gewöhnlich von Veldenz genannt, vererbte die Grafſchaft auf ſeine beiden Söhne Kaspar und Alexander. Alexanders älteſter Sohn, Herzog Ludwig II., beſaß die väterlichen Lande allein, denn ſeine Brüder: Georg und Ruprecht, waren in den geiſtlichen Stand getreten. Allein Ludwig II. ſtarb im Jahre 1532 und die Vormundſchaft über ſeinen minderjährigen

Sohn, den nachmals berühmten Herzog Wolfgang von Zweibrücken, übernahm des Vaters Bruder, Ruprecht. Dieſem behagte jedoch die geiſtliche Würde nicht; er verheirathete ſich 1537 und verlangte ſeinen Antheil an dem väterlichen Vermögen. Das erhielt er durch den Marburger Vertrag, vom Jahre 1543, in welchem ihm neben anderen Landestheilen, die Grafſchaft Veldenz mit den Ortſchaften Veldenz, Burgen Gornhauſen, Thal-Veldenz, Mülheim, Duſemond und Andel, zugeführt wurde. Auf dieſe Weiſe entſtand in dem Hauſe Pfalz-Zweibrücken die Nebenlinie zu Veldenz. —

Der Sohn ihres Begründers, Georg Johann, erhielt noch im Jahre 1559 aus der Nachlaſſenſchaft des Kurfürſten Ottheinrich, die Grafſchaft Lützelſtein neben anderen Gebietstheilen und brachte es dahin, daß ihm 1566 vom Kaiſer Sitz und Stimmen auf dem Reichstag zugeſprochen und als ein Reichsfürſt von demſelben belehnt wurde. Seine Söhne theilten abermals und es entſtanden in dem veldenziſchen Zweige vier Linien, die aber ein Enkel, der Pfalzgraf Leopold Ludwig, ſämmtlich im Jahre 1654 wieder vereinigte. — Derſelbe, geboren am 1. Februar 1625, führte ein höchſtbewegtes Leben. Von ihm berichtet eine alte Chronik Folgendes: „Bey den General-Reichs-Friedenstrak-„taten, vard Anno 1648 geſchloſſen, daß Herr Pfalz-„graf bey Rhein in der Grafſchaft Veldentz an der „Moſel, ſowol Geiſtlichen, als Weltlichen, entgegen, „und vieder alles dasjenige, ſo bishero verübet, in den-„jenigen Stand, darinn ſein Herr Vatter, (Pfaltzgraf „Georg Guſtav zu Veldentz und Lautereck) Anno 1624 „geweſen, reſtituirt werden ſolle. Wie dann auch hier-

„auff Anno 1649 die des Jahres 1627 von Churtrier
„hieher gesetzte Geistliche wieder fortgewiesen, die Kirchen
„hochgedacht Ihro Fürstl. Gnaden, Herrn Pfalzgruf
„Leopold Ludwigen restituirt und ferner die sämmtlichen
„Unterthanen in der ganzen Grafschafft, deren Pflichten,
„so sie Chur-Trier im Jahr 1628 haben leisten müssen,
„vom Rathhaus allhie zu Veldentz öffentlich erlassen,
„und an den hocherwelten Herrn Pfaltzgrafen hinwieder
„verwiesen worden."

Die französischen Reunionen trafen sowohl Veldenz als St. Remigsland, doch sollten beide Gebiete dem Pfalzgrafen verbleiben, wenn er die französische Landeshoheit anerkenne. Leopold Ludwig war jedoch nicht der Mann, solchen Antrag zu acceptiren; er verließ die Grafschaft und lebte mehrere Jahre als ein Vertriebener in Straßburg, in gedrückten Verhältnissen. — Am 4. Juli 1648 hatte er sich mit der Gräfin Agatha, Christine von Hanau-Lichtenberg vermählt, und elf Kinder entsprossen aus dieser Ehe, welche er fast alle überleben mußte. Eine Tochter, Elisabeth Johanna, 1669 an den Rheingrafen Johann zu Mördingen verheirathet, wurde bald wieder verstoßen; eine andere Tochter, Dorothea, starb zu Straßburg, den 16. Sept. 1723 als die geschiedene Gemahlin des Pfalzgrafen Gustav Samuel; zwei Söhne blieben vor dem Feinde, der eine vor Ofen, der andere vor Mainz. Sein ältester Sohn, Gustav Philipp, geboren den 17. Juli 1651, bereiste Frankreich, Dänemark, Schweden und Deutschland. Ein unbändiger Sinn, zu Lastern und Schlechtigkeiten geneigt, brachte ihn in den Abgrund des Verderbens, so, daß sein Vater und alle Bessergesinnten,

ſich gänzlich von ihm abwandten. Leopold Ludwig ließ ihn ergreifen und nach Lautereck zur Haft bringen, wo er in einem unbewachten Augenblick ſich in die Tiefe ſtürzte und ſomit ſeinem bewegten Leben ein Ende machte. Er ſtarb im Jahre 1679. Prinzeſſin Anna, Leopold Ludwigs älteſte Tochter, geboren den 20. Mai 1650, wurde katholiſch, um der tyranniſchen Behandlung des Vaters zu entgehen, wonach anzunehmen wäre, daß an den Verirrungen ſeines Sohnes, des Prinzen Guſtav Philipp, der Vater nicht ganz ſchuldlos geweſen ſein dürfte.

Leopold Ludwig ſtarb zu Straßburg am 19/29. September 1694; durch Teſtament hatte er ſeine Erblanden dem Könige von Schweden zugedacht, dem dieſelben auch von dem Metzer Parlament zuerkannt wurden; jedoch durch den Ryswiker Frieden 1698, kamen ſie an Kurpfalz. Mittlerweile wurde das Eigenthum der Gegenſtand lebhafter Familien-Streitigkeiten zwiſchen den verſchiedenen pfälziſchen Linien. Als jedoch der mächtigſte der Prätendenten, der König Carl XII. von Schweden bei Friedrichshall ſeinen Tod fand und mit dem Pfalzgrafen Guſtav Samuel die alte zweibrücke'ſche Linie gänzlich ausſtarb, da ergab ſich die Möglichkeit eines gütlichen Abkommens zwiſchen Kur-Pfalz und Pfalz-Birkenfeld.

In dem Vertrage von 1733 erhielt Birkenfeld die zweibrückiſchen Lande, Veldenz und Lauterecke verblieben der Kur-Pfalz, wurden ſeitdem als ein eigenes Oberamt dem Kurſtaate einverleibt. Mancher Sturm umbrauſte die feſten Mauern der kühnen Felſenburg, ohne dieſelbe in ihren Veſten zu erſchüttern, bis es endlich den wilden Horden Ludwigs XIV. gelang, ſie gänzlich

zu zerstören. Auch sie mußte dem verheerenden Zahne der Zeit zum Opfer fallen; jedoch ihre, von Waldesgrün umrankten, malerischen Ruinen, lohnen der Mühe des Besuches, denn eine reizendere Aussicht, wie sie sich hier dem Auge bietet, ist sobald nicht mehr zu finden. Vor unsern Blicken breitet sich das romantische Thal mit den Ortschaften Veldenz, Burgen und Mülheim, von lachenden Wiesen, üppigen Fluren und Rebenhügeln umkränzt, in entzückender Weise aus, das von den schlängelnden Windungen des Hinterbachs und Frohnbaches durchzogen, an deren Mündung die Mosel erscheinen läßt. An sonnenklaren Tagen treten die fernen Eifelgebirge deutlich hervor, sowie im Südwesten die waldigen Höhen des Hardtgebirges. Zur Seite, am Fuße des an das Schloß sich anlehnenden waldigen Abhanges, ladet uns das Hinterbachthal mit seinen vielen Mühlen, zu einer erquicklichen Waldpartie ein. — Die Ruinen sind Privateigenthum geworden; jedoch keinerlei Hindernisse erschweren dadurch deren Besuch.

Es gab auch ein Rittergeschlecht des Namens von Veldenz. „Im Jahre 1197 bekennt Peter von Veldenz, genannt auch von Merzig, ein Ritter, daß er seine Güter in Merzig, wie sie von seinen Voreltern besessen worden, von der trier'schen Kirche zu Lehen habe; es siegelt mit ihm der edle Mann, Graf Gerlach von Veldenz."

Am Fuße der Burgruine wurde ein Kupferbergwerk betrieben; für die Ausbeute der beiden Gänge, wovon der eine „Karlsgrube", der andere „Frische Muth" genannt, bestand eine eigene Schmelzhütte. — Nach einer im Jahre 1601 vorgenommenen Probe, gab der Centner

Kupfererz 28 Pfund Kupfer und Blei, der Centner Bleierz 38 Pfund Blei und 1 Loth Silber.

Im Jahre 1785 wurde dieses einst sehr ergiebige Bergwerk verlassen; der aus der ehemaligen Schmelzhütte entstandene Hammer, ist ebenfalls nicht mehr vorhanden, wie mächtig als auch einst seine wuchtigen Schläge erdröhnten und er zur Zeit auch das einzigste industrielle Etablissement des ganzen Thales ausmachte.

Von Thal-Veldenz führt, durch ein enges Waldthal, ein halbstündiger Weg zu dem auf der Höhe gelegenen Gornhausen, früher Korenhausen, genannt. Von diesem ehemalig gräflich-veldenzischen Ort, ist wenig zu sagen, da er in historischer Beziehung ohne alle Bedeutung ist. Ackerbau und Viehzucht sind die Nahrungsquellen seiner Einwohner, indem seine gebirgische Lage der Weinkultur nicht zugänglich ist. Hoch und frei gelegen, in angemessener Entfernung von herrlichen großen Waldungen rings umsäumt, liegt das Dorf idyllisch stille und gewährt eine prachtvolle Fernsicht auf die waldigen Höhen des Hunsrückens und des Hardtgebirges. — Westlich von Veldenz liegt, etwa eine halbe Stunde entfernt, das gleichfalls ehemalig gräflich-veldenzische Dorf Burgen, welches ebenfalls von keiner historischen Bedeutung ist. — Obgleich Landort, (es liegt circa eine Stunde landeinwärts von der Mosel) so hat es doch viel Weinbau, welcher fast so bedeutend wie sein großer Ackerbau ist. Auf Beide begründet sich sein weitbekannter Wohlstand. Die Gebirge oberhalb Burgen liefern ausgezeichneten Dachschiefer, der in verschiedenen größeren Gruben dort gebrochen wird und einen nicht unbedeutenden Industriezweig ausmacht. — Beide Ort-

Digitized by Google

schaften, Gornhausen und Burgen sind Filialen der Kirche zu Veldenz, der bis 1734 auch die Pfarrei Mülheim zugetheilt war.

Der letzte veldenzische Ort, Dusemond, liegt dicht an der Mosel, fast in der Mitte des gegenüber liegenden Braunenberges, an dessen steilen Rebenhöhen der berühmte Moselwein wächst.

Von Mülheim, etwa zwanzig Minuten entfernt, führt eine prachtvolle Straße, rechts und links von Obstbäumen umgeben, deren grünes Blätterdach im Sommer die schattigste Allee bildet, nach dem wohlhabenden Moseldorfe, auf dessen Besitz die ehemaligen Grafen von Veldenz, nicht wenig stolz waren. — Verschiedene adelige Häuser waren in Dusemond begütert, unter anderen auch die Grafen von Manderscheid, die Abtei Tholey und die Herren von Breidbach-Büresheim. Die Letzteren besaßen ihren Hof als gräflich-veldenzisches Lehen. — „Durch Urkunde vom Samstag nach St. Matthias, 1222, vergaben Wirich und Mefried von Neumagen ihr Erzgut zu Dysemund an die Abtei Tholey, zu einem Seelengeräthe, welches in der St. Nikolaus-Kapelle zu Thron abzuhalten." — Der Tholeyerhof war daher einer der stärksten; er wurde jedoch später von der französischen Domainen-Verwaltung veräußert. Die alte Pfarrkirche zu St. Remigius, wurde 1775 abgebrochen; von den in ihr sich befundenen Grabsteinen, hat sich nur einer erhalten, mit folgender Inschrift: „1632 den 1. July starb der edle ehrenveste Herr von Esch, Wittgensteinischer Amtmann zu Neumagen, der Seele Gott gnädig sey." — Die an ihrer Stelle erbaute Kirche ist ein Simultaneum und dient den Katho-

liken als Pfarrkirche und den Evangeliſchen als Filial von Mülheim. Ackerbau und Viehzucht werden auch in Duſemond in bedeutendem Maße betrieben; jedoch ſein Hauptwohlſtand begründet ſich auf den Weinbau im Braunenberg. Derſelbe liegt an dem jenſeitigen Moſelufer und bildet eine ziemlich gerade Linie von der Mündung der Lieſer bis nach Monzel hin. Vermöge dieſer Richtung folgt er dem Strome bis gegenüber Neu-Filzen, von wo ab er zurückzutreten beginnt und eine Ebene zwiſchen ihm und dem Strome bildet, wo ein recht guter Rothwein gewonnen wird. —

Da an dieſer Ebene das Dorf Keſten ſich anſchließt, ſo wird der obere Theil des Braunenberges, auch wohl der „Keſtener Berg", genannt. Der Braunenberger iſt ein Wein von Weltruf; weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus wird er getrunken, iſt ſein Name bekannt, und die erſte Frage, die an den in der Fremde weilenden Moſelaner geſtellt wird iſt die: „Wie weit ſind Sie vom Braunenberg entfernt zu Hauſe oder: wohnen Sie in der Nähe des Braunenberges?"

Als bedeutender Weinproduzent im Orte ſelbſt, iſt der unter dem Namen „Moſelkönig", bekannte Winzer Conrad, anzuführen, deſſen Weine mit die höchſten Preiſe erzielen, da derſelbe mit gediegenen praktiſchen Kenntniſſen des Weinbaues, die peinlichſte Sorgfalt in Wartung und Pflege ſeiner Weinberge verbindet. — Von Auswärtigen, welche im Braunenberg begütert, ſind die Herren: Weinhändler Weinmann zu Bernkaſtel, Gerbereibeſitzer Fr. Hermann zu Mülheim, Hüttenbeſitzer Puricelli auf Rheinböllerhütte, (früher Wittwe Recking), das Hospital Cues u. A., bedeutend.

Digitized by Google

Somit wäre denn in kurzen Umriſſen das hiſtoriſche Bild der ehemaligen Grafſchaft Veldenz gezeichnet. — Heute bildet dieſelbe mit den ehemalig chur-trieriſchen Ortſchaften Filzen und Wintrich die Bürgermeiſterei Mülheim. Das berühmte Grafengeſchlecht, welches Jahrhunderte das ſchöne Thal beherrſchte, das noch heute in dankbarer Erinnerung deren Namen trägt, es iſt hinabgeſunken, dahin, wo alles Vergängliche hinſinkt, und ſtatt der einſt ſo mächtigen, feſten Felſenburg, blicken Ruinen ernſt und traurig, auf die blühenden Ortſchaften, deren Bewohner, als ihre Vaſallen, ehrfurchtsvoll vormals zu ihrer felſigen Höhe hinaufſchauten. — Jedoch, gleich dem Epheu, der ſich um das halbverwitterte Gemäuer der Ruinen rankt, windet ſich der ewig grüne Kranz der Geſchichte um die verfall'ne Grafenburg; und, von der Muſe Klio geweiht, iſt jenen mächtigen Kämpfen, die aus ihr hervorgegangen, deren kühnes Schwert ſtets da blinkte, wo es galt für Kaiſer und Reich, für geiſtige und leibliche Freiheit zu kämpfen, ein Denkmal geſetzt, das dem verherenden Hauche der Zeit nicht zum Opfer fallen kann. In der Bruſt eines jeden „Grafſchafters" wohnt das Bewußtſein, ehemals einem Herrſchergeſchlechte angehört zu haben, auf welches er ſtolz ſein konnte, ſo ſtolz als er auf das edle Herrſcherhaus iſt, dem er heute als treuer Unterthan in echter, deutſcher Art ergeben iſt! — Der Gebietstheil der ehemaligen Grafſchaft Veldenz, er ſchließt ein Fleckchen Erde in ſich, das wohl ſchöner an den romantiſchen Ufern des Vater Rheins nicht gefunden werden kann, da es, neben großem Naturreiz, alles Das in ſich vereint, was den Wohlſtand ſeiner Bewohner fördert. —

Die Worte des römiſchen Dichters Auſonius, der 370 nach Chr. unſer ſchönes Moſelthal beſang, finden bei der reizenden Lage der ehemaligen Grafſchaft Veldenz, die auch meine Heimath zu ſein, ich mich rühmen darf, treffliche Anwendung indem er ſagt:

„Fluß, vortreffliche Frucht, vortreffliche Männer erzeugend!
„Hohes, berühmtes Geſchlecht, der Waffen kundige Jugend
„Schmücken das ſchöne Geſtad': beredter Zunge Gewandtheit
„Eifert latiſcher nach: es wurd' gefällige Sitte
„Deinen Bewohnern zu Theil, erheiternder Sinn bei dem Ernſte!"

Bernkaſtel

in ſeiner hiſtoriſchen und landſchaftlichen Bedeutung.

Und an des Stromes Bette,
Allüberall im Thal,
Da ſtehen Dörfer, Städte,
Und Burgen ohne Zahl! —
O Stadt und Land!
O Stromesrand!
Ihr grünen Berge, o Fluß im Thal,
Ich grüß Euch von Herzen viel tauſend Mal!
Mosellied.

Das herrliche Moſelthal mit ſeinen unzählig ſchönen Punkten und maleriſchen Partien, zeigt in ſeiner 26 Stunden langen Ausdehnung von Trier nach Coblenz,

besonders da, wo dasselbe sich bedeutend verengert, große Gebirgseinschnitte, welche in der Regel mit einem Dorfe oder einem Städtchen, mitunter auch mit einem Gutshofe ausgefüllt sind.

In einem solchen Gebirgseinschnitte liegt die Kreisstadt Bernkastel, die in ihrer heutigen Gestalt einen recht günstigen Eindruck auf den Fremden macht, da ihre Ausdehnung dem Strom entlang, in dem letzten Jahrzehnt bedeutend gewonnen und verschiedene neu entstandene Prachtbauten, ihr ein recht städtisches Aussehen verleihen. Auch im Innern der Stadt haben nach den Bränden im Jahre 1857 wesentliche Veränderungen stattgefunden, die aber, wie sehr sie auch zur Verschönerung derselben beitragen, ihr doch kein freundliches Ansehen bieten können, wenigstens kein solches, welches mit dem heitern Ton der Landschaft im Einklang steht.

Rechts und links von Bergen eingeengt, ist die Lage der Stadt, hinsichtlich des Raumverhältnisses, eine so beschränkte, daß eine Ausdehnung im Innern eine Sache der Unmöglichkeit ist. — Die Schwierigkeiten des Bodens werden nicht wenig durch den Tiefenbach vermehrt, der vom obern Ende die Stadt durchschneidet und sich in die Mosel ergießt. Von den waldigen Höhen des Hunsrückens, durch herrliche Wasserfälle und kühne Felsbildungen hindurch, bahnt sich dieser, für Bernkastel schon oft tragisch gewordener Bach, einen mühsamen Weg. Mit ihm vereint sich, fast in der Mitte der Stadt, der Kallenfelsbach, der von felsigen Höhen herabstürzend, durch ein enges Gebirgsthal sich windet. Mächtige Wassermassen wälzt auch dieser Bach

bei Unwettern mit sich fort, die nicht selten einen verheerenden Charakter annehmen, wie das Jahr 1844 bekundet hat.

Die Stadt Bernkastel zählt gegenwärtig 2400 Einwohner, welche sehr erwerbsam sind. Der Haupterwerbszweig begründet sich jedoch, wie an allen Moselorten, auf den Weinbau, welcher sehr bedeutend ist und Weine von Weltruf producirt. Die ausgezeichnetsten Lagen Bernkastels sind: der Doktor, die Bernkast'ler Ley (der Schwanen); beide besaßen zur Zeit die Grafen von Leyen. Des Doktors Namen soll von einem Kurfürsten von Trier, Boemund II., herrühren, welcher ein hartnäckiges kaltes Fieber, das aller Kunst der Aerzte getrotzt hatte, mit dem edlen Naß dieses Wein-Berges, austrieb. Der Doktorwein ist etwas Unvergleichliches in Feuer, Feinheit und gewürzhaftem Geschmack; doch soll nach competenten Urtheilen, das Gewächs der Bernkast'ler Ley ihn an Schwere übertreffen. Als bedeutende Weinproduzenten wären zu nennen: Bürgermeister Kuntz, die Erben Cetto, Geschwister Thanisch, Geschwister Leutzgen, das Pastorat, das Stift zum hl. Geist, P. Liell u. A.

Von den Gewerben, die in Bernkastel betrieben wurden, muß z. B. die „Faßbinderei" sehr bedeutend gewesen sein, denn Kurfürst Johann Ludwig gab am 29. März 1546 den Faßbindern eine eigene Zunftordnung. An industriellen Etablissements wäre hauptsächlich die Cigarrenfabrik des Herrn J. Schmitgen hervorzuheben. Dieselbe beschäftigt einige Hundert Personen und ist die Erwerbsquelle vieler Familien. — Der Kleinhandel Bernkastels hingegen ist sehr bedeutend und

Digitized by Google

man kann mit Recht sagen, daß Bernkastel die lebhafteste Stadt der Mosel, außer Trier ist.

Das früher bedeutende Speditionsgeschäft, welches in Bernkastel die Erzeugnisse des Hunsrückens, der Nahe und Saar, verschiffte, hat mit der Eröffnung der Moselbahn seine Bedeutung verloren; doch der Verkehr der Gebirgsbewohner mit der Stadt ist und bleibt wie ehedem ein sehr lebhafter, da dieselben ja hauptsächlich den Wochenmarkt mit ihren Felderzeugnissen befahren.

Eine herrliche und bequeme Poststraße, die über Longcamp führend, die Verbindung mit Rhein und Nahe vermittelt, erleichtert wesentlich diesen Verkehr. Von besonderer Wichtigkeit für die Frequenz der Stadt, ist die in den Jahren 1874/75 erbaute massive Moselbrücke, die ein Meisterbau in ihrer Art, einen äußerst lebhaften Verkehr mit dem jenseitigen Ufer und der Eifel eröffnet hat.

Dann ist Bernkastel Landungsplatz der Moseldampfschiffe, die im Sommer die Wasserstraße zwischen Trier und Coblenz sehr beleben und den Touristen die Schönheiten des reizenden Moselthales mit Muße beschauen lassen. — Eine Zweigbahn von Bernkastel nach Wengerohr, (Wittlich) der nächstgelegenen Station der der Moselbahn, ist im Projekt und dürfte wahrscheinlich demnächst zur Ausführung gelangen.

Den Verkehr beleben noch weiter bedeutende Kram- und Viehmärkte, unter welchen zu nennen sind: Freitag nach Halbfasten, Montag in der Kreuzwoche, St. Margarethentag, den Tag nach St. Michael, St. Crispinus, St. Barbara. — Ein malerischer Punkt in der Umgebung Bernkastels ist der Schloßberg, ein mit Weinbergen bepflanz-

ter Bergrücken, an deſſen vorderer Seite, auf ſteiler felſiger Höhe, die Ruinen der Burg „Landshut“, von welcher ſpäter noch die Rede ſein ſoll, ſich erheben. Die herrlichſte Ausſicht auf das Thal und ſeine Ortſchaften, auf die Eifelberge, erſchließt ſich hier dem Auge! Tief unter uns liegt die Stadt mit ihrem geſchäftlichen Thun und Treiben, und jenſeits begrüßen uns die waldigen Höhen des Altenwaldes und weiter links die Berge des Kautenbachthales.

Bevor wir nun zur hiſtoriſchen Bedeutung Bernkaſtels übergehen, laſſen wir noch einen alten Chronikſchreiber des Moſelthals, über den Charakter des Bernkaſtler Bürgers ſprechen:

„In Bernkaſtel hat ſich viel Alterthümliches in „Sitten und Gebräuchen erhalten, namentlich die echte „Weiſe, die echte Ehre des Moſelaner, das freundliche, „treuherzige, wahrhafte Gemüth, der fromme und lie„bende Sinn, die reine unſchuldige Fröhlichkeit. Nur „ein etwas ſtarker Hang zur Geſchwätzhaftigkeit ſcheint „ſich von altersher dem Bernkaſtler zu eigen gegeben zu „haben, denn ich leſe in alten Papieren von einer Ur„fehde, die am 17. November 1560 ein Bernkaſtler „Bürger, Sebaſtian Bernhardt, dem Kurfürſten zu Trier „ſchwören mußte. Derſelbe hatte deſſen Amtmann, „Philippſen von Homburg, verleumdet, weßhalb er vom „Kurfürſten des Erzſtiftes verwieſen wurde. Auf viel„ſeitige Fürbitte, und auf Fußfall und Zahlung von „25 Thaler, iſt er wieder begnadigt worden.“

Viele Chronikſchreiber wollen den Namen Bernkaſtel von Beronis Caſtellum, einer römiſchen Niederlaſſung, herleiten; nach den mir zur Hand liegenden

geſchichtlichen Quellen, wäre der Name Bernkaſtel vielmehr von Adelberonis Caſtellum herzuleiten, denn nach einer Urkunde vom Jahre 1000 kommt ein Adelbero, ein Sprößling der mächtigen Grafen von Ardenne, als Beſitzer von Bernkaſtel vor. In der Urkunde heißt es:

„Ich Adelbero, von Gottes Gnaden, Probſt zu „St. Paulin bei Trier, Herr zu Buxheium (Grafſchaft „Rouſſy" im Luxemburger Lande), Sirk, Saarburg „und Bernkaſtel, opfere hiermit, um den ſtrafenden Gott „zu verſöhnen, deſſen Zorn ich mir durch Beleidigung „geiſtlicher Perſonen und verübten Frevel an Klöſtern „zugezogen habe, meinen Schutzpatronen, den H.H. „Eucharius, Valerius, Maternus, den Hof zu Benrath „und die Viehtrifft zu Oberemmel ꝛc."

Adelbero II., ebenfalls Probſt zu St. Paulin und Herr zu Bernkaſtel, im Jahre 1005 Biſthumsverweſer in Metz, ſuchte ſich des erzbiſchöflichen Stuhles zu Trier, mit Gewalt zu bemächtigen, indem er den erwählten und von ſeinem Schwager Kaiſer Heinrich II. beſtätigten Candidaten Poppo, beſiegte. Allein er unterlag, nach harten ſchweren Kämpfen, und Poppo wurde Erzbiſchof, von welchem er ſich die Gnade erbitten mußte, ſeine Tage im St. Paulinſtifte beſchließen zu dürfen, was ihm auch in der hochherzigſten Weiſe geſtattet wurde.

Die Herrſchaft Bernkaſtel ging nach deſſen Tode im Jahre 1038 an ſeine Schweſter Judith, Gemahlin des Grafen Adalbert von Lothringen, über. Nach einer Urkunde vom Juni 1039 übergab dieſelbe die Herrſchaften Bernkaſtel, Cues und die Dörfer Munſeville

(Monzelfeld) und Lonncamp (Longcamp) der Abtei St. Matthias zu Trier.

Diese Schenkung wurde jedoch nach dem Tode der Schenkerin von dem Bruderſohne Adalberos II., dem Grafen Giſelbort von Luxemburg, heftig angegriffen und nach langen, von ſeinem Sohne Konrad, mit aller Energie fortgeſetzten Streitigkeiten mit dem Erzbiſchof von Trier, brachte er es dahin, daß ihm und ſeinen Erben die Vogtei Bernkaſtel wieder zuerkannt wurde.

Er verheirathete ſeine Tochter Mechthildis an den Grafen Volmar II. von Bliescaſtel, und ſie erhielt, da mit Konrad der Mannesſtamm des Luxemburger Grafenſtammes erloſch, als Erbtheil unter Anderm auch die Vogtei Bernkaſtel, welche ſich über die Ortſchaften: Graach, Cues, Lieſer, Keſten und Minnheim erſtreckte. — Schließlich gelangte die Vogtei Bernkaſtel in den Beſitz des Grafen Heinrich V. von Salm, nachdem der Gemahl der älteſten Tochter des letzten Grafen von Bliescaſtel: Heinrich, als Herzog zu Lothringen, Herr zu Bitſch ꝛc. (ein Bruder des Herzogs Friedrich II.), ohne Manneserben geſtorben war.

Am 1. April 1280 verkaufte er dem Trier'ſchen Erzbiſchof Heinrich von Vieſtingen um 500 Pfund Trier'ſcher Pfennige ſeine Rechte und Beſitzungen in Bernkaſtel und Monzelfeld.

Hiermit war Bernkaſtel alleiniges Eigenthum der Trier'ſchen Kirche geworden. Schon im Jahre 1277 hatte Erzbiſchof Heinrich, während der Succeſſionsſtreitigkeiten um Bernkaſtel, eine Burg daſelbſt erbaut, welche ihm ebenfalls für 250 Pfund Trier'ſcher Pfennige zugeſtanden wurde. — Soviel über die Entſtehung und

Digitized by Google

Herleitung des Namens Bernkastel und über dessen Gründer. —

Mit der Regierung der Kurfürsten und Erzbischöfe von Trier zu Bernkastel, beginnt dessen eigentliche Geschichte. Von den Mauern und acht Thürmen, welche den Zugang zu Bernkastel verwahrten, ist kaum mehr etwas zu sehen; doch hat sich noch manches historische Monument erhalten, welches im Laufe unserer geschichtlichen Skizze behandelt werden soll. —

Die Pfarrkirche zu St. Michael hat einen bedeutenden Thurm, mit einem Aufsatze von acht Nebenthürmchen. Unter ihren Reliquien nennt man die der H.H. Theodat, Mundius, Timeraria und den Kopf der H. Samaria. Schon im Jahre 1053 war Bernkastel eine selbstständige Pfarrei. Im Jahre 1299 ernennt Erzbischof Boemund I. Arnold von Felsberg, daß er von Erzbischof Balduin die Lehen über sein Antheil an dem Patronat der Pfarrkirche zu Bernkastel empfangen habe. —

Am 14. April 1367 vergleichen sich der Erzbischof Kuno einerseits, und Ritter Arnold von Felsberg, Johann von Schwarzenberg und von Gutenberg anderseits in der Weise, daß einmal das Erzstift und das andere Mal die Ritter den Pfarrer zu Bernkastel präsentiren sollen. Papst Sixtus IV. incorpirte am 14. März 1471 die Pfarreien Bernkastel und Noviant dem Stifte Pfalzel bei Trier; Hontheims Angabe, der Cardinal Cusanus habe seinem Hospital die Pfarrei Bernkastel einverleiben lassen, ist demnach unrichtig. Wohl ertheilte Erzbischof Johann von Metzenhausen d. d. Bertrich, den 10. Juni 1532 seinen Consens zu einer Union des

Digitized by Google

Hospitals Cues mit der Pfarrei Bernkastel, wonach der Rector desselben die Collation der Vicariate zu St. Margaretha, H. Kreuz und St. Antonius in der Bernkastler Pfarrkirche haben soll; der Erzbischof hingegen behält sich die Verleihung der Vicariate zu St. Nicolaus, St. Johann, St. Peter und St. Anna vor.

Seitdem wurde der Pfarrer zu Bernkastel von dem Rector des Hospitals präsentirt, wie dies im Jahre 1630 mit Anton Faber geschah. Die vielen Vicariate gaben der Pfarrei beinahe das Ansehen einer Collegiatkirche; die Inhaber der Pfründen waren jedoch zum Theil gehalten in den benachbarten Ortschaften: Graach, Monzelfeld und Longcamp, den Gottesdienst zu versehen. Samstags und Sonntags mußten sie jedoch ohne Fehl der Vesper in der Hauptkirche beiwohnen. Lange durften die genannten Ortschaften nur in der Pfarrkirche zu Bernkastel taufen lassen. Gegenwärtig gehören nur mehr die Katholiken in Andel als Filialisten nach Bernkastel.

Im obern Theile der Stadt, in der sogenannten Vorstadt, steht das ehemalige Capuzinerkloster. Jesuiten, Menoriten und Franziskaner hatten sich bemüht, in Bernkastel Eingang zu finden, indem sie sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigten. Auch Capuziner stellten sich seit 1619 daselbst ein, besonders um an hohen Festtagen zu predigen und Beichte zu hören. — Durch diese Thätigkeit gewannen sie sich das Zutrauen des schon erwähnten Pfarrers Jakob Faber und es gelang ihnen schließlich, im Einverständniß mit denselben, auch die Bürgerschaft zu gewinnen, indem sie die schriftliche Ver-

pflichtung abgaben, wenn Bernkastel ein Gymnasium bekommen sollte, den Unterricht in demselben zu ertheilen.

Darauf wendete sich Rath und Bürgerschaft an den Kurfürsten Philipp Christoph, um die Ermächtigung, in Bernkastel ein Capuzinerkloster begründen zu dürfen. Im Jahre 1641 wurde die Ermächtigung ertheilt. — Die Väter, unter welchen als erste Capuziner besonders zu nennen, waren P. Sylvan von Bidburg und Peter von Köln, bezogen ein Haus, welches vom Pfarrer Jakob Faber geschenkt wurde.

Im October 1655 zogen sie in das neue, im Laufe zweier Jahre erbaute Kloster, ein. Als besondere Wohlthäter des Klosters sind zu nennen: der Kurfürst Karl Kaspar, welcher den großen Baumgarten und die Quelle schenkte, ein spanischer Feldherr Frangipani, eine Wittwe Margaretha Neff und Jakob Faber, von welchem der obere Garten herrührte. Die Kirche wurde am 6. Juni 1655 zu Ehren der h. Barbara geweiht.

Ein französischer Commandant ließ im Jahre 1689 die obere Mauer des Klosters abtragen, weil er besorgte, dieselbe könne bei einer Belagerung den Kaiserlichen Vorschub leisten. So lange die Capuziner in Bernkastel weilten, unterhielten dieselben ein kleines Gymnasium mit den 4 untern Klassen.

Gegenwärtig besitzt die Stadtgemeinde das Kloster, welches zum Theil zur Pfarrwohnung und zur Knabenschule dient. In neuerer Zeit hat ein Wohlthäter die Kirche wieder renoviren lassen und mit derselben ein Hospiz vereint, in welchem barmherzige Schwestern das christliche Werk der Krankenpflege üben und eine Kinderverwahranstalt nebenbei unterhalten.

Am Ende der Vorstadt, am Tiefenbach, liegt das Hospital zum h. Geist. Es dient sowohl zur Aufnahme verarmter Bürger als zur Beherbergung kranker Reisender und hat eine eigene Kapelle, in welcher zu Zeiten von einem der Pfarrcapläne Gottesdienst gehalten wird.

Im Jahre 1542 verleiht der Kurfürst Johann Ludwig von Hagen den Altar zum H. Geist in dem Hospital zu Bernkastel, an Johann Blieskastel, welcher jedoch die Pfründe nur kurze Zeit genoß, denn am 21. Juni 1543 ernannte nach Bliescastels Tode der Kurfürst den Friedrich Born als dessen Nachfolger.

Das eigentliche Schulgebäude, jetzt die Mädchenschule, steht gleich neben dem Moselthor und gewährt eine höchst pittoreske Aussicht auf des Cardinals von Cusa's Stiftung. Seine Eckthürmchen, mit denen noch heute seine Wasserseite prangt, erinnern an seine vormalige Bestimmung. Von Kurfürst Carl Caspar wurde es als Amtskellnerei erbaut und später erst der Schule gewidmet. Lange vor Carl Caspar muß jedoch schon ein herrschaftliches Gebäude von bedeutendem Umfange sich daselbst befunden haben, denn am 9. März 1512 übernachtete der Kaiser Maximilian I. auf der Fahrt nach Trier in demselben. Der damalige Amtskellner (Verwalter der kurfürstlichen Kellnerei) hieß Friedrich Schwane. In oder bei dem alten Kellnereigebäude hat sich auch die Münze befunden, von welcher verschiedene Münzen der Kurfürsten Jakob II. und Richard, Zeugniß geben. Auf einer Münze des Kurfürsten Jakob heißt es: Mon-nova-Berncastel 1503; auf einer Münze Richard's ist zu lesen von 1512 und 1516: Moneta nova Bernkastel. Das in der Nähe gelegene Berg-

werk dürfte wohl Veranlaſſung und Stoff gegeben haben, gleichwie es den Stoff zu den von Kurfürſt Johann Philipp im Jahre 1761 zu Coblenz geprägten halben Thalern lieferte, welche die Aufſchrift tragen: „ex fodinis Berncastellanis.“ —

Das Rathhaus auf dem Markt hat nichts Bemerkenswerthes zu verzeichnen.

Das Amtskellnereigebäude am Abhange unter dem Schloſſe, hat im untern Stocke durchaus gewölbte Zimmer; die obern Räume waren zur Aufnahme der reichen Fruchtgefälle (Zehnten) der Amtskellnerei beſtimmt, die auch die Aemter Baldenau und Hunolſtein umfaßte. — Eine ſonderbare Einrichtung beſtand in ältern Zeiten bei der Bernkaſtler Kellnerei; ſie pflegte Pfründner anzunehmen. Kurfürſt Johann VI. ſtellte am 24. Juni 1560 eine Quittung aus über 700 fl., als den Preis, um welchen Johann Kern, Bürger zu Bernkaſtel, für ſich und ſeine Ehefrau, eine Präbende auf die daſige Kellnerei erkauft hatte, wonach beide Eheleute dafür zeitlebens von der Kellnerei gebührliche Unterhaltung empfangen.

Die Zierden und der Stolz von Bernkaſtel ſind längſt nicht mehr. Es waren die 2 ſogenannten Mandatthürme — und die Burg; die Mandatthürme, deren künſtlicher Bau die alten Nachrichten nicht genug zu preiſen wiſſen und im Kleinen eine Nachahmung der Burg geweſen zu ſein ſcheinen, ließ der franzöſiſche General Montal abbrechen, um das Material bei dem Feſtungsbau Montroyal bei Traben zu verwenden.

Die Burg, vom Erzbiſchof Heinrich von Vieſtingen im Jahre 1279 auf's Neue befeſtigt, von verſchiedenen

Digitized by Google

Erzbischöfen bedeutend vergrößert und verschönert, besonders seitdem sie im Jahre 1456 wieder aus den Händen der Abtei Prüm, welcher sie längere Zeit verpfändet war, eingelöst worden, galt für eine der festesten am Moselstrome und hatte eine zahlreiche Burgmannschaft zu ihrer Vertheidigung.

Als bedeutende Burgmänner führt die Chronik auf: die Herren von Kellenbach, von Mundotz, von Hunolstein, Hugo von Stein, Johann von Schwarzenberg, Heinrich Mül, und zwar in den Jahren von 1323 bis 1351. Die Wichtigkeit und Annehmlichkeit der Burg scheint jedoch die Erzbischöfe veranlaßt zu haben, sie früher schon der Obhut von Burggrafen bürgerlichen Standes anzuvertrauen, weil dergleichen Diener abhängiger, daher zuverlässiger als Edelleute waren. Ein solcher war Reinher, Burggraf zu Bernkastel, welcher am Sonntag nach Margarethen 1355 vom Erzbischof Balduin bestätigt wurde. Im Jahre 1347 erscheint Henkin, mit dem Zunamen: „der veis bescheiden Mann", als Burggraf.

Später wurde das Burggrafenhaus an die Herren von Esch zu Lehen gegeben; dasselbe empfängt namentlich Philipp von Esch am Dienstag nach St. Brixius 1505 und später 1532. Die Burg selbst, nachdem sie vielfältig, auch in neuern Zeiten, den Kurfürsten zum Aufenthalte gedient, den Stürmen des 30jährigen Krieges und der noch verderblicheren Nachbarschaft der Festung Montroyal glücklich entgangen war, wurde endlich durch einen Zufall zu Grunde gerichtet.

Die Chronik schreibt darüber: „Im Januario 1692 „ging in dem churtrier'schen Amtshause Bernkastel ein „Feuer auf, wodurch dasselbe ganz abbrannte und Sr.

„churfürstlichen Gnaden an Raritäten, schönen Schilde„reyen und andere Stücke, über die 70,000 Rth. werth „Schaden geschahe."

Die Ruinen werden wegen ihrer herrlichen Aussicht nach Zeltingen und Mülheim, auf den Tiefenbach, welcher Eingangs schon gedacht wurde, vielfach besucht; außer einem Fahrwege führt noch ein Pfad durch die Weinberge zu ihnen hinan.

Schon im Jahre 1291 ließ der Erzbischof Boemund von Warsberg Burg und Stadt mit Stadtrechten von Kaiser Rudolf I. begnadigen und sowohl Adolf als Albrecht bestätigen dieselben. — Auch ein adeliches Haus besaß zur Zeit Bernkastel. Am 25. October 1492 wird Reinhard von Bernkastel Ritter, wegen geleisteter Dienste und treuer Ergebenheit zu dem kurfürstlichen Hause, mit Zehnten und Gütern der Pfarrei Cleinich belehnt.

Unter den verschiedenen Einkünften, die sich Boemund II. von seinem Nachfolger Kuno, zu dessen Gunsten er verzichtet hatte, anweisen ließ, befinden sich auch 20 Fuder Wein aus der Bernkasteler Kellnerei. Bürgermeister, Rath und Bürger von Bernkastel, sind auch in dem Bündniß begriffen, welches am 10. Mai 1456 von den Grafen, Herren und Rittern des Erzstiftes Trier mit dem Städtchen des Landes errichtet ward. Am 3. April 1573 erließ Kurfürst Jakob von Elz, der damals das Schloß bewohnte, für Stadt und Amt Bernkastel eine Reformatio ecclesiastica. — Im Jahre 1582 am 17. Mai gibt Kurfürst Johann von Schöneberg eine Ordnung, wie es in Stadt und Hochgericht Bernkastel mit Kaufen und Verkaufen, Maß und Gewicht zu halten sei und am 12. März 1586 erläßt derselbe eine Ord-

nung für die Stadt Bernkastel speciell. In dieser Ordnung wurde der Stadt unter Anderem auch ein selbstständiger Magistrat gegeben, welcher aus 10 Personen außer dem zeitlichen Amtmann oder Kellner: dem Schultheißen, dem Zehnter, zwei Baumeistern und sechs Schöffen bestand."

Am 14. Februar 1608 More Trev. verordnet Kurfürst Lothar folgendes: „Daß jede auswendig manns- „oder weibsperſohn, so sich in berürter stadt Bernkastel „an ein burger oder burgerskindt verheyrathen und „niederschlagen wirdt, zuforderst für uffnehmung ir ehrlich „herkommen, wohlthaten und vermögen von zwey hundert „gulden reich dociren, und folgendts an statt der zweyen „eymer in der Stadtordnung vermeldt, zehen gulden „einzugs erlegen und im Fall beide auswendig, dieselbe „vierhundert gulden reich zu seyn, beweisen, und noch so „viel gemeinder statt geben, so der gemeinden zu Nutzen „angewendt, und aller gebür verrechnet werden sollt."

Im Herbste 1639 wurde Bernkastel, gleichwie Bingen, Creuznach und Castellaun, von dem Herzog v. Longueville eingenommen. 1650 wurde Bernkastel, welches von den Lothringern besetzt war, vom franz. General Rosen beschossen, doch ohne Resultat. Im Kriegegegen die Holländer 1674 lagen in der Stadt von kaiserl. und trier-'schen Truppen 400, auf dem Schlosse circa 100 Mann; Stadt und Schloß waren in der Eile nur mit einigen Schanzen verwahrt worden. Die Chronik schreibt darüber „Mittwochs den 11./21. Martii fielen die Franzosen „bey 2000 Mann stark, diesen Ort vor Tag an, wurden „aber mit blutigen Köpfen und Hinterlassung vieler „Todten abgewiesen.

In dem Feldzug 1735 wurde Bernkaſtel gleichſam der Mittelpunkt der Operationen, durch welche die Franzoſen zur Räumung des Erzſtiftes genöthigt wurden. Die Geſchichte berichtet darüber Folgendes: „Als am „30. September die Kaiſerl. Heere, befehligt von dem „Obercommandanten General-Feldzeugmeiſter Graf von „Seckendorff, über Bingen, Simmern und Kirchberg dem „ſtumpfen Thurme zumarſchirten, um den Frauzoſen die „an der Moſel ſich verſchanzt hatten, in den Rücken zu „fallen, da fanden ſich die Corps veranlaßt, weil die „Franzoſen — befehligt von dem Geneneral-Lieutenant „d'Aubigny — ſich von Andel nach Trier zurückgezogen, „das Thal zu beſetzen, damit der Feind der nach der Salm „ſich hinwälzte, im Schach gehalten werden konnte. Am „12. October wurde eine Schiffbrücke über die Moſel „bei Bernkaſtel geſchlagen. Den 14. October maſchirte „die Armee in zwei Colonnen in das Lager von Mon„zelfeld. Am 15. Octob. wurde die Wagenburg (Train) „über Trarbach, wo ebenfalls eine Schiffbrücke über die „Moſel geſchlagen war,nach Montroyal geſandt. — „Den 16. d. poſtirte ſich das Corps des Generals „Stain bei Lieſer. Den 17. d. ſchickte man die Artillerie „und kleine Bagage nach Andel und das Stain'ſche „Corps rückte bis Clauſen vor. Am 18. d. rückte die „Armee in das Lager bei Mülheim ein, eine zweite „Schiffbrücke wurde bei Lieſer über die Moſel geſchlagen, „und der General, Fürſt von Waldeck, zur Verſtärkung „des Stain'ſchen Corps nach Clauſen beordert. Am „20. October trafen ſich die feindlichen Armeen bei „Clauſen, wo eine Schlacht zu Gunſten der Kaiſerlichen „entſchied."

Digitized by Google

In die Periode des goldenen Zeitalters des Bergbaues 1470—1550 fällt auch die Erhebung des Bernkasteler Bergwerkes. „D. d. Worms, Montag nach Halbfasten 1494, verleiht Kurfürst Johann von Baden das Bergwerk zu Bernkastel und hinter Monzelfeld, insbesondere eine Grube zu Bernkastel ober der Pfaffenmühle, auf dem Kamm, genannt Georgenberg, item die Fundgrube hinter Monzelfeld bei Mankenmühle, genannt Stephansberg ꝛc. alles zusammen in 20 Lehen getheilt, an Hans Sturmfelder, Rödeln Clesgin, Bürger zu Bernkastel, Gerlach Groppe von Creuznach und Jac. Kastener von Creuznach."

Diese Gewerkschaft entwickelte eine große Thätigkeit, weite Strecken wurden erforscht und das stellenweise mit bestem Erfolg. Die Ausbeute wurde allmälig so bedeutend, daß am 3. Januar 1549 more Trev. der Kurfürst Johann von Isenburg sich veranlaßt sah, in der Person des Emmerich Becker von Monzelfeld, einen ordentlichen Bergmeister zu bestellen.

Länger wie ein Jahrhundert blieb — durch die Schreckniſſe des 30jährigen Krieges veranlaßt — das Revier verlassen — bis gegen Mitte des 18. Jahrhunderts die Gebrüder von Pidoll, Söhne eines französischen Offiziers, der sich die einzige Tochter des reichen Hüttenbesitzers von der Quint gefreit hatte, der verlassenen Werke sich wieder annahmen. Am 20. November 1748 erhielten sie eine Concession auf alle in dem Hochgerichte Bernkastel vorfindliche Erze, exclusive des Goldes. Besonders in den 60er Jahren soll die Ausbeute an Kupfer, Blei und Silber, bedeutend gewesen sein. — Die franz. Invasion wirkte jedoch wieder hemmend auf das gedeih-

liche Fortbestehen des Bernkasteler Bergwerkes ein, da dessen damaliger Besitzer, der Geheimrath von Pidoll emigrirte. Nach seiner Rückkehr war er ein Fremdling im Vaterlande, in seiner Heimath, geworden; denn er fand ein Volk wieder, das in Sprache, Sitten, und Gesetzen ihm völlig fremd war, weßhalb er das Werk verpachtete und die Gegend verließ.

Doch, trotzdem das Werk in den Händen verschiedener Besitzer noch reiche Ausbeute lieferte, stehen heute dessen Halden und Stollen öde und verlassen da, denn schon länger als zwei Jahrzehnte steigt mit dem frommen Gruße: „Glück auf!“ der Bergmann nicht mehr in die Tiefe seiner Schächte.

Unter trierischer Herrschaft war Bernkastel der Hauptort eines Amtes, zu welchem die Ortschaften Graach, Monzelfeld, Cues, Monzel, Osann, Neumagen und Thron gehörten. Mit diesem Amte waren aber zu gemeinschaftlicher Verwaltung die Aemter Baldenau, Hunolstein und Weiden componirt. Nach der Einverleibung der Rheinlande mit Preußen 1815 wurde Bernkastel, nachdem das Kurfürstenthum Trier zu Grabe getragen war, Hauptort des Kreises gleichen Namens mit dem Sitz der Kreisbehörde. Gleichzeitig ist Bernkastel auch der Sitz einer Bürgermeisterei, die vor einigen Jahren in eine Stadt- und Landbürgermeisterei sich theilte. Statt des früheren kurfürstlichen Hochgerichts hat Bernkastel jetzt ein Königl. Friedensgericht; voraussichtlich wird, nach der Inkrafttretung der neuen Reichs-Justiz-Gesetze am 1. Octob. 1879, ein Kreisgericht nach dort verlegt werden, was nicht ohne erheblichen Nutzen für die Stadt sein dürfte.

Wenn ich vielleicht das reichhaltige Terrain meiner Skizze, besonders in geschichtlicher Beziehung, für manchen in zu enge Formen kleidete, so möge als Motiv angegeben sein, daß es durchaus nicht in meiner Absicht lag, eine Geschichte der Stadt Bernkastel zu schreiben, sondern daß ich nur den Zweck im Auge hatte, dem weniger mit der Geschichte seiner Vaterstadt vertrauten Bernkastler Bürger in kurzen Umrissen mit der Vergangenheit derselben, bekannt zu machen. In wie weit mir dies nun gelungen, das vermag nur der Besserunterrichtete zu beurtheilen; ich habe mich bestrebt, an der Hand authentischer Quellen nur Thatsachen zu berichten und hinsichtlich der landschaftlichen Reize eigener Anschauung und eigenen Empfindungen Ausdruck zu geben. Als Moselaner, treu und fest am heimischen Boden hangend, kann ich es nicht umgehen, da, wo mir der Stoff im reichsten Maße, wie bei Bernkastel, sich bietet, zur Geschichte meiner Heimath, des schönen Moselthales, einen Beitrag zu liefern, wie bescheiden auch das Format des Blattes sein mag, welches ich derselben anzureihen wage! — Und wo kann dem Geschichtsfreund, dem, wo er auch weilen mag, gleich leisen Stimmen aus ferner Geisterwelt, Klänge der Vergangenheit tönen, ein reicherer Genuß winken, als an den Ufern der Mosel? Zur Römerzeit, so lange des großen Constantins Kaiserpalast an ihren Ufern emporstieg, war ihr Ruhm, von Rednern und Dichtern gefeiert, weithin erklungen.

Die Würdigung, die man in der Jetztzeit dem interessantesten Strome Deutschlands zollt, ist leider so gering, daß nicht einmal ein Handbuch existirt, das, als Führer durch das reizende Stomthal, auch nur in kurzen

Umriſſen dem Touriſten ein Bild ſeiner Geſchichte zeichnet, von deren Manigfaltigkeit die vielen Ruinen zerſtörter Burgen ihm ein ſprechendes Zeugniß ablegen. Und wie anſprechend — wie bezaubernd ſchlingt ſich nicht der ewig grüne Kranz der Tradition und Legende um die ergrauten Mauern und Thürme, und führt uns zurück in die graue Vorzeit, wo ein Wittekind mit den leiblichen Waffen und ein Willebald mit den Waffen des Geiſtes für das Chriſtenthum kämpfte und das Kreuz an den Ufern der Moſel aufpflanzte! — Eine Serie von Sagen und Erzählungen aus dem Ritterzeitalter des Moſelthales habe ich bearbeitet, ſie, mit dieſer Arbeit — welche ich gerechter Beurtheilung empfohlen halte, — ſollen nur ein Tribut ſein, den ich als treuer Moſelaner der Stätte, auf welcher meine Wiege ſtand, oder beſſer geſagt, dem ſchönen reizenden Thale, welches meine Heimath in ſich ſchließt, in dankbarer Hingebung in den Schooß lege.

Die muthige Starkenburgerin.

Größe und Macht, Anſehen und Würde, Eigenſchaften, nach welchen ſo viel im Leben geſtrebt — und um welche ſoviel gekämpft und gerungen wird, vergehen mit dem Menſchen, dem Staubgebornen; doch über dem Grabe, das den verweslichen Leib deckt, pflanzt der Nachruf, der große Name wie der Dichter ſagt, ſeine Monumente auf, um welche von Geſchlecht zu Geſchlecht, die Ranken der Erinnerung ſich ſchlingen.

Wenn auch die mächtigen Schlöſſer und feſten Burgen, auf welchem der Ritter einſt muthig und kühn unſer ſchönes Moſelthal beherrſchte, ſchon längſt dem verheerenden Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ſind und Trümmer nur noch ihr einſtiges Daſein bekunden, ſo ſteht der Name aller Derjenigen, die durch Muth und Tapferkeit, durch ſeltene Verdienſte ſich ausgezeichnet, doch tief eingezeichnet in die Blätter der Chronik und Geſchichte, umwoben von dem ewig jungen und ewig grünen Kranz der Sage und Tradition.

Geringe Ueberreſte laſſen kaum noch die Stätte erkennen, an welcher unſere Erzählung ſpielt; allein um ſo mächtiger erhob ſich einſt auf ihnen die feſte Burg „Starkenburg", deren Ahnfrau, die Gräfin Lorette, unſere Geſchichte feiern ſoll.

Erhaben ſchaut das Oertchen Starkenburg auf hoher Bergesfirſte, hinab in das blühende Thal. Wenn man die Staatsſtraße, die von Trarbach nach Enkirch führt, geht und die mit Buſchwerk und Weinbergen bepflanzte ſteile Höhe hinaufblickt, ſo möchte man glauben, die oben dicht am Bergesabhang ſtehenden Häuſer wären aus Mangel an günſtigerem Terrain in einer ſo eigenthümlichen Lage erbaut; allein Demjenigen, der der Mühe ſich unterzieht, einmal das ſonderbare Oertchen zu beſuchen, wird ein ganz anderes Bild ſich enthüllen, wie er unten im Thale, von dem Bergdörfchen ſich ſcizzirt hatte. — Denn vor ſeinen Augen entfaltet ſich eine herrliche Ebene, die nach Süden ſich erſtreckend, mit blühenden Feldern und grünen Wieſen und Triften bepflanzt, weit-

hin schauen läßt bis zu den waldigen Höhen des Hunsrückens.

Starkenburg verdankt seine sonderbare Lage seinen Gründern, den einst so mächtigen Grafen von Starkenburg, einem Geschlechte, das Jahrhunderte hindurch auf seiner Felsenburg, die es, um aufmerksame Wacht halten zu können, auf weithin schauender Höhe, erbaute, die Land- und Flußbewohner seines Unterthanengebietes beherrschte. — Unsere Erzählung, sie führt uns in die Zeiten zurück, in welchen das Grafengeschlecht der Starkenburger, aus dem Sponheimer Hause, in seiner höchsten Blüthe sich befand.

Heinrich von Starkenburg, genannt der Jüngere, der damalige Majoratsherr, war ein Mann, den man mit Recht: ein Mann seiner Zeit nennen konnte. — Wohl ausgebildet an Geist und Körper, geübt in Allem, was den Regenten und Heerführer, den tapfern Kämpfer, Zierde, Würde und Ansehen verlieh, besaß er auch Tugenden, die ihn als Mensch hochstellten und ihm die Liebe und Anhänglichkeit seiner Unterthanen im höchsten Maße zu Theil werden ließen. — Nicht mit jener eisernen Strenge, mit welcher der Ritter zur Zeit des Faustrechts, gewohnt war, über die ihm leibeigen untergebenen Unterthanen zu herrschen, herrschte er; mit mildem Zepter regierend, schritt er nur da zur Strenge, wo grobe Vergehen gegen Recht und Gesetz stattfanden.

Obgleich er als hochdreißiger noch unvermählt war, so erglühte sein Herz doch schon längst in reinster, edelster Liebe zu einer Jungfrau, die er als zarte Blume sich schon zur Lebensgefährtin erkoren, deren Entfaltung er aber leiten wollte, da sie ihm noch zu jung war,

um als Gattin in ſeiner Väter Burg heimzuführen. Gräfin Loretta, aus dem angeſehenen Salm'ſchen Geſchlechte, eines mächtigen Grafenſtammes in den Vogeſen, war ſeine Erwählte. An ihrem zwanzigſten Wiegenfeſte führte er die Auserkorene heim. Lauter Jubel herrſchte unter ſeinen Unterthanen, als er von Ort zu Ort mit ſeiner jungen Gattin fuhr, dieſelbe ihren neuen Landeskindern vorſtellend.

Lorette war in Allem ein würdiges Pendant zu ihrem Gemahl. Von blendender Schönheit, war ſie an Seelenadel weiblicher Würde, das Bild einer echten deutſchen Frau, die mit ganzem Herzen dem Gatten angehört — aber auch mit ganzer Seele den Berufspflichten der Hausfrau huldigt.

Dabei beſaß ſie einen Muth, der manchem Manne zur Ehre gereicht haben würde; doch ohne auch nur im Geringſten ihrer weiblichen Würde zu vergeben, ſuchte ſie denſelben wo es galt, zu beweiſen. — Ein ungetrübtes Glück umſtrahlte die erſten zwei Jahre ihrer Ehe, wo die Ankunft eines Stammhalters, dem glücklichen Grafen die Hoffnung einer Nachkommenſchaft erfüllte. — Und als ihn endlich, nach Jahren ungeſtörten Friedens, die Wahrung ſeiner Rechte zur Fehde rief, da konnte weder die Stellung als Mutter noch als Hausfrau, die muthige Gräfin hintern, ihrem Gatten in den Kampf zu folgen, ihn als deſſen Adjutant zu begleiten, alle Strapatzen mit ihm zu theilen. Die Pflege ihres Kindes überließ ſie einer alten Amme, einer erprobten Dienerin, die ſie ſchon gepflegt und ihr in ihre neue Heimath gefolgt war. Siegesgekrönt kehrte ſie mit dem Grafen vom Kampfplatz zurück, und ſelbſt ihre Feinde

konnten es ſich nicht verſagen, der muthigen Gräfin, deren Anweſenheit im Lager bald bekannt wurde, Achtung und Verehrung zu zollen. — Sie ſchenkte ihrem Gatten im Laufe der Jahre noch zwei Söhne und eine Tochter, ſo daß im Ganzen vier Kinder ſie umſpielten und ihr eheliches Glück erhöhten.

Doch, wie heiter als die Jahre ihres Ehelebens auch dahingefloſſen waren, wie ungetrübt ihr eheliches Glück auch blühte, ſo ſollten trübe Tage, ſtürmiſche Zeiten und harte Prüfungen, nur zubald folgen — und ihren Heldenmuth auf eine empfindliche Probe ſtellen. — Kaum war ihr Jüngſtgeborener ein Jahr alt, da riß ein raſcher Tod, ein Schlaganfall, den Gatten, in der Blüthe der Mannesjahre, von ihrer Seite. Ihr Schmerz, ihr Leid war grenzenlos, und ſie konnte erſt dann das Schreckliche als Wahrheit annehmen als man ihn in der Gruft ſeiner Ahnen beiſetzte. Nur mit größter Mühe vermochte man ſie aus der Wohnung der Todten fortzubringen, und wenn man dieſelbe nicht ſorgfältig verſchloſſen hätte, ſie würde täglich zu der entſeelten Hülle des Verſtorbenen gewallfahrtet ſein. *) Doch, große Seelen werden im Unglück größer, nur kleine gehen darin unter. — Die Wucht des unerwarteten Schlages, war ſo fürchterlich, fiel ſo mächtig auf ihre Nerven, daß gleich einem Winterfroſte, ein ſtarrer Schmerz ihr Herz durchfurchte. Eine förmliche Lethargie hatte ſich der ſonſt ſo lebhaften Dame bemächtigt, die kein Troſtzuſpruch, weder von weltlicher noch geiſtlicher

*) Die Begräbnißſtätte des Grafen von Starkenburg-Sponheim, befand ſich im Kloſter Himmerod.

Seite, zu zerstören vermochte. — Als man ihr jedoch eines Tages ihre Kinder zuführte und dieselben begehrend der Mutter ihre Aermchen entgegenstreckten, da löste sich der stumme Schmerz, der Bann, der ihre Brust gefesselt hielt; sie umschlang die Kleinen und, indem sie sie fest und immer fester an ihr Herz drückte, flossen auch immer reichlicher ihre Thränen. Sie weinte lange, und sie fühlte, wie die Rinde, die sich um ihr Herz gelegt hatte, schwand, daß es ihr leichter wurde, daß ihre Brust sich wieder freier hob und die Schläge ihres Herzens wieder regelmäßiger wurden. — Es war ihr, als wenn eine unsichtbare Hand einen lindernden Balsam auf die klaffende Wunde gelegt hätte, die ihr der Himmel geschlagen, denn obgleich ihr Blutlauf noch nicht gestillt war, empfand sie doch, daß der Schmerz sich bedeutend gelindert habe. — Sie warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten, das über ihrem Betpulte hing, nieder und betete lange — und inbrünstig, Gott um Kraft und Beistand bittend, das harte Loos, was er ihr beschieden, mit christlicher Duldung und Würde tragen zu können. — Dann empfahl sie die Seele ihres verstorbenen Gatten seiner Gnade und bat ihn, da ihm nicht vergönnt war, die Tröstungen der Kirche genießen zu können, all' sein Fehlen ihm zu vergeben und ihn einzureihen in die Reihen der Seeligen, in den Wohnungen des ewigen Friedens. — Nachdem sie geendet, richtete sie sich hoch auf und schwur sich, indem sie die Hand auf's Herz legte, daß sie sich nie mehr vermählen werde — sondern nur einzig der Erziehung ihrer Kinder und dem Wohle ihrer Unterthanen, leben wolle. — Was die Gräfin schwur, das hat sie auch getreu gehalten.

Mit fester Hand ergriff sie die Zügel der Regierung; und obgleich ihr ein alter, erfahrener Rathgeber, in der Person eines Vetters ihres verstorbenen Gatten, des Ritters Volker von Starkenburg zur Seite stand, so gingen doch alle Angelegenheiten durch ihre Hand. — Ihr klarer, hellsehender Geist, ihr tiefdenkender Verstand, halfen ihr über die vielen Klippen, rauhe und dornigte Pfade, die ihr die Regentschaft bereiteten, kühn hinweg. Wie verwickelt auch oft die Situation an sie herantreten mochte, sie zagte nie; ihr seltener Muth, ihr ungeheucheltes Gottvertrauen, stützte sie, hob sie empor und erfüllte sie mit standhafter Ausdauer und Beharrlichkeit.

Wohl gab es auch Stunden, wo die Wunde ihres Herzens auf's Neue zu bluten begann, und sie empfand dann die schwere Last, die auf ihren Schultern ruhte, doppelt drückend; allein nie ließ sie bis zur Muthlosigkeit sich niederstimmen, obgleich der Muthigste und Tapferste im Leben Stunden hat, wo er in seinem Lauf ermattet — und stille steht. — Und, sie war doch nur ein Weib, dem ja von der Schöpfung schon eine viel zartere Constitution gegeben wurde, als dem Manne wodurch es weniger qualificirt ist, dem Mißgeschick ausdauernd begegnen zu können, gewichtige Stellungen im Leben zu begleiten. — Lorette konnte mit Recht eine seltene Größe ihres Geschlechtes genannt werden. —

Denn nicht allein war sie eine umsichtige, tapfere Regentin, sondern sie war auch die zärtlichste, sorgsamste Mutter ihrer Kinder, deren Erziehung sie leitete mit einem Scharfblick, der besonders bei der Wahl der Erzieher, bewundernswerth zu Tage trat und erkennen ließ,

Digitized by Google

daß sie für ihre Zeit auf hoher Bildungsstufe stehe. — Dabei versäumte sie aber auch nicht die Pflichten der Hausfrau, die sie im vollsten Sinne des Wortes, repräsentirte.

Kein Wunder, daß von Nah und Fern Bewunderer — und Bewerber sich einstellten, die wie zu einer Heiligen, zu der seltenen Frau aufblickten, die sich schon glücklich schätzten, wenn auch nur ein freundliches Lächeln ihre Bemühungen lohnte. — Wie rauh auch schon des Schicksals Stürme sie umbrausten, an ihrer Schönheit waren sie spurlos vorüber gegangen. In der Blüthe der Jahre stehend, bot sie ein bezauberndes Bild, besonders, da seit ihrer Verheirathung ihre Formen voller und ihre Haltung eine festere geworden. Doch, wie verlockend der neckische Knabe Amor auch mit der Zeit an ihr Herz klopfte, wie vortheilhafte Anträge ihr auch gemacht wurden, sie blieb ihrem Schwure, dem Grundsatze ihrer Zukunft, — treu.

Zwei Jahre waren so hinab gerollt in das Meer der Ewigkeit, ohne daß sie in ihrem Wittwenthum von Außen behelligt wurde. — Mit ihren Nachbarn lebte sie in Frieden; von ihren Unterthanen wurde sie verehrt, fast angebetet; ihre Einkünfte mehrten sich täglich, wo sollte da ein Sturm die traute Stille stören und zu ernstem Handeln veranlassen? —

Und doch thürmten im fernen Westen sich Gewitterwolken auf, die nur zubald eine drohende Gestalt annahmen — und den Muth der tapfern Frau, auf's Neue auf eine harte Probe stellen sollten. —

Auf Trier's Churfürſtenſtuhl ſaß ein Mann, deſſen Namen in den Analen des ehemaligen churtrieriſchen Landes, mit fetten Lettern gedruckt, zu leſen iſt, der in der Geſchichte ſeiner Zeit eine bedeutende Spalte einnimmt. — Wer ſollte ihn nicht kennen, wer ſollte nicht ſchon geleſen haben, von dem mächtigen Biſchof Balduin von Trier, der einſt als weltlicher und geiſtlicher Herrſcher, unſer ſchönes Moſelthal beherrſchte?! — Aus dem Hauſe der Luxemburger entſproſſen, war er ein Mann, der mit einem ſeltenen Herrſchertalente begabt, einen unbeugſamen Willen beſaß, welcher oft zu gerne in Willkür und Gewaltthätigkeiten ausartete. Wenn wir die Charakteriſtik Napoleons I. leſen, ſo haben wir beinah dasſelbe Bild, was uns die Chronik von Churfürſt Balduin entwirft.

Obgleich ſein geiſtliches Amt als Oberhirt der Diöceſe Trier, dem Frieden zu leben, denſelben zu fördern, als heiligſte Berufspflicht ihm an's Herz legte, ſo vermochte er nicht auch nur einen Monat, das Schwert mit dem Biſchofsſtabe, das Barett mit dem Viſier zu vertauſchen. Von Fehde zu Fehde ziehend, bekämpfte er bald die Wildgrafen von Dhaun oder die Raugrafen von Rheingrafenſtein; bald belagerte er hier bald dort eine feſte Burg, deren Beſitzer ihm zu mächtig zu werden ſchien oder ſonſt ſeinen ehrgeizigen Plänen hinderlich zu ſein, von ihm erachtet wurde. Sein unbegrenzter Ehrgeiz war es, der ihn oft zu Unternehmungen hinriß, die mitunter nur zu deutlich den Charakter der Gewaltthätigkeit erkennen ließen. Dabei war er jedoch ein Mann von tiefem Gefühl und hoher Bildung, dem das Wohl und Wehe ſeiner Unterthanen nah am Herzen

lag, der streng auf Zucht und Ordnung im Lande hielt und zugänglich für jedes seiner Landeskinder war. — Die mächtigen Grafen von Starkenburg waren längere Zeit Verbündete der Churfürsten von Trier gewesen; allein der verstorbene Graf, Heinrich, ein Zeitgenosse Balduins, verweigerte demselben einigemal seine Hülfe, was ihn sehr erbitterte. Doch, der Starkenburger war ihm zu ebenbürtig in Allem, um an ihm sich für den vermeintlichen Wortbruch, rächen zu können.

Als jedoch der Graf, wie wir bereits schon erzählt, durch einen Schlaganfall das Zeitliche segnete, da schien ihm der Augenblick gekommen zu sein, Revanche zu nehmen, denn eine Frau, wie groß sie auch dastand, erachtete er für nicht widerstandsfähig.

Die Besitzungen der Gräfin Lorette erstreckten sich bis in das Birkenfelder Land. Schon vor dem Todte ihres Gemahls hatte man dort den Bau einer Burg begonnen, um die Grenzbesitzung durch ein festes Boll'werk zu schützen. *) Eines Tages traf ein Abgesandter Balduins auf Burg Starkenburg mit dem Auftrage ein: „Die Gräfin möge den Bau der Burg im Birkellfeld'schen sistiren oder der Churfürst würde mit dem Schwert in der Hand, deren Fortbau hindern. Er, als Nachbar dulde durchaus nicht, daß ein derartiges Bauwerk dicht

*) Andere Chronikschreiber wollen Balduin als den Erbauer einer Burg auf der Gräfin gehörigem Gebiet im Birkenfeld'schen, bezeichnen; aber die richtigste Mittheilung ist die oben behandelte, auf Seiten der Gräfin, stehende.

Digitized by Google

an der Grenze ſeines Landes, aufgeführt werde. Nicht allein die Siſtirung des Baues verlange er — ſondern auch die Abtragung des Gebauten.“ — So lautete die Sendung des churfürſtlichen Abgeſandten. Die Antwort die demſelben ertheilt wurde, war eine kurze, lakoniſche, und beſagte: „Daß die Gräfin im Entfernteſten nicht geſonnen ſei, den fragl. Bau zu unterbrechen, noch viel weniger, das ſchon Gebaute, wieder abzutragen.“ „Weder der Churfürſt, ja der Kaiſer ſelbſt nicht, habe das Recht, ſie in ihren Unternehmungen zu ſtören und ihr ohne Fug und Recht feindlich zu begegnen.“ — Balduin war natürlich nicht der Mann, der mit einer ſolchen Antwort ſich abfinden ließ, noch viel weniger, da dieſelbe von einem Weibe gegeben wurde. — Schon nach wenigen Tagen traf die Schreckensbotſchaft auf Starkenburg ein, daß Churfürſt Balduin ihre Beſitzung im Birkenfeld'ſchen belagert und die Bauleute an dem dortigen Burgbau gewaltſam entfernt habe. — Jedoch Lorette ware eben ſo ſehr eine Frau der That, wie Balduin der Mann der That war. — Raſch entſchloſſen, rief ſie ihre Reiſigen zuſammen und zog, indem ſie ihrem Vater, dem alten Grafen von Salm, das Kommando übertrug, verbündet mit dem Wildgrafen von Dhaun und Oberſtein, zum Kampf hinaus, um ihr verletztes Recht. — Wie wohlorganiſirt, wie kampfestüchtig, auch ihre Leute waren, die ihres Gegners waren denſelben doch weit überlegen, weil ſie ſich ſtark verſchanzt hatten — und an Zahl bedeutend ſtärker, in der Defenſive ſich befanden. — Ein ſofortiger Angriff wäre ein um ſo gewagteres Spiel geweſen, als die Tüchtigkeit des churfürſtlichen Heeres allbekannt war und unter den geſchilderten Umſtänden ein günſtiger Erfolg nicht

erwartet werden konnte. — Allein die Frage drängte zur Antwort: „Auf welche Art und Weise der begonnene Feldzug seinem Zweck entsprechend, bald beendet werden könne?“ —

Einer monatlangen gegenseitigen Belagerung, war von keiner Seite eine Aktion gefolgt. Balduin griff aus Prinzip nicht an — und sein Gegner konnte nicht angreifen, ohne nutzloses Blut zu vergießen. — So lagen die Verhältnisse, als eines Tages die vertraute Mittheilung auf Burg Starkenburg gemacht wurde, daß nächster Tage der Churfürst Balduin nach Coblenz, zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte auf Schloß Stolzenfels, fahre, doch, um unbemerkt zu bleiben, die Nacht zur Fahrt wählen werde.

Eine angenehmere Nachricht konnte Lorette nicht überbracht werden, denn was die Gewalt nicht vermochte, das sollte die List erwirken — und zwar durch einen kühnen Streich, den sie, das Weib, dem mächtigen Gegner, spielen wollte. —

Mit Recht sagt der Moralist des alten Testamentes, Jesu Sirach: „Daß Weiberlist über Alles gehe, daß sie mächtiger sei als des klügsten Mannes wohlberechnete Pläne.“ — An dem Abende (es war im September 1327) wo Balduin in der Nacht nach Coblenz zu fahren gedachte, befahl Lorette bei dem Oertchen Litzig, unterhalb Traben und der gegenüberliegenden Portswiese, eine starke Kette, von einem Ufer der Mosel zum andern zu spannen, dieselbe wohl zu bewachen und Jeden, der die Mosel passirte, anzuhalten und an der Weiterfahrt zu hindern.

An beiden Seiten wurden Wachtkähne mit Mann-

ſchaften bereit gehalten, welche der Burgvogt befehligte. Es mochte ungefähr die zweite Stunde der Nacht geſchlagen haben, als das churfürſtliche Schiff langſam und majeſtätiſch, der Kette ſich näherte. Ein Ruck und ſtille ſtand es, da dieſelbe es am Weiterfahren hinderte. In demſelben Moment nahten ſich auch die Kähne und ehe der Churfürſt, der im tiefſten Schlafe lag, ſich's verſehen konnte, war er von Reiſigen umringt, die der Zahl ſeiner Begleitung weit überlegen waren. Der Schloßvogt erklärte ihm, daß er Gefangener der Gräfin Lorette von Starkenburg ſei und daher ihm auf deren Burg zu folgen, gnädigſt geruhen wolle. Sein ſcharfer Blick hatte nur zubald die Situation überſchaut und er ſagte ſich, daß hier jeder Widerſtand nutzlos, daß er verrathen — und von einer Frau überliſtet ſei. —

Ohne ſich zur Gegenwehr zu ſetzen, befahl er zu landen und folgte den Mannſchaften zur Starkenburg. Am Portal derſelben empfing ihn die Gräfin, von ihrem Hausgeſinde umringt, mit allen Ehren, die ſeinem hohen Stande angemeſſen waren. Mürriſch, erwiederte er ihren Gruß, den ſie in der gewinnendſten Art ihm entgegen brachte. Auf ihre Entſchuldigungsgründe, die ſie bezüglich ſeiner Gefangennahme, vorzubringen wagte, antwortete er nur: „Gräfin, Sie ſpielen ein gewagtes Spiel, dasſelbe dürfte Ihnen, unter Umſtänden, theuer werden — und den caculirten Gewinn nicht bieten *)

*) Vom Papſt Johann XXII. wurde Loretta, wegen dieſer That excommunizirt mit ihren Helfershelfern. Lange Jahre mußte ſie und ihre Mithelfer Pönitenz thun, bis endlich auf Verwenden Balduins der Bann gelöſt worden war. Die Abſolution erfolgte am 5. Mai 1329.

Digitized by Google

Damit wandte er ſich ab und ließ ſich in die für ihn bereit gehaltenen Zimmer geleiten. Am andern Morgen ließ er der Gräfin ſagen: ſie möge den Preis beſtimmen, den ſie als Löſegeld bedinge, denn er wolle mit der nächſten Nacht ſeine Fahrt, die auf ſehr unliebſame Art unterbrochen worden, nach Coblenz weiter fortſetzen. —

Die Gräfin ließ ihm mit ihrem Gruß entbieten, daß ſie nichts weiter von ihm fordere, als Abzug ſeines Heeres von ihrem Gebiete im Birkenfeld'ſchen und Wiederherſtellung des abgetragenen Burgbaues daſelbſt. Gewähre Sr. Durchlaucht ihr dieſes, dann ſollter er ſchon zur Stunde frei ſein. —

Allein, alles Andere würde er zugeſtanden haben, nur dieſe Bedingung nicht, da ſie ihm die Pläne ſeiner Zukunft durchkreuzen würde und ihm den Makel aufdrückte: durch die Liſt eines Weibes beſiegt worden zu ſein. „Nimmer," ſchrie er dem gräflichen Diener, der ihm den Beſcheid Lorettes überbrachte, entgegen, „werde ich dieſe Forderung bewilligen." — So verſchwanden vierzehn Tage ohne daß von einer Seite wieder eine Annäherung verſucht worden wäre. Der Churfürſt bewegte ſich frei in den Mauern der Burg, in denen ihn auch nichts daran erinnern konnte, daß er Gefangener ſei, als nur der Umſtand, daß er demſelben nicht zu entrinnen vermochte; er wurde mit ausgeſuchter Aufmerkſamkeit bedient. — Mit allen Inſaſſen des Schloſſes unterhielt er ſich auf's Leutſeligſte, und wenn er die gräflichen Kinder im Schloßgarten, mit ihren Erzieherinnen traf, ſo herzte und küßte er die Kleinen und ergötzte ſich an ihren kindlichen Spielen, an ihrem muntern Weſen

und freiem Auftreten. — Die Schilderungen, die er von den Bediensteten der Burg von deren Herrin machen hörte, übertrafen weit seine Erwartungen und ließen dieselbe täglich mehr Interesse bei ihm gewinnen.

Eines Morgens ließ er sich bei der Gräfin melden, die hocherstaunt über den hohen Besuch, ihn sofort einzuführen befahl. Ihren herzlichen Gruß freundlich erwiedernd, sprach er: „Liebste Gräfin! ich erkläre mich mit den gestellten Bedingungen einverstanden und füge noch hinzu, daß ich als Entschädigung für den gestörten und abgetragenen Burgbau, 11,000 Pfund Heller bezahle, knüpfe aber daran die Bedingung, daß Sie von dem Weiterbau desselben gänzlich abstehen, da ich einmal in der Nähe meiner Landesgrenze keine Burg leiden kann. Dafür versichere ich Sie aber meiner Freundschaft zeitlebens; mein Arm soll Sie schützen mehr und besser als die festeste Burg." —

Wer war glücklicher als Loretta? Weinend, vor Glück und Freude, sank sie dem geistlichen Fürsten zu Füßen, ihm für seine Hochherzigkeit innigst dankend. Doch, Balduin war nicht der Mann, der solche Scenen liebte: sanften Armes hob er sie empor und sprach: „Lassen Sie das, beste Gräfin! Ihre Dankesthränen beschämen mich mehr, als Sie mich beglücken, denn sie bekunden mir, wie Unrecht als ich Ihnen gethan — und daß Sie trotzdem mein Entgegenkommen als ein Akt fürstlicher Gnade — und nicht als meine Schuldigkeit erachten. — Decken wir den Schleier der Vergessenheit über das Geschehene und hoffen wir von der Zukunft das Beste. — Der Himmel segne Sie und verleihe Ihren Kindern das Glück — ihre seltene Mutter noch

Digitized by Google

lange ihnen erhalten zu sehen.“ — Nachdem die Bedingungen contraktlich festgestellt und unterzeichnet waren, schied Balduin und setzte still und unbemerkt seine Fahrt nach Coblenz fort. Bevor er jedoch Abschied nahm, erbat er sich noch von der Gräfin das Amt eines Vormundes ihrer Kinder, das sie mit Freuden in seine Hände legte.

Mit der Entschädigungssumme baute Lorette die Burg Gräfinburg bei Trarbach und verlegte nach dorten ihren Sitz. — Ihre Kinder wurden in Allem das Ebenbild ihrer edlen Eltern und machten der Mutter viele Freuden; besonders heiter war der Abend ihres thatenreichen Lebens, wo sie von einem Kreise blühender Enkel umringt, in dem Glücke der ihrigen sich sonnen durfte. — Ihre Söhne begleiteten nach einander wichtige Aemter am churfürstlichen Hofe in Trier, und Balduin ward ihnen ein zweiter Vater; sie ihrerseits, hingen ihm auch mit kindlicher Verehrung an.

Auf Burg Gräfinburg wurde nichts unternommen, ohne den Rath und die Meinung Balduins gehört zu haben; er blieb bis zu seinem Lebensende, der treueste Freund und Beistand der Gräfin.

Um zwei Jahre überlebte sie ihren hochherzigen Beschützer und Bundesgenossen: dann trug man sie auch hinab, in die Gruft ihrer Ahnen, tief betrauert von ihren Unterthanen, schmerzlich beweint von Kind und Kindeskindern. — Sie starb im Jahre 1347.

Das Geschlecht der Starkenburger blühte noch Jahrhunderte hindurch an den Ufern der Mosel, bis es

Digitized by Google

endlich von dem heimischen Boden verschwand und in dem sich unaufhaltsam immer weiter wälzenden Strome der Zeit unterging.

Die Burg Starkenburg erlag den feindlichen Geschossen welche die welschen Mordbrenner zu Ende des 16. Jahrhunderts, von der hinter Traben liegenden Festung Montroyale, die nach dem Frieden zu Ryswik, im Jahre 1697, geschleift werden mußte, über die Mosel in die Burg warfen. — Die Gräfinburg, ebenfalls hart belagert, widerstand denselben; noch beinahe ein ganzes Jahrhundert überlebte sie die Mutterburg Starkenburg. Mancher Sturm brauste noch um ihre Zinnen, bis auch sie endlich hinabsank, wo Macht und Größe, wo alles Vergängliche, hinsinkt. — Jedoch, wenn auch ihre Ruinen, die heute noch stolz hinabschauen auf Trarbach und das Moselthal, dem verwitterndem Hauche der Zeit verfallen sein werden, so wird die Chronik doch noch den fernsten Geschlechtern berichten von deren Erbauerin:

„Der tapferen Starkenburgerin."

Der Einsiedler auf St. Paul.*)

Einem Jeden, der die Moselgegend besucht, speziell das Thal, welches die ehemalige Grafschaft Veldenz, umschließt, fällt auf dem jenseitigen Moselufer eine Kirche

*) Siehe Anhang (Dichterklänge a. d. Moselthal.) Die St. Paulus-Einsiedelei b./Lieser a./d. Mosel.

Digitized by Google

auf die einsam stehend, auf einem mit Weinbergen bepflanzten, hinter dem Orte Lieser beginnenden Höhenzuge, sich erhebt. Fromme Stiftungen haben dieselbe erbaut und mit ihr eine Eremitage oder Einsiedelei, verbunden, die noch bis vor einigen Jahren, von frommen Büßern bewohnt wurde. Nur an bestimmten Tagen, wie z. B. am Peter- und Paulstage, wird Dienst in der Kirche gehalten, sonst dient sie frommen Betern zum stillen Andachtsorte. Das Innere der Kirche ist recht hübsch und der Mühe des Besuches werth; es bekundet, daß schon manches Jahr, seit ihrem Entstehen, auf dem ewig kreisenden Rade der Zeit verrollt ist. Die Lage des einsamen Gotteshauses ist eine prachtvolle, sie entschädigt jeden Besucher für die halbe Stunde Weges, der sanft steigend, rechts und links von Weinbergen umrahmt, zu ihr hinführt.*) Die Leidensstationen Christi sind auf dem Wege plastisch dargestellt und stimmen das Herz unwillkürlich zur Andacht, selbst wenn der Gang mehr der schönen Aussicht, als der Kirche gilt. — Das Liesertal mit den Ortschaften Maring und Noviand, eingehüllt in einen Garten blühender Obstbäume, umringt von üppigen Saatenfeldern, Triften, Wiesen und Weinbergen; das ehemalige Kloster Siebenborn, jetzt zu Oekonomiegebäuden benutzt, mit seinen Liegenschaften, breitet sich vor unsern Blicken aus. — Gehen wir zehn Minuten weiter, dann gelangen wir auf das Plateau

*) Von Stramberg berichtet, daß die St. Paulskirche einem Dorfe Buwerang, welches daselbst gestanden haben soll, zur Pfarrkirche gedient habe. Der obere Theil von Lieser, der Kirche zu, wird noch heute so genannt. Die Tradition berichtet wie oben angeführt.

Digitized by Google

zu der ſogenannten „Dreifaltigkeit," wo der Blick ſich bedeutend erweitert und neben dem ebenbezeichneten Bilde, die Höhenzüge der Eifelberge und an dem Fuße derſelben, die Kreisſtadt Wittlich erblicken läßt. — Verfolgen wir den hinter der Dreifaltigkeit bergabwärts führenden Waldweg, ſo bietet ſich, beſonders für den des Terrains weniger Kundigen, eine ſeltene Ueberraſchung dar, denn zu unſern Füßen ſehen wir die Moſel, mit den Ortſchaften: Zeltingen, Rachtig ꝛc. — Die Moſel beſchreibt von Lieſer bis zu den genannten Dörfern, eine große Courve, welche mit dem Stromlauf abgegangen, zwei volle Stunden ausmachen würde. — Ueber den Paulsberg, ſo heißt der Berg, auf welchem unſere Kirche ſteht, iſt dieſe Strecke in kaum einer Stunde erreicht. Somit glaube ich, der Beſchreibung des Terrains, auf welchem unſere Erzählung ſpielt, genügend Rechnung getragen zu haben; wenden wir uns nun derſelben zu und laſſen wir hören, was uns der Mund der Tradition berichtet.

In einem Orte an der untern Moſel, lebte vor vielen, vielen Jahren eine Winzerfamilie, die beſcheiden und anſpruchslos in ihrem Auftreten, ſtill den Berufspflichten ihres Tagewerks huldigte. Ein ungetrübter Frieden breitete ſeine wohlthätigen Empfindungen über das ſchlichte Bürgerhaus aus, da Weinberg und Acker genügenden Ertrag zum Lebensunterhalte lieferte — und zwei Söhne, an Geiſt und Körper wohl gebildet, das eheliche Glück der Eltern erhöhte und deren Herz mit Stolz und Hoffnung für die Zukunft erfüllte. — Jahre um Jahre vergingen in demſelben Geleiſe, der

immer wieder kehrenden Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe, Ernte und Saat, jenen Grundlagen der Wohlfahrt des Landmannes. — Als jedoch Johann und Peter, so nennen wir die Sprößlinge der Winzerfamilie, ihr sechszehntes und achtzehntes Lebensjahr zurückgelegt hatten, da raffte eine epidemische Krankheit in wenig Tagen Vater und Mutter hinweg. Die Intervalle zwischen Krankheit und Tod war eine so kurze, daß den Dahingeschiedenen kaum noch soviel Lebensfrist gegönnt war, sich mit den Tröstungen der Kirche versehen lassen zu können. Der unerwartete Schlag fiel um so härter auf den Nacken der Brüder, als noch vor wenig Tagen die Eltern in der vollsten Blüthe der Gesundheit — und im Vollbewußtsein ungestörter Kräfte sich befanden. — Sie waren mit einem Schlage Waisen geworden. Obgleich nach den Landesgesetzen ihnen ein Vormund gesetzt werden mußte, da Beide noch minorenn waren, so verpachteten sie ihre Liegenschaften nicht, sondern beschlossen, dieselben zu bewirthschaften, weil sie von Jugend auf zur Arbeit angehalten, den Feld- und Weinbau hinreichend kannten, um selbstständig thätig sein zu können. — Eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter, welche unverheirathet war, führte das Hauswesen und sorgte mit mütterlicher Liebe und Aufmerksamkeit für ihre Neffen. Der Umgang der Brüder beschränkte sich speziell auf die Kinder der Nachbarfamilie, einer bescheidenen, stillen Familie, deren Haupt, ein freundlicher, gefälliger Mann, den Verwaisten mit Rath und That zur Hand ging. Besonders war es dessen Tochter die in gleichem Alter mit Peter, dem jüngsten der Brüder war, welche einer zärtlichen Aufmerksamkeit sich zu erfreuen hatte. —

Marie war ein beſcheidenes, ſittſames Mädchen, dabei von blendender Schönheit. Anſpruchslos, wie ſie als Kind war, blieb ſie auch, als ſie das jungfräuliche Alter erreicht hatte und an den Freuden der Jugend Theil zu nehmen, ſich berechtigt erachten durfte. — Wie ſehr man auch, von allen Seiten ihr Huldigungen darbrachte, ſie mit Anträgen, ſchmeichelhafter Art, beehrte, ſie blieb dieſelbe, das beſcheidene Bürgermädchen, die ſittſame Tochter ihrer Eltern. — Johann und Peter waren faſt ausſchließlich ihre Begleiter, wenn ſie zu einem Vergnügen, zur Kirchweih, Jahrmarkt oder ſonſt einer Feſtlichkeit, ging. Mit ihnen tanzte ſie, und da Beide heiteren Temperaments waren, ſo genoſſen ſie mit einander in geſchwiſterlicher Eintracht und Liebe, in munterer Weiſe, die Freuden der Jugend, die Blüthen, die ihnen der Mai des Lebens in den Schooß warf. — Die Eltern Mariechens, deren Stolz ſie war, ſahen dieſem unbeſcholtenen, innigen Verkehr mit Luſt und Zufriedenheit zu, denn ſie liebten die Brüder, wie ihre eigenen Kinder; auch ſagten ſie ſich, daß ihre Tochter ſich keinen andern Gatten, als einen derſelben einſt wählen werde. Welchem ſie nun ihr Herz zuwende, das ſollte ihnen gleich bleiben, weil ſie Jedem mit gleicher Liebe und Anhänglichkeit zugethan waren und als ſolid und fleißig kannten. — Die Brüder führten das einigſte Leben, was je Geſchwiſter führten. Kein hartes Wort hörte man in ihrem Hauſe reden; ein Jeder ging ſeinem Tagwerke ruhig nach und nahm in Allem den Rath und die Meinung des Anderen entgegen, wo Dispoſitionen und Anordnungen getroffen werden mußten.

Digitized by Google

Daß natürlich Johann, als Erſtgeborener, der Leiter des Ganzen war, das Familienhaupt präſentirte, war ſelbſtredend und wurde in keiner Weiſe von Peter beanſtandet oder nicht reſpektirt; er räumte ihm ſtets die Ehre ein und überließ ihm das erſte Wort, wo es galt, im Intereſſe des Hauſes aufzutreten. Ihre Felder und Weinberge bearbeiteten ſie in muſterhafter Art, ſo, daß deren Ertrag ſich mit jedem Jahre ſteigerte, und ihr ohnedieß nicht unbedeutendes Vermögen ſich beträchtlich mit der Zeit vermehrte. So war der Tag endich herangekommen, wo Mariechen ihr einundzwanzigſtes Wiegenfeſt und Peter ſeine Majorennität, feierte. Johann war ſchon, da er der Aelteſte, vor zwei Jahren großjährig geworden. Ein kleines Familienfeſt vereinigte in Mariechens Hauſe beide Familien. Die heiterſte Laune herrſchte unter den Feſtgenoſſen und Mariechens Mutter konnte ſich's ſchließlich nicht verſagen, darauf anzuſpielen, daß die jungen Leute nunmehr zu dem Alter gelangt ſeien, wo man daran zu denken berechtigt wäre, eine Lebensgefährtin oder Gefährten, zu wählen. Sie gab, wie man zu ſagen pflegt, durch die Blume zu verſtehen, daß Mariechen, ihre Tochter, nunmehr alt genug zum Heirathen ſei und auch jeder der Brüder in dem Alter ſtehe und ſo ſituirt ſei, daß er ſich verheirathen könne. —

Daß die bisherige ſchweſterliche Liebe, die den Brüdern Marie entgegenbrachte, mit der Zeit für den Einen oder Anderen tiefere Wurzeln ſchlagen werde, das lag klar auf der Hand; doch die Art und Weiſe ihres Benehmens, war eine ſolche, daß es wirklich ſchwer wurde zu ergründen, welchem der Brüder, ſie beſondere

Aufmerksamkeit schenke, da sie beide mit derselben Herzlichkeit behandelte. —

Dem scharfblickenden Mutterauge mochte es mitunter scheinen, als bevorzuge sie Peter; allein es war kein Maßstab zu finden, der ihre stillen Beobachtungen als positiv zustimmend bemessen konnte. Die Geburtstagsfeier war das Signal zu einer Krisis, die in der Stimmung des bisher so harmonischen Trios, eine bedeutende Disharmonie hervorrufen sollte. In dem Benehmen der Brüder gegenseitig, änderte sich zwar nach Außen nichts; doch dem aufmerksamen Beobachter entging es nicht, daß sie sich in der frühern herzlichen Weise nicht mehr begegneten, daß sie mit mißtrauischen Blicken sich bewachten, wenn Marie zu ihnen kam. Die ungezwungene Heiterkeit der Letzteren war mit jenem Geburtstage verschwunden und wer sie in Stunden, wo sie sich allein befand, beobachten konnte, der konnte manchen tiefen Seufzer hören, welcher aus ihrer Brust sich rang. — Nicht selten geschah es, daß die hellen Thränen über ihre Wangen rannen, wenn sie die Brüder anschaute, die sehr erstaunt darüber, doch dann umsonst nach der Ursache forschten, die sie zum Weinen veranlaßte.

Allein die Verschlossenheit in jenen Momenten war für die Brüder eine beredtere Sprache, als ihr Mund hätte sprechen können — sie gab ihnen deutlich zu erkennen, daß ihr Herz einen schweren Kampf kämpfe, den Kampf der Entscheidung, wem von Beiden sie für's Leben angehören wolle. — Keiner der Brüder wagte mehr in Gegenwart des andern Mariens Namen zu nennen; im Gespräch wurde ihrer nicht mehr gedacht, aus Furcht sie würden sich verheirathen. — Es war

ſonnenklar, daß Beide das Mädchen liebten, was ein Verhängniß, Unglück, größter Tagweite, genannt werden konnte.

Umſonſt drangen Mariechens Eltern, denen die Veränderung, welche mit ihrem Kinde vorging, Beſorgniß einflößte, in die Brüder und ihre Tochter, ſich doch erklären zu wollen, da das bisherige Verhältniß nicht mehr ſo fortdauern könne — und es ihnen die höchſte Zeit zu ſein ſcheine, daß eine Klarlegung des myſtiſchen Auftretens, ſtattfände. — „Beide kannſt Du doch nicht heirathen;“ auch kann ich nach meinen Erfahrungen nicht annehmen, daß in dem Herzen eines Mädchens zwei Liebhaber die gleichen Rechte beſitzen ſollen, ſonſt würde es um manchen Ehemann ſchlimm ſtehen, — der in dem guten Glauben, das ganze Herz ſeiner andern Hälfte zu beſitzen, ſich ſchließlich kaum eines beſcheidenes Pflichttheiles verſichert ſieht.“ — „Wie gern Du auch die beiden Brüder haben magſt, mit derſelben Liebe, liebſt Du beide nicht; der eine ſitzt Dir tiefer im Herzen, wie der andere, und um deiner und ihrer Ruhe willen, bekenne wer der glückliche iſt,“ ſo ſprach Mariechens Mutter. — Allein, wie folgſam auch ſonſt Mariechen den Eltern in allen Dingen war, in dieſer Angelegenheit vermochten ſie nicht, ſie zu einem Bekenntniß zu bewegen; weder Milde noch Strenge brachte ſie einen Schritt dem erwünſchten Ziele näher.

So ſchwanden Tage, Wochen und Monde hin, ohne daß mit den Dreien in irgend welcher Art eine Entſcheidung ſich ereignet hätte. Das Bangen und Hangen in ſchwebender Pein, die täglich ſich erneuende Schwebe zwiſchen Furcht, Hoffnung und quälendem Zweifel, hatte ſich ſo ſehr der Gemüther bemächtigt, daß eine

grenzenloſe Unruhe dieſelbe förmlich tyranniſirte und faſt gänzlich zur Arbeit unfähig machte. Daß natürlich unter ſolchen Verhältniſſen ein Weiterleben nicht mehr denkbar war, lag auf der flachen Hand und Mariechen faßte den feſten Entſchluß, endlich der peinlichen Situation ein Ende zu machen. Sie wußte es, daß ſie Wunden ſchlagen mußte; allein wie tief, wie ſchmerzlich ſie ſelbſt dabei zu leiden und zu fühlen hatte, ſie konnte und durfte nicht anders, als ihres Herzens Tiefen zu erſchließen und den der Brüder zu bezeichnen, der ihr Lebensgefährte werden ſollte.

Am dritten Pfingſttage, der früher vielfach gefeiert wurde, war in einem benachbarten Orte Kirchweih und Jahrmarkt, und die ganze Umgegend wallfahrtete nach dort, um ſich einen frohen Tag zu machen. Auch die Brüder und Mariechen fehlten nicht unter den Gäſten.

Nachdem ſie auf dem Markte ihre Bedürfniſſe eingekauft und die Merkwürdigkeiten desſelben, als Schaubuden, Seiltänzer ꝛc. ſich ſattſam angeſchaut hatten, ging es zum Tanze. Man amüſirte ſich in ungezwungener Weiſe, und, wenn man den einen oder andern der Brüder, ſo dahintanzen mit Mariechen ſah, ſo hätte man glauben ſollen — der tiefſte Frieden erfülle ihre Bruſt, ja kein Mißton, ſtöre die Harmonie ihrer Herzen, ſo heiter und vergnügt thaten ſie mit einander. Jedoch es war nur eine geborgte Heiterkeit, ein übertünchtes Frohſein. — Im Innern, tief im Herzen, tobte und brauſte der Sturm, den zu übertönen, ſein ſchreckliches Heulen zu überwältigen man ſich in den Strudel des Vergnügens ſtürzte und mit einer förmlichen Manie, den Freuden des Tanzes huldigte. — Mitternacht war

vorüber, als unser Kleeblatt den Heimweg antrat. Schweigend gingen sie nebeneinander, Keins wagte das Andere anzusprechen. Plötzlich machte Mariechen, welche zwischen den Brüdern ging, an einem, am Wege stehenden Marienbilde, Halt, und indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß, ergriff sie Johann's Hand und sprach: „Bester Freund! jetzt ist die Stunde gekommen, die lang gefürchtete und gemiedene, welche über das Geschick meiner Zukunft, entscheiden soll." „Ich kann den schon seit Wochen mein Inneres bestürmenden Gefühlen keinen Widerstand mehr entgegensetzen, denn die Wucht, mit welcher dieselben mich foltern, ist zur Unerträglichkeit geworden. Mein Herz muß, soll es nicht springen, sich Luft machen, so voll ist es; es muß klar zwischen uns werden, die Gewitterschwüle, welche uns umlagert, muß schwinden." Ich rede zu Männern, nicht zu Kindern, daher sei Euch gesagt, daß mein Herz in reiner, wohlgeprüfter Liebe für Peter schlägt, daß ich entschlossen bin, ihm für's Leben anzugehören, seine Gefährtin auf seiner Zukunft Bahnen zu werden." „Dir Johann! bringe ich die Liebe einer Schwester entgegen, die nur dann aufhören wird für Dich zu empfinden, wenn der Tod mein Auge schließt und meinem Herzen „stillgestanden" commandirt." — „Sei ein Mann — und bedenke des Weisen Wort: „„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme."" — Als sie geendet trat sie zu Peter, und, indem sie ihn innig umarmte, drückte derselben den Braut- und Verlobungskuß auf ihre reinen, unentweihten Lippen. — Johann reichte Beiden seine Hand, doch sie war kalt und ein leises Zittern war in dem Druck derselben nicht zu verkennen. — Der Glückwunsch,

den er den Glücklichen darbringen wollte, erstarb ihm auf den Lippen, denn wie konnte er da Glück und Segen wünschen, wo das Glück seiner Tage untergegangen war?! — Leichenbläſſe bedeckte sein Gesicht; und ohne sich auch nur einmal umzuschauen, eilte er hastigen Schrittes voraus. —

Peter und Mariechen waren zu sehr mit dem Glücke ihrer Herzen beschäftigt, als daß sie bemerkt hätten, wie Johann ihnen zu entrinnen suchte. Erst als sie vor Mariechens Haus Halt machten, wurden sie gewahr, daß derselbe nicht mehr bei ihnen sei. Nachdem sie sich mit einem langen, innigen Kuß eine gute Nacht gewünscht, schieden sie, um im Traume noch einmal die Wonne der glücklichen Stunde ihrer Verlobung, zu durchleben. Das glückliche Ereigniß war bald in dem Orte bekannt, ein Jeder freute sich mit den Glücklichen, am meisten aber Mariechens Eltern, welche endlich ihres Herzens Wünsche erfüllt sahen. Johann äußerte sich in keiner Weise und benahm sich gegen Peter durchaus nicht feindselig; nur verschlossener ward er. Welch' schweren Kampf er kämpfte, wie sehr es in seinem Innern stürmte und tobte, das wußte niemand besser zu ermessen, als Peter und Marie, denn sie kannten sein Herz und wußten, daß jeder Schlag desselben Mariechen gelte. Darum ließen sie ihn auch ruhig seinen Weg gehen, durchdrungen von der Hoffnung, daß die Zeit die alles Heilende, auch seines Herzens Wunden heilen werde. —

Jedoch, wer den starken Mann in unbewachten Augenblicken gesehen hätte, der würde erblickt haben, wie er krampfhaft von dem Schmerz seines Innern, zusammengedrückt, heiße, bittere Thränen weinte, und laut

jammernd die Stunde herbeiwünschte, die seinem elenden Dasein ein Ende mache. — Vier Wochen mochten seit dem Verlobungsabend verflossen sein, als eines Tages die Brüder mit Mariechen und noch anderen Dorfbewohnern zur Arbeit in die Weinberge, des jenseitigen Moselufers, übersetzten. Der Tag war drückend heiß und im Osten kündeten aufsteigende schwarze Gewitterwolken an, daß die Natur nach Kühlung und Erfrischung lechze. Fernrollender Donner mahnte zur Rückfahrt; doch wenn man einmal an einer Arbeit ist, die man gerne zu Ende bringen möchte, so glaubt man auch keine Minute, durch irgend welche Störung verlieren zu dürfen; so auch hier. Mit der Hoffnung, daß das Wetter noch sehr weit sei, tröstete man sich und arbeitete ruhig weiter, war es doch eine Arbeit, das sogenannte „Aufbinden," was heute beendigt werden sollte.

Das Gewitter kam jedoch so rasch heraufgezogen, daß die größte Eile nothwendig war, wollte man noch bevor es sich entlud, das Dorf erreicht haben. Man eilte zu dem Kahne; jedoch kaum hatte man in demselben Platz genommen, als ein fürchterlicher Orkan über die Mosel brauste und die Wellen so peitschte, daß deren schäumender Gischt sich hoch an den Felsen des Ufers brach. Jeder rieth von der Ueberfahrt ab, da man bei solchem Sturme nicht fahren könne und man in einer nahgelegenen Felsengrotte Schutz fände, bis das Wetter vorbei sei. Allein Johann, der am Steuer saß und das Ruder führte, bestand auf der Ueberfahrt, und mit einem kräftigen Rucke abstoßend, spielte das leichte Fahrzeug auf den tobenden Wellen. Als kundiger Fährmann wußte er jedoch die Stellung des Kahnes so zu richten,

daß derselbe die Wellen quer durchschnitt, und da er mit kräftigen Ruderschlägen sich vorwärts arbeitete, hatte er bald die Mitte des Stromes erreicht. Schon hatte die Hoffnung auf eine glückliche Ueberfahrt, sich der Gemüther bemächtigt, als ein Wirbelwind, von Osten kommend, eine ungeheure Wassermasse dem Kahne entgegen warf, die denselben wie eine Nußschaale, mit Windesschnelle, drehte — und schließlich umstürzte. — Schrecklich war das Bild, was die fürchterliche Situation nun entrollte! Mit dem Heulen des Sturmes vereinte sich der klägliche Hülferuf der mit den Wellen Kämpfenden, ohne daß derselbe gehört werden konnte. — Peter hatte seine Braut krampfhaft mit dem rechten Arme umschlungen und arbeitete mit dem linken, um Meister der Wellen zu werden und zu einer in der Nähe sich befindlichen seichten Stelle zu gelangen.

Allein umsonst war sein Ringen und Kämpfen mit dem entfesselten Elemente. Das Leben sollte ihm nicht gönnen im Arm der Liebe, in der Sonne eines heiteren Erdenglückes sich sonnen zu dürfen! Die Geister der Tiefe, sie zogen ihn hinab mit seiner theuren Last und betteten ihn mit ihr, in ein nasses Grab. Ehe vom Lande Hülfe gebracht werden konnte, hatten vier der Insassen des Kahnes den Tod in den Wellen gefunden. Der Geretteten waren Dreie, unter welchen auch Johann sich befand. Sie erreichten jene seichte Stelle, nach welcher vergebens Peter zu gelangen versuchte; dort nahmen sie Fischerboote, in welchen man sich zur Hülfe hinauswagte, auf und brachten sie glücklich an's Land. Der Jammer der Angehörigen der Ertrunkenen, war grenzenlos, besonders bei den Eltern Mariechens, die un-

tröstlich über den jähen Tod ihres zärtlich geliebten Kindes und seines ehrenwerthen Bräutigams waren.

Wenige Tage nach der Katastrophe wurden die Leichname der Verunglückten schon aufgefunden; man bettete Peter und Mariechen in ein gemeinsames Grab, wo sie im Tode vereint, jenes großen Tages harren, der die sterblichen Leiber zu neuem Leben wach ruft. — Johann, den man bewußtlos in seine Wohnung trug, verfiel in eine schwere Krankheit, die für sein Leben ernstlich befürchten ließ. Wochenlang delirte er; bald sah er sich in den Wellen mit Marie versinken, wo er dann zur Hülfe rief; bald klagte er sich als den Mörder der Verunglückten an; dann fragte er wieder ob Peter und Marie schon vermählt seien. — Als er endlich wieder zum Bewußtsein erwachte, und die Natur über die Krankheit siegte, da war von dem ehemaligen blühenden Johann keine Spur mehr vorhanden. Sein volles schwarzes Haupthaar war gebleicht und gebückt, wie der Greis in hochbetagten Jahren, ging er umher, ein wahres Jammerbild, denn auch kein Trostzuspruch, selbst nicht von Mariechens Eltern, vermochte ihn von dem Gedanken abzubringen, daß er der Mörder seines Bruders und dessen Braut sei. —

Schon wollte er in einem nahgelegenen Kloster Unterkunft suchen, als ihm mitgetheilt wurde, daß bei Lieser an der Mosel, auf dem Paulsberg eine Einsiedelei sich befände, die momentan unbesetzt sei. Ohne auch nur einen Tag zu säumen, eilte er nach Lieser, wo ihm das Pastorat die Befugniß ertheilte, als es sich über seine Person und die Motive, welche ihn zum Einsiedler veranlaßten, erkundigt hatte, die Eremitage beziehen zu

können. Nachdem er alle seine Habe, Haus, Hof und Ländereien, den jüngern Geschwistern Mariechens vermacht hatte, nahm er einen schmerzlichen Abschied von der Stätte, wo seine Wiege gestanden, wo er die wonnigen Tage der Kindheit verlebt und an den Freuden der Jugend sich ergötzte; wo seine Eltern im kühlen Grabe schlummern und sein unglücklicher Bruder und dessen unvergeßliche Braut, den Schlaf der ungestörten Ruhe und des Friedens, in heimischer Erde, schlafen. — Einsam, wie seine Zukunft sein sollte, verließ er sein Heimathsdorf und zog in die stille Klause ein, die er lebend nicht mehr verlassen wollte. Bald fühlte er sich in den stillen Räumen derselben so heimisch, daß ihn, wenn seine Touren in der Umgegend, wo er seine Bedürfnisse erbetteln durfte, mitunter ihn einige Tage fernhielten, eine wahre Sehnsucht überfiel und er zurückeilen mußte, zu seiner lieben Einsamkeit, wo er ungestört an des Altars Stufen zu seinem Gott und Schöpfer beten und für seine vermeintliche Schuld, büßen konnte. — In strengster Weise lebte er nach den Regeln der Eremiten und legte sich die härtsten Bußübungen auf, um würdig zu sühnen, was sein Herz belastete. Der Kirche ward er der treuste Wächter und Beschützer; sie war sein Stolz und seine Freude, sein erster und sein letzter Gang an jedem Tage. — Ueberall, wo er hinkam, war der Bruder Johann, gern gesehen. — Alljährlich wallfahrtete er zu den Gräbern seiner Lieben, auf welche er einen Imortellenkranz niederlegte und für ihr Seelenheil ein Ave Maria betete. Die Geschwister Mariechens besuchten ihn oft auf St. Paul und brachten ihm bald Dies und Jenes, allein unbemerkt, da er sonst nichts

angenommen hätte. Waren sie fort und er fand dann Etwas vor, dann mußte er es, wollte er die Gottesgaben nicht wegwerfen, (was er durchaus nicht gethan haben würde,) behalten und verzehren. So schwanden ihm Jahre um Jahre bis er hochbetagt von den Folgen des Alters so übermannt wurde, daß er seine gewohnten Wanderungen nicht mehr machen konnte uud das Bett hüten mußte. —

Ein Bruder Mariechens pflegte ihn und eines Morgens verkündete das Glöcklein von St. Paul, daß der edle Bruder Johann, ausgebüßt, ausgelitten und gekämpft habe. — Sein letzter Wunsch, in heim'scher Erde, neben Peter und Marie, ruhen zu dürfen, wurde ihm gewährt. — In seiner Heimath bettete man ihn ein; dort ruht er, der stille Dulder, neben Mariechen, die zwischen ihm und Peter liegend, doch im Grabe die Vereinigung gefunden, die ihr das Leben nicht gönnen wollte. —

Die Urley bei Uerzig a. d. Mosel

oder:

Erzbischof Kuno's Tod im Jahre 1066.

Eine Legende.

Eine Viertelstunde unterhalb Uerzig erheben sich auf steiler, felsiger, mit der Rebe Grün und struppigen Buschwerk bewachsener Höhe, die altersgrauen Ueberreste eines Thurmes, — die „Urley" genannt, — der gar

Digitized by Google

ernſt, als treuer Wächter vieler Jahrhunderte, als ein Erinnerungszeichen längſt entſchwundener Zeiten, hinabſchaut in das blühende Thal.

Ueber die einſtige Bedeutung des Thurmes curſiren verſchiedene Anſichten unter den Chroniſten des Moſelthales, welche alle, wie wahrſcheinlich ſie auch erſcheinen mögen, auf Vermuthungen ſich ſtützen, die jeder Begründung, auf geſchichtlichen Thatſachen baſirend, entbehren. — Der eine erhebt ihn zu dem Thurme einer verlaſſenen Einſiedelei, die „Nicolausley" genannt; ein Anderer will zu den Füßen desſelben ein Dorf, „zur Leyen", geſtanden haben wiſſen; ein dritter ſchließlich will in ihm vermöge ſeiner beſchränkten Einrichtung, ein Gefängniß erkennen, in welchem, da deſſen Höhlung in den Felſen eingehauen, ſchwere Verbrechen verbüßt wurden.

Wie mancher Unglückliche mag in dieſem Falle hinter den felſigen Mauern, inmitten einer herrlichen Natur, ſein Leben elend vertrauert haben! — Der Name Urley, welcher als der richtigſte für den Thurm angenommen wird, iſt, gleichwie Uerzig, dem keltiſchen Ur, „Feuer", entlehnt; wahrſcheinlich iſt es, daß demſelben, dem die heidniſchen Stämme, die unſer Moſelthal in ſeiner vorgeſchichtlichen Epoche bewohnten, die Verehrung einer Gottheit zollten, in der Nähe des Thurmes oder vielmehr auf der Stelle, auf welcher man ſpäter denſelben erbaute, ein Tempel errichtet war, in welchem die umliegenden Ortſchaften ihre Andachten verrichteten. — Jedoch, noch ehe das milde Licht des Evangeliums ſeine Segnungen durch das Moſelthal verbreitete, entſtrömte den Höhen der Urley ſchon ein Feuer, dem noch heute Jung und Alt mit innigſter Verehrung huldigt;

es ist das Feuer, das aus der Traube Saft ersteht und in demselben eine ungewöhnliche Kraft entwickelt. Gleich bei der Urley, an der „Krankenley", gedeiht einer der edelsten Moselweine, der an Feuer, Lieblichkeit und Schwere, den renommirtesten Weinen des Stromes, würdig zur Seite gestellt werden kann. — Schon im 11. Jahrhundert war die Urley befestigt, dies beweist die Märtyrergeschichte des h. Kuno, der als erwählter Bischof von Trier, an der Urley seinen Tod fand. Das tragische Ende dieses frommen Gottesmannes, dessen Leben, Wirken und Streben dem Höchsten gewidmet war, soll in Nachstehendem mitgetheilt werden, so, wie sein Zeitgenosse, der Abt Theodorich vom Kloster Tholey, es seinerzeit berichtete.

An der Hand der Legende, die umwoben mit der Sage, ewig grün und jung, um die Schläfe Klios sich schlingt, sei dir, mein Moselvolk, Kunde gebracht, wie man einst an den heitern Ufern deines schönen Thales, den edelsten und frommsten Mann seiner Zeit, fast mit unmenschlicher Härte und Grausamkeit den Martertod sterben ließ.

Zu Pfullingen, im Schwabenlande, so schreibt Theodorich, erblickte der h. Kuno, auch Konrad genannt, als das Kind adeliger Eltern, das Licht der Welt. Sein Vater wurde Eylosphus und seine Mutter Azecha genannt; beide waren, obgleich sehr reich, doch fromme, gottesfürchtige Leute, was darin zu erkennen ist, daß sie ihr Söhnlein, statt, wie es im Allgemeinen bei der Erziehung der Söhne adeliger Eltern Usus ist, dasselbe im Reiten, Fechten und Tanzen zu unterrichten, in strengster Zucht

in der Lehre des Heils unterweisen ließen. Das sanfte tiefe Gemüth des sich geistig und körperlich entwickelnden Knaben, zeigte sich äußerst empfänglich für die Botschaft von Golgatha, und schon früh, als er kaum die zartesten Kinderjahre zurückgelegt hatte, reifte in ihm der Entschluß, sich ganz dem Dienste des Herrn zu weihen. Seine frommen Eltern billigten nicht nur seinen Vorsatz, sondern belobten ihn und priesen sich glücklich, ihr Kind dem Himmel gewidmet zu wissen.

Die gelehrtesten Männer seiner Zeit unterrichteten ihn, und als er schließlich zu reiferen Jahren gelangt war, begab er sich nach Köln, um zu den Füßen des h. Anno, dem damaligen Erzbischof daselbst, welcher ein naher Anverwandte seiner Eltern war, für seinen Beruf sich weiter auszubilden. Bald gewann er, durch seinen sittlich-strengen, echt christlichen Lebenswandel, seinen aufopfernden Fleiß und pflichttreue Hingabe zu den heiligen Arbeiten seines Studiums, die Gunst und Liebe seines großen Lehrers, daß derselbe ihn, noch bevor er das bestimmte Alter erreicht hatte, in das Domcapitel einführte, dem er sehr bald schon wesentlich dienstbar wurde. Als die heilige Priesterweihe ihn zum Diener des Herrn geweiht hatte und er gesalbt von der Hand seines hohen Anverwandten, an des Altars Stufen das erste heilige Meßopfer darbrachte, da feierte Kuno den Tag höchsten Triumphes und er machte durch eine zündende Predigt seinem übervollen Herzen Luft.

Diese seine Weiherede hatte den unerwarteten Erfolg, daß er schon im ersten halben Jahre seines Priesterthums, zum Domprediger befördert wurde. Seine hinreißende Beredsamkeit, sein leutseliges Benehmen, sein

überaus frommer Lebenswandel, hoben ihn hoch bei Hoch und Niedrig, besonders bei seinem väterlichen Freunde, dem h. Anno, der ihn bald zum Domprobst ernannte, einem Amte, dem er in musterhafter Weise, treu wie die ersten Glaubensstreiter, untadelhaft in Leben und Wandel, mehrere Jahre vorstand.

Während seiner Amtsthätigkeit als Domprobst in Köln, ereignete es sich, daß der Kaiser Heinrich III. das Zeitliche segnete und seine Gemahlin, die Kaiserin Agnes, die Erziehung des noch minorennen Thronerben, Heinrich IV. dem h. Anno von Köln, übertrug. Dieser nahm den etwas verwilderten kaiserlichen Knaben in strenge Zucht und führte ihn in die Heilswissenschaften der Kirche, als die Grundlage alles Wissens, als das Fundament, auf welchem nur allein die sittliche und materielle Wohlfahrt des Menschen dauernd und fest begründet werden kann, ein, bei welchem edlen Werke sein weiser Neffe ihm bestens assistirte.

Als Heinrich IV. später Reich und Thron erlangte und Triers Bischofsthron seines geistlichen Oberhirten sich beraubt sah, da erinnerte sich der dankbare Kaiser seines ehemaligen frommen und tiefbegabten Lehrers, indem er ihn zum Erzbischof von Trier ernannte.

Obgleich die größte Bescheidenheit Kuno zierte, und Würde und Ansehen ihm fremde Begriffe waren, so sah er doch in seiner Ernennung die er im Entferntesten sich nicht gedacht hatte, einen Fingerzeig Gottes, dem entgegen zu handeln ein großer Ungehorsam gewesen wäre; er sagte zu, wonach der Bischof von Speyer höhern Orts bestimmt wurde, den neuernannten Erzbischof zu inthronisiren.

Lange jedoch hatte er die bischöflichen Insignien, als Stab und Ring, von kaiserl. Hand empfangen, als seine Weihe immer noch nicht vollzogen war. Das Domcapitel von Trier hatte inzwischen, da ihm Kuno's Ernennung zum Erzbischof durchaus nicht genehm war, mächtig gegen denselben agitirt; allein Heinrich IV. durchaus nicht der Mann, auch nur ein Haar breit von einmal getroffenen Bestimmungen abzuweichen, entsandte den geistlichen Räthen die Botschaft, daß sie Kuno als ihren Erzbischof anzuerkennen und demselben den Eid der Treue zu leisten hätten. — Dieser gemessene, wenn auch allerhöchste Befehl, verfehlte jedoch seine Wirkung, denn statt daß das Domcapitel demselben sich gehorsamst unterworfen hätte, verdoppelte dasselbe seine Opposition und ging schließlich soweit, da man Kuno mit dem Bischof von Speyer unterwegs nach Trier wußte, um als Erzbischof sich weihen zu lassen, in geheimer Sitzung zu beschließen, den Verhaßten zu tödten, weil man ihn einmal nicht auf Triers Bischofsstuhl wissen wollte.

Im Einverständniß mit dem Rathe der Stadt, den man für das teuflische Werk gewonnen hatte, übertrug man gegen eine hohe Summe dem damaligen Statthalter, Graf Theodoricus, die Mission, den frommen Gottesmann von der Liste der Lebenden zu streichen. Unter den rohsten seiner Mannschaften wählte er die Elite aus und mit ihnen zog er dem ahnungslos daherwandelnden Bischof entgegen. Zu Kyllburg im Eifellande fanden sie den Gesuchten, den zu haschen, man gleich den römischen Kriegsknechten und Häschern ausgezogen war, welche Christus im Garten Gethsemane gefangen nahmen. — Als der h. Kuno am frühen Mor-

gen in der Herberge, die er mit seinem geistlichen Collegen bezogen hatte, zum Fenster hinausschaute, da gewahrte er zu seinem größten Erstaunen das Haus mit Reisigen umringt; jedoch weit entfernt, Böses zu ahnen, dachte er, dieselben seien ihm von der Stadt Trier entgegengesandt, um ihn als Ehrenseskorte auf seinem weiteren Wege zu der heil. Stadt zu begleiten.

Allein kaum hatte er seinen Fuß vor des Gasthofs Thüre gesetzt, um die Mannschaften zu begrüßen, als ihn dieselben mit wildem Geschrei umringten, seiner geistlichen Gewänder entkleideten und ihn fesselten. Alles was an Kleinodien, an Werthsachen die geistlichen Herren mit sich führten, wurde ihnen weggenommen; dem Bischof von Speier bedeutete man in bestimmter Weisung, sich sofort zur Rückreise zu rüsten und keine Minute zu versäumen, wolle er nicht das gleiche Schicksal mit seinem Amtsbruder theilen. Natürlich hatte derselbe nichts Eiligeres zu thun, als sofort retour zu reisen, da er weder Lust noch Anlaß verspürte, den Händen der rohen Henkersbande sich überliefert zu sehen. — Den armen Kuno führte man, unter Spott und Schimpf, gleich dem dorngekrönten Heilande, am 18. Mai des Jahres 1066 von Kyllburg auf ein festes Schloß an der Mosel, Urley genannt, wo man ihn vierzehn Tage in dem Thurme, dessen Ueberreste wir Eingangs beschrieben und noch heute gar ernst, als ein mahnendes Fragezeichen ins Thal schauen, gefangen hielt. —

Am 1. Juni befahl der unmenschliche Statthalter den Bischof aus dem Gefängniß zu nehmen, er übergab ihn vier ausgesuchten Bösewichtern mit der Weisung, denselben zu tödten, doch zuvor noch mit den empfind-

lichſten Martern zu quälen; geſchähe dieſes nicht, dann würden ſie ſeiner ſtrengſten Ungnade vergewiſſert ſein können.

Die größte Auszeichnung würde die vier entmenſchten Individien nicht mehr zur teufliſchen Luſt, den frommen Glaubenshelden zu Tod zu martern, gereizt haben, als die Drohung, bei menſchlicher Behandlung, dem Unſchuldigen gegenüber, der Ungnade ihres mächtigen Gebieters zu verfallen. Sie führten Kuno auf die Spitze des Berges, noch heute die Urley genannt, und indem ſie ihn von der ſteilen Höhe herunterſtürzten, riefen ſie ihm zu: „Biſt du ein gottgeweihter, heiliger Mann und wirklich erwählter Biſchof von Trier, dann beweiſe es damit, daß du unverſehrt wieder aus der Tiefe zu uns zurückkehrſt.“ — Doch welch' Erſtaunen ſelbſt bei den rohen Kriegsknechten —: unverſehrt, ohne auch nur die geringſte Spur einer Verletzung, kehrte der Biſchof aus dem Thale zu ſeinen Peinigern wieder zurück. Jedoch obgleich er nach zweimaligem Sturze jedesmal ohne Beſchädigung geſund und friſch dem Thale ſich entwand und nach der Höhe zurückkehrte, ſo ließen die verſtockten Böſewichter durch die augenſcheinlichen Wunder ſich doch nicht bewegen, ihn frei zu geben; weder Reue, noch Bewunderung ergriff ſie. Der Drohbefehl ihres Befehlshabers war ein für allemal bindend für ſie, denn als es ihnen nicht gelang, ihr Opfer durch den Sturz in die Tiefe zu tödten, zogen ſie vom Leder, und nachdem ſie dasſelbe förmlich durch Schwerthiebe entfleiſcht hatten. hieben ſie dem frommen Dulder das Haupt ab. Dies geſchah am 1. Juni 1066; an dieſem Tage hauchte der fromme Konrad von Pfullingen, als Triers erwählter

Bischof, der h. Kuno genannt, auf der Höhe der Urley, an den heitern Ufern der Mosel, seinen Geist aus. Sein Leichnam wurde unbegraben von seinen Henkern zurückgelassen, um so eiligst als möglich dem Statthalter die Kunde seines schmählichen Endes zu überbringen.

Als derselbe sie über den Bischof befragte, antworteten die Satanssjünger: „Wir haben ihm die Bischofsmütze aufgesetzt, doch so, daß ihm für immer die Lust vergangen ist, Erzbischof von Trier zu werden." — Das war der Eindruck, den der wundervolle Tod des Heiligen auf die Bösewichter machte, die mit sehenden Augen blind und mit hörenden Ohren taub waren. — „Doch, trotzdem der heilige Leichnam", so schreibt der Tholeyer Abt, „40 Tage unbestattet auf freiem Boden lag, so ging derselbe doch nicht in Verwesung über; auch kein wildes Thier beschädigte ihn. — Fromme Leute aus dem benachbarten Lösnich (Lonseti) nahmen sich des entseelten Kuno an; heimlich brachten sie dessen Leiche von der Urley fort und begruben ihn mit christlichen Ehren vor der Kirchthüre daselbst.

Ueber die Auffindung seines Grabes und die Beisetzung der Gebeine des Heiligen im Kloster Tholey, wo er seine letzte Ruhestätte fand, berichtet der Abt Theodorich Folgendes: Als der Bischof Theodorich v. Verdun am 23. Juli 1066 zu Neville an der Maas das Fest des h. Apollinaris durch ein Hochamt beging, geschah es, daß derselbe während der heil. Handlung durch einen Vogel, einer weißen Taube gleich, beunruhigt wurde, welcher ohne Unterlaß den Altar umschwärmte. Die Schreckensbotschaft von dem Martertode war auch zu ihm gedrungen und als er bei dem Meßopfer auch des

Digitized by Google

theueren Verstorbenen gedachte und die bittersten Thränen dabei vergoß, da verfiel er in eine Verzückung, in welcher ihm Niemand zu nahen wagte. Als die h. Handlung geschlossen war, fand sich, daß des Bischofs Casula in der Brustgegend mit Blutstropfen besprengt war, ohne daß derselbe sich in irgend einer Weise verletzt hatte. Von den erstaunten Umstehenden befragt, antwortete er, daß er einen Geist gesehen, der ihm gesagt: „die Gebeine des h. Kuno seien an heiliger Stätte beizusetzen, ihre jetzige Ruhestätte passe nicht für den glaubenstreuen Märtyrer." — Der Bischof versammelte seine Dienerschaft und sprach zu derselben: „Wer von Euch des hl. Kuno's Grab ausfindig machen kann, wer die Stätte findet, wo derselbe zur Ruhe gebettet liegt, der soll des Heiligen Gnade für immer theilhaftig sein und bleiben." Sofort waren Alle bereit hinaus zu ziehen und des Märtyrers Grab zu suchen. Einer von des Bischofsleuten sagte jedoch, daß ihm Näheres über den Tod und den Ort, wo er geendet, bekannt war: „Gnädigster Herr Bischof! so vieler Leute benöthigen wir nicht, um des h. Kuno's Grab aufzusuchen, denn ich kenne den Ort, wo er gestorben ist, derselbe liegt an der Mosel und ist Uerzig genannt; nur weiß ich nicht, wo man ihn zur Erde bestattet hat. Aber ich glaube, daß wir von den Einwohnern Uerzigs erfahren werden, wohin man den Heiligen begraben hat."

Dieser Rath, verbunden mit den interessantesten Mittheilungen über den Ort, wo der Verklärte hinschied, leuchtete Bischof Theodorich ein und er beschloß, den theuern Fund, wenn ihm der Himmel dazu gnädig sei, der heil. Kirche zu weihen. Als würdige Grabstätte für

den Heiligen erachtete er das berühmte Kloſter Tholey bei St. Wendel, deſſen Abt, Abbo genannt, Vorgänger des Biographen Kuno's, er davon in Kenntniß ſetzte. — Theodorich von Verdun machte ſich nun mit ſeinen Leuten auf den Weg — und merkwürdiger Weiſe, traf er mit dem Abte Abbo in dem Dorfe Lösnich zuſammen, wo Theodorichs Sehergabe ſofort das Grab Kuno's entdeckte. Die Einwohner des Ortes, in Furcht vor des mächtigen Statthalters Zorn, weigerten jedoch hartnäckig den Zutritt zu des Heiligen Grab; jedoch was Güte nicht vermochte, das ſollte Gewalt erzwingen, denn Theodorichs Mannſchaften griffen ſofort thätig ein, und als es verſchiedene Beulen und blaue Male abgeſetzt hatte, ging die Herausnahme des bereits 12 Tage beerdigten Kuno's ohne Störung von Statten. Im Triumphzug ging es von Lösnich mit dem theuren Leichnam nach Tholey, wo in einem prachtvollen Sarkophag die Gebeine des Märtyrers beigeſetzt wurden, von einer glänzenden Todtenfeier begleitet. — In Merſcheidt bei Morbach befand ſich noch im 16. Jahrhundert das Gewand, welches Kuno bei ſeiner Ermordung trug; man ſchenkte es der dortigen Kirche zum Andenken daran, daß das erſte Nachtlager bei der Ueberführung der Leiche daſelbſt genommen wurde.

Was die Mörder des Biſchofs betrifft, ſo berichtet die Legende, ſo wurde nur einem Gnade und Vergebung zu Theil. Der Hauptmann Volkard war es, der auf einem längeren Krankenlager ſeine Mitſchuld an dem Tode Kuno's beichtete und bitter bereute. Man abſolvirte ihn und als er wieder von ſeiner Krankheit geneſen war, verpflichtete er ſich zu einer jährlichen Zinszahlung nach

Tholey, die er auch, treu seinem Gelübde, bis an sein Ende entrichtete. Der Graf Theodorich von Trier, Kuno's Pilatus, wie man den Statthalter mit Recht nennen kann, wallfahrtete auch nach des Heiligen Grab von dessen großer Wunderthätigkeit Kunde zu seinen Ohren kam, um Ruhe und Frieden für sein Tag und Nacht sich ängstigendes Gewissen, für sein ihn laut anklagendes Herz, in dessen düsteren Räumen das Wort „Mörder" schrecklich wiederhallte, zu finden. Allein eine unsichtbare Hand wehrte ihm den Eingang zu der Kirche, in welcher der Leib des Märtyrers ruhte; verzweifelter, wie er hingegangen war, kehrte er wieder zurück. Kaum in Trier angekommen, rüstete er sich zur Reise nach dem heiligen Lande, um an den Stätten, die des Welterlösers Leiden sahen, Vergebung seiner großen Schuld von Gott zu erflehen. Jedoch, Gott lenkt und der Mensch denkt, das Schiff, was ihn nach Sirien tragen sollte, scheiterte und der Graf fand mit 110 Mitreisenden den Tod in den Wellen des mitländischen Meeres am 17. Februar 1073. Von den drei anderen Mördern des h. Kuno heißt es, sie seien durch verschiedene Strafen auf eine höchst eigenthümliche Weise aus den Reihen der Lebenden verschwunden. Auch die Burg, deren düstere Mauern den Märtyrer Kuno auf 14 Tage umpfingen, sank wenige Jahre nach seinem Tode in Schutt und Trümmer; nur ihr Thurm, das eigentliche Gefängniß Kuno's blieb erhalten, weil er, wie bereits schon mitgetheilt, zum größten Theile in den Felsen eingehöhlt ist.

Viele Jahre vergingen bevor Wirich von Daun, aus der obersteiner Linie, die Erlaubniß erhielt, eine neue Burg mit dem alten Thurme vereinigen zu dürfen. Auch

dieſe Burg wurde bald wieder zerſtört, indem Wirich durch fortgeſetzte Raubzüge die untere Moſel bis nach Merl hin ſehr beunruhigte und in ſteter Angſt und Furcht die armen Flußbewohner ſich tributpflichtig hielt. Erzbiſchof Arnold II. überfiel das Raubneſt, zerſtörte deſſen feſte Mauern und führte die Beſatzung nach Trier in die Gefangenſchaft. — Die natürliche feſte Lage der Ley konnte er jedoch nicht zerſtören und ſehr bald erhob ſich auf derſelben wieder ein neuer burglicher Bau, der, obgleich ſeine Dimenſionen ſehr beſcheiden bemeſſen waren, doch das Stammhaus eines bedeutenden Rittergeſchlechtes wurde. — Das mächtige Geſchlecht der Ritter von Urley, das Jahrhunderte hindurch die Burg gleichen Namens bewohnte, kommt vielfach in der Geſchichte des Moſelthales vor. Allein im 16. Jahrhundert verſchwindet dasſelbe von dem öffentlichen Schauplatz und die Geſchichte verpflanzt in die Burg zur Urley ein anderes Geſchlecht, „von der Leyen“ genannt, welches ſpäter nach Gondorf an der unteren Moſel verzog, woſelbſt es zu einem großen und angeſehenen Grafengeſchlechte aufblühte, von welchem noch heute Nachkommen exiſtiren.

Nach verſchiedenen Chroniſten des Moſelthales ſollen die Herren von Urley und von der Leyen gleichzeitig auf der Burg Urley reſidirt haben, was jedoch kaum anzunehmen iſt, weil die ohnehin ſehr beſchränkte Burg, der Beſchreibung nach, kaum für eine Familie nothdürftig Raum bot. Es ſei dem nun, wie es wolle, ich halte mich an geſchichtliche Thatſachen und berichte, wie mir die Chronik es überliefert hat. Haben die Herren es verſtanden in Frieden und Eintracht nebeneinander zu wohnen, dann dürfte es ihnen auch gelungen

Digitized by Google

ſein, den beſchränkten räumlichen Verhältniſſen gegenüber, ohne Störung in dieſelbe ſich gefunden zu haben.

Dort, wo einſt der fromme Märtyrer ſein edles Blut verſpritzte, wo der Ritter frei und kühn ſein Schwert für die Freiheit ſeiner Unterthanen und ſeiner Burg ſchwang, grünt, blüht und reift jetzt der Rebe goldne Frucht, des Winzers Stolz und Glück. Doch gleich dem Epheu, der ſich um die Ueberreſte des Thurmes ſchlingt, deſſen altersgraue Mauern die Stätte bezeichnen, wo der fromme Held unſerer Legende ſeinen letzten Seufzer aushauchte, rankt ſich der ewig grüne Kranz der Sage und Tradition; er grünt und blüht von Geſchlecht zu Geſchlecht und bringt Kunde von dem, was ſich an den heiteren Ufern der Moſel vor grauen Zeiten ereignet hat.

„Durch dieses Zeichen wirſt du ſiegen!“

oder:

Conſtantin der Große an den Ufern der Moſel.

Eine Skizze aus der Vorgeſchichte des Moſelthales.

Das Frühroth glänzt, im Thal die Nebel walten,
Die Berge färbet noch der Sterne Schein,
Da ziehen zur Höh' die rieſigen Geſtalten,
Bald gen Marentius im Kampf zu ſchalten,
Doch oben ordnen ſich die dichten Reih'n.

Der Kaiſer naht. Ihn grüßt der Legionen
Gewalt'ger Ruf, ihn trägt ſo ſtolz ſein Roß.
Er ſchaut umher: der Blick wohnt nur auf Thronen;

Mit ſolchem Lächeln wird den Muth er lohnen,
Wenn ſich zum Flieh'n gewandt des Feindes Troß.
Und als die Sonne hoch am Himmelsbogen
Mit gold'nem Licht beſcheinet Flur nnd Thal,
Kommt Conſtantin mit ſeinem Heer gezogen,
Es brauſet weithin, gleich des Meeres Wogen,
Wie Blitze hell erglänzt des Kaiſers Stahl.
Da zeigt ſich plötzlich auf dem blauen Grunde
Des Firmaments ein Kreuz im Strahlenſchein,
Mit Flammenzügen leuchtete die Kunde:
Daß, wer mit dieſem Zeichen ſtets im Bunde,
Der wird' in allen Kämpfen Sieger ſein. —
Es ſtaunt das Heer; der Kaiſer beugt ſich nieder
Und ſinnend zieht er weiter ſeine Bahn,
Und als zum Schlaf er ſtrecket ſeine Glieder,
Umfächelt ihn des Traumes ſanft Gefieder,
Er ſieht den Heiland mit dem Kreuze nah'n.
„Laß Dir das Zeichen als Labarum bilden",
Spricht ſanft der Herr, zum Führer in die Schlacht.
„Dann biſt beſchützt Du, wie von tauſend Schilden,
Der Feind erblindet in dem Kampf, dem wilden,
Und Dir erglänzt des Sieges reiche Pracht."
Erfreut hat Conſtantin das Wort vernommen,
Der Himmel zeigt ſich ſeinem Werke hold.
Und als er bald darauf nach Trier gekommen,
Da hat die beſten Künſtler er genommen,
Die ſchafften ihm das Kreuz aus laut'rem Gold.
Er flog zur Schlacht und ſah die Feinde weichen
Vor ſeiner Fahne, die in Flammengluth
Erglänzte; ringsum häuften ſich die Leichen.

Die Gegner fielen vor den wilden Streichen
Und immer größer war der Seinen Muth.
Noch kündet Euch das Volk die graue Sage
Zeigt noch das Loch, drin sich der Feind verlor.
Dort harrt er bis dereinst am jüngsten Tage
In Lüften glänzt des Weltenrichters Waage,
Dann tritt er auch aus seinem Grab hervor.

N. Hocker.

Was Hocker, der um unser Moselthal so verdiente Dichter, in vorstehendem Gedichte, in gebundener Rede uns erzählt, das soll in nachstehender Skizze, dem Freunde heimischer Geschichte, in Prosa weiter ausgeführt und dem auch weniger gebildeten Leser, verständlich mitgetheilt werden. —

Die Tradition, auf welcher meine Mittheilungen basiren, führt uns nach dem alten Noviomagus (Neumagen), von welchem schon der römische Dichter Ausonius, in seinem herrlichen Gedichte „die Mosella", uns Manches mittheilt, was besonders für den Gegenstand meiner Skizze Bedeutung hat. Neumagen war der erste Punkt, der das begeisterte Auge des Dichters fesselte, als er im Jahre 375 n. Chr. den Wäldern des Hunsrückens sich entwandt und die Mosel begrüßte. Nachdem er der herrlichen Lage und Umgebung Neumagens sein Loblied gesungen, geht er zu geschichtlichen Thatsachen über und besingt es als Sommerresidenz des Kaisers Constantin ds. Gr., da ein Schloß desselben in Neumagen gestanden haben soll.

„Nivomagum, divi castra, inclyta, Constantini," spricht er. — Nach der Chronik soll Erzbischof Poemund

aus den Ueberresten der constantinischen Burg sich ein festes Schloß, die Petersburg, erbaut haben, die jedoch, wie die obere Burg Neumagens, die Helenenburg, welche man ebenfalls mit Constantin dem Großen in Verbindung bringen will, spurlos im Sturm und Drang der Zeit verschwunden ist. Die Helenenburg, Jahrhunderte hindurch Eigenthum der Grafen von Wittgenstein, soll nach der Mutter Constantin des Gr. der h. Helena, benannt worden sein, die als Erbauerin der Grabeskirche zu Jerusalem, des Domes zu Trier und der Liebfrauenkirche daselbst, in der Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christenthums, eine große Rolle spielt. — Der angenehme ländliche Aufenthalt an den lieblichen Ufern der Mosel, die Nähe Triers und der erhebliche Umstand, daß die natürliche Lage Neumagens in strategischer Beziehung, eine der wichtigsten Positionen der Rheingrenze bildete, mochte wohl den Kaiser bewogen haben, Neumagen zum zeitweiligen Aufenthalte zu wählen.

Die Höhe jenseits den Thrönchens zwischen Heidenburg und Thalfang schließt die Straße, die von dem untergegangenen „Belginum", der großen Stadt, die am Stumpfen Thurm gestanden haben soll, herabkommt und nicht minder die Mosel beherrscht. Ein Seitenweg derselben führte von Neumagen an dem alten Mediolanum, dem heutigen Emmel, vorbei und mündete in die trierer Straße, welche dem Rheine zuführt.

Von dieser Stellung aus konnte ein römisches Heer alle Versuche der heidnischen Barbaren, die obere Mosel zu verwüsten, vereiteln, und es ist dieserhalb mit aller Bestimmtheit anzunehmen, daß ein römisches Standlager sich daselbst befunden hat. Als Constantin der

Gr. sich zum Kampfe gegen Marentius anschickte, waren die Legionen in dem Lager Heidenburg die ersten, die er in Bewegung setzen konnte. Er hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, von der Höhe hinabgezogen, um sie auf der römischen Communicationsstraße, die man von Neumagen bis Mehring deutlich verfolgen kann, nach Trier und von da weiter gegen Süden zu führen. Auf diesem denkwürdigen Zuge soll Constantin der Gr. auf der Höhe des oberhalb Neumagens sich erhebenden „Leyenberges", an dessen Abhängen heute ein vorzüglicher Wein gewonnen wird, das „himmlische Zeichen" erblickt haben, das ihn von Sieg zu Sieg über das Heidenthum führte und ihm den unsterblichen Beinamen: „der Große" verlieh. — Die Stelle, auf welcher das wunderbare Ereigniß stattfand, ist mit dem Namen „auf Kron" bezeichnet, und wie nebelgrau auch aus der Vorgeschichte Spalten dasselbe zu uns herüberspricht, im Volksmund lebt es und von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzt die Tradition das Wunder, was sich an den Ufern der Mosel einst ereignete. Eusebius berichtet darüber in seiner Biographie Constantins (vita Const. I. i. c. 28)", nach des Kaisers Erzählung Folgendes:

„Constantin erblickte, als er am Mittag an der Spitze seiner Legionen einherzog, ein Kreuz, das sich in den Wolken über der Sonne strahlend erhob und las in demselben die Inschrift: „Durch dieses Zeichen wirst Du siegen."

Alle in dem Heere hatten das Zeichen gesehen, aber keiner der Höflinge und Götzenpriester, die dasselbe begleiteten, vermochten dasselbe zu deuten. Der Marsch wurde fortgesetzt und in großer Gemüthsbewegung be-

gab sich der Kaiser am Abend zur Ruhe. Die Traumwelt umfing ihn bald und er erblickte Jesum Christum mit einem Kreuze, ähnlich demselben, was er am Tage gesehen. Der Heiland gebot ihm ein Kreuz gleicher Form anfertigen und an die Spitze der Standarte anbringen zu lassen; in diesem Kreuze befände sich die Kraft, durch welche er über alle seine Feinde siegen würde. Am frühen Morgen theilte er seinen Vertrauten die nächtliche Vision mit, und sofort ließ ließ er, da er in Trier das Hauptquartier bezogen, die Goldschmiede der Stadt zusammen kommen, die ihm nach eigener Zeichnung ein Kreuz anfertigen mußten. Dasselbe, gleichzeitig eine Lanze vorstellend, zeigte ganz oben eine Krone von Gold mit Edelsteinen besetzt und darunter das Monogramm von Jesus Christus. An den Armen des Kreuzes spielte die Fahne von Purpur, auf's künstlichste mit Edelsteinen und Gold verbrämt. An der Lanze selbst, unterhalb des Kreuzes, waren die Brustbilder des Kaisers und seiner Söhne eingegraben. — Die Verheißung des nächtlichen Gesichtes ging in Erfüllung; Constantin besiegte unter dem Zeichen des „Labarum", wie das geheimnißvolle Paladium genannt wurde, alle seine Feinde und sein Sieg bezeichnete den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. —

Wie aus einem „Saulus" ein „Paulus" und aus dem ausschweifenden Heidenjüngling „Augustinus" der glaubenstreueste Streiter und Verbreiter des Christenthums und ein großer Kirchenlehrer wurde, und das nur durch das heilige Zeichen, geoffenbart auf dem Leidensberge Golgatha, so wurde Constantin der Gr., jener mächtige Heidenkaiser, des Christenthums, mäch-

tigste Stütze, ihr Stolz und thatkräftigster Beschützer. — Wie verschieden auch Schriftsteller vieler Jahrhunderte über den Ort berichten, wo das wunderbare Ereigniß sich abspielte, an welchem das geheimnißvolle Zeichen dem großen Kaiser erschienen, so bleibt doch, schon in strategischer Hinsicht, „die Kron" bei Neumagen als der entsprechendste Platz bestehen, an welchem man, ohne in das Reich der Mythe sich versetzt zu sehen, die denkwürdige Stelle suchen dürfte. Besancon, Lyon und Sinzig, Städte, die auch des Kaisers Heerzüge berührten, will man als die Orte bezeichnen, an welchen das himmlische Zeichen Constantin erschienen sei; allein jede Beweisführung zur Annahme dieser Behauptung fehlt und Neumagen hat die begründetste Wahrscheinlichkeit für sich, die darin motivirt ist, daß die vielen daselbst einst zusammenlaufenden Straßen, in militärischer Beziehung, das ganze Terrain für strategische Zwecke als äußerst wichtig erscheinen ließen.

Wenigen meiner Landsleute mag wohl das Wunder bekannt sein, was sich in der vorgeschichtlichen Epoche des Moselthales, auf „der Kron", bei Neumagen ereignete; da nun mein Streben dahin gerichtet steht, der Geschichte meiner Heimath und alle dem, was sich Merkwürdiges in derselben einst begab, wieder Geltung zu verschaffen, auf's Neue dem Moselaner wieder wach zu rufen, so habe ich, fußend auf das was die Tradition mir überlieferte, in Vorstehendem darüber Kunde gebracht. Obgleich meine Skizze halb Legende und halb geschichtlichen Inhalts, so dürfte dieselbe doch für Manchen, besonders für den Freund der heimischen Geschichte, von Interesse sein.

Digitized by Google

Johannes Trithemius.

Ein Lebensbild aus der mittelalterischen Geschichte des Moselthales.

Große Männer gab es und gibt es noch zu allen Zeiten und an allen Orten, und nicht selten geschieht es, daß aus der Hütte tiefster Armuth, aus den beschränkten Räumen einer Dachstube, ein Mann hervorgeht, der eine Koryphäe der Wissenschaft, ein Leuchte seines Jahrhunderts genannt werden kann.

Auch unser schönes Moselthal, an dessen reizenden Ufern einst so manches kühne und mächtige Geschlecht blühte, das mit dem Schwert in der Hand, für Kaiser und Reich, für geistige und leibliche Freiheit kämpfte, hat Männer aufzuweisen, die, trotzdem sie schon vor Jahrhunderten lebten, wirkten und lehrten, noch heute groß dastehen, deren Name unsterblich von Generation zu Generation fortlebt, wie verheerend auch der Zahn der Zeit an den Denkmälern der Vergangenheit nagen mag. — Als berühmte Moselaner bezeichnet uns die Chronik die Herren: Cardinal Cusanus, geboren zu Cues a. d. Mosel im Jahre 1401; Peter Schade, genannt Moselanus, der größte Grammatiker seiner Zeit, geboren zu Bruttig an der untern Mosel, gestorben zu Leipzig 1524; Johann von Lieser, auch unter dem Namen Johannes Liesanus bekannt, ein Freund seines Landsmannes, des Cardinals Cusanus — geboren zu Lieser a. d. Mosel, gestorben zu Mainz am 24. August 1459, und Jo-

hannes Trithemius, der berühmte Abt zu Spanheim, deſſen thatenreiches Leben und Verdienſte um die Geſchichte des Moſelthales in nachſtehender biographiſcher Skizze meinen Landsleuten vorgeführt werden ſollen. Treu der Chronik und den traditionellen Ueberlieferungen ſei über den großen Gelehrten, auf den heute noch die Moſel ſtolz ſein kann, Folgendes berichtet:

Am 1. Februar 1462 erblickte Johannes Trithemius zu Trittenheim an der Moſel das Licht der Welt. — Sein Vater, ebenfalls Johannes geheißen, war von Heidenburg, wo er zuvor wohnte, nach Trittenheim verzogen, woſelbſt der Weinbau, wie in Heidenburg, ſeine Erwerbsquelle blieb. Die Mutter von Johannes war aus dem Moſeldorfe Longuich. Kaum hatte jedoch derſelbe ein Lebensjahr zurückgelegt, als der Vater ſtarb und Eliſabeth, die Mutter unſeres Kleinen, nach ſiebenjährigem Wittwenthum ſich wieder verheirathete, welche Ehe für Johannes von keinen guten Folgen begleitet war. Trotzdem die zweite Ehe ſehr kinderreich war, ſo erreichte doch nur ein Sohn derſelben, Jacob genannt, ein reiferes Alter; die andern Kinder ſtarben alle in jüngern Jahren.

Der Stiefvater war ein roher, unwiſſender Mann, der, als er die Neigung ſeines Stiefſohnes Johannes zum Studiren erkannt hatte, mit faſt unerträglicher Härte denſelben behandelte. Die empfindlichſten Züchtungen mußte der arme Junge erdulden, doch nichts vermochte den Flug ſeines jugendlichen Geiſtes zu erlahmen. Des Nachts, wenn Alles im elterlichen Hauſe ſchlief, dann ſchlich der lernbegierige Knabe zu einem Freunde, der ihn im Leſen und Schreiben, im Dekliniren und

Conjugiren lateiniſcher Wörter unterrichtete. Dieſer nächtliche Lehrer, welcher den Grundſtein zu dem großen Wiſſen des weltbekannten, gelehrten Abtes Thrithemius legte, konnte nicht genug die eminenten Faſſungsgaben ſeines Schülers bewundern, und nur zu bald ergab ſich, daß er denſelben nichts mehr zu lehren vermochte; der Schüler hatte ſeinen Lehrer überflügelt. Aus Dankbarkeit für die Hingabe des väterlichen Freundes offenbarte er demſelben, daß er, nachdem er ein Jahr gebetet und viel gefaſtet, eine Erſcheinung gehabt habe, in welcher ihm ein Jüngling in weißen Kleidern erſchienen ſei, der ihm zwei Tafeln vorgehalten, die eine mit Bildern angefüllt und die andere beſchrieben, mit der Weiſung, daß er wählen möge. Johannes wählte die beſchriebene Tafel, worauf der Jüngling zu ihm ſprach: „Gott hat Dein Gebet erhört, er wird Dir mehr gewähren, als Du erbitten konnteſt.“

Der fünfzehnjährige Schüler, der in einer Woche das Abc, das Vaterunſer, den engliſchen Gruß und das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, in einem Monat das Leſen deutſcher Bücher erlernt hatte, ſehnte ſich mit einem wahren Heißhunger nach höherem Wiſſen. Durch Vermittelung einiger geiſtlicher Herren aus dem nahen Kloſter Weſtenbrül, was für Trethemius dasſelbe wurde, was Kloſter Engelport für deſſen Zeitgenoſſen, den gelehrten Peter Schade zu Bruttig ward, wurde ein Oheim von ihm, Peter von Heidenburg genannt, auf das ſich raſch entwickelnde Talent des Knaben aufmerkſam.

Als Vormund desſelben forderte er von ſeinem Stiefvater Rechnung über deſſen Vermögen, was jedoch veranlaßte, daß die bisherigen Züchtigungen in noch viel

reicherem und empfindlicherem Maße auf den Armen niederfielen, bis er Gelegenheit fand, wie Israel, aus Aegypten, dem elterlichen Hause zu entfliehen. — Drei Tage irrte er in Wald und Feld umher, sich von Feldfrüchten nährend; endlich winkten die Thürme Trier's ihm den Willkommgruß zu, und protegirt von seinem Oheim, trat er dort in eine Bildungsanstalt ein, in welcher er mit einem wahren Feuereifer seinen Studien oblag. Nachdem er auf einer niederländischen Hochschule und später in Heidelberg seine Studien fortgesetzt und vollendet hatte, gefiel es ihm, nach Neujahr 1482 in Gesellschaft eines Freundes, seine Heimath zu besuchen und zwar von Heidelberg aus. Auf dieser für die Zukunft Trithemius entscheidenden Reise berührte er, über Kreuznach kommend, von wo aus er die Höhen des Hunsrückens ersteigen wollte, das Kloster Spanheim, einst die Pflanzstätte großer Gelehrsamkeit, woselbst er mit seinem Freunde das Mittagsmahl einnahm. Nach geschehener Mahlzeit drängte er zum Aufbruch; allein nur zu bald zwangen die Wanderer ein eisiger Nord und dichtes Schneegestöber zur Rückkehr in das Kloster, wie auch Johannes sich bemühte, seinen Freund zum Weitergehen zu bestimmen. Aber derselbe bestand entschlossen darauf ins Kloster zurückzukehren, da bei einem solchen Unwetter eine Reise unmöglich sei.

„Deinen Willen", sprach Johannes, „sollst Du haben, aber Du wirst sehen, ich gehe nicht mehr aus dem Kloster mit Dir; eine innere Stimme sagt mir, daß ich dort bleiben werde." — Dies erreignete sich zu Pauli Bekehrung 1482 und acht Tage später hatte Trithemius seine weltlichen Kleider abgestreift und

das Gewand der Novizen des Benedicterordens umgab am 21. März den jugendlichen Gelehrten. Am 21. November sprach er die unerwiderruflichen Gelübde aus und schon am Tage seiner Priesterweihe wurde er zum Capitular der Abtei Spanheim ernannt. — Im nächsten Jahre wurde der zeitherige Abt, Johann von Colnhausen nach Seligenstadt versetzt und das Capitel wählte den Jüngsten der Brüder, unsern Trithemius, trotz aller Weigerung zu dessen Nachfolger, am 29. Juni 1483. Am 9. Nov. 1483 wurde er auf dem Jakobberg bei Mainz zum Abte geweiht.

Der Zustand in welchem Johannes das Kloster bei seinem Amtsantritt fand, war, wie er selbst mittheilt, kein der Würde eines Abtes schmeichelnder, denn wo er sich hinwandt, in die innere oder äußere Verwaltung, überall begegnete er lockeren Banden und zweifelhaften Verhältnissen. Mit kräftiger Hand griff er jedoch in die Sachlage ein und sein erstes Augenmerk war darauf gerichtet, die Zügellosigkeit, die in Sitten und Lebensweise der Mönche auf eine höchst verletzende Weise sich dokumentirte, dadurch zu bemeistern, daß er dem bisherigen Müßiggang derselben, energisch entgegentrat. Er bemühte sich bei den Brüdern Lust und Geschmack an den Wissenschaften anzuregen, was ihm auch in überraschender Weise gelang. In seinen Vorträgen, die er denselben widmete, empfahl er schriftliche Uebungen, welche jedoch auch gleichzeitig von praktischem Nutzen begleitet sein sollten, indem er durch Abschreiben von Büchern dieselben ausführen ließ. Alle Mönche des Klosters mußten an der für die damaligen geistigen Culturzustände hochwichtigen Beschäftigung des Bücherab-

schreibens sich bethätigen, die einen durch Bereitung des Pergaments, der Tinte und Federn, die andern durch Linienziehen, durch Zeichnen und Ausmalen der Anfangsbuchstaben, die als Initalien noch heute der Kunstkenner bewundert: die des Schreibens besonders Kundigen waren die eigentlichen Abschreiber, denen wieder als Correktoren eine Abtheilung zur Seite stand. — Bei dieser allseitigen Thätigkeit konnte es nicht ausbleiben, daß die Klosterbibliothek, die beim Eintritt des Trittenheimer Abtes kaum 48 Bände zählte, zu Anfang des Jahres 1503 nicht weniger als 1646 Bände aufzuweisen hatte, die derselbe im Laufe seiner Amtsthätigkeit als Abt noch bis auf 2000 Bände erhöhte. Trithemius beschrieb diesen Schatz in einen besonderen Catalog. Fürsten, Grafen und Edelleute kamen nach Spanheim, um den gelehrten Abt kennen zu lernen und dessen herrliche seltene Bibliothek zu besehen. Viele derselben blieben ein viertel, ein halbes, oftmals auch ein ganzes Jahr in dem Kloster, um auf ihre Kosten unter des Abtes Leitung in der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur sich zu vervollkommnen.

Im Jahre 1486 fing Trithemius an, sich als Schriftsteller zu versuchen. Sein erstes Werk „von dem Ursprung der Erweckung, Schönheit und Nützlichkeit der Tugend" übergab er dem Feuer. Ihm folgten hauptsächlich zur Belehrung der Mönche: „Sermonum vel exhortationem ad Monachos lib II (Strassburg 1516) und de Scriptoribus ecclesiasticis." In chronologischer Ordnung werden hier 963 Kirchenväter und Theologen aufgeführt, von Pabst Clemens I. an bis auf den Verfasser, welcher im Jahre 1494 seine Arbeit beendete und

sie dem Bischof von Worms, Johann von Dalberg widmete.

Noch in demselben Jahre erschienen von diesem noch heute brauchbaren Werke zwei Auflagen zu Basel in fol. und zu Mainz in 4°. Im Jahre 1495 wurde zu Utrecht die Abhandlung „de luminaribus Germaniae“ in 4° gedruckt. — Bei einem Capitel im Kloster Selienstadt gehalten, trug Trithemius seine berühmte Rede, „de cura pastoralis“, selbst vor, die großes Aufsehen erregte. Mit einem Frankfurter Geistlichen, Wigand Caupo, bestand er einen gelehrten Streit über die unbefleckte Empfängniß Maria. Mehr Unruhe und Sorge jedoch, als seine literarischen Arbeiten, seine Wirksamkeit als Abt, machte ihm der Verdacht, daß er mit geheimen Künsten sich befasse. Ein gelehrter Carlemit, Arnold Bost, fragte schriftlich bei ihm an, mit welchen Werken er sich befasse, worauf er dem Schreiber antwortete, daß er momentan ein größeres Werk unter der Feder habe, welches von geheimen Sachen und Künsten handele, die vor ihm noch niemand gekannt habe. Als jedoch dieser Brief ankam, war Bost nicht mehr unter den Lebenden und sein Prior erbrach und las denselben, und sehr erstaunt über dessen Inhalt, verbreitete er nach allen Seiten hin die tiefe und mystische Gelehrsamkeit des Spanheimer Abtes. War der Zudrang und Besuch des Klosters bisher ein großer, so ward er jetzt ein über alle Maßen lebhafter; aus fremden Ländern wallfahrtete man nach Kloster Spanheim, um den gelehrten Trithemius, den Beherrscher des Geisterreiches und seine werthvolle Bibliothek kennen zu lernen.

Zweimal war Markgraf Christoph von Baden zu

dieſem Zwecke in Spanheim. In gleicher Abſicht fand ſich auch Kurfürſt Philipp von der Pfalz dort ein. —

Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg ließ im Jahre 1502 den Abt in einem Briefe durch einen eigenen Boten zu ſich entbieten, um über geheime Künſte mit ihm zu conferiren. Von da an entſtand zwiſchen Kurfürſt und Abt ein ſchriftlicher Verkehr und als Joachim im folgenden Jahre den Fürſtentag in Frankfurt beſuchte, unterließ es Trithemius nicht, ſeinem fürſtlichen Freund und Gönner, ſeine Aufwartung zu machen. Zehn Tage verweilte er in deſſen engſter Umgebung und reichlich mit Ehren und Geſchenken überhäuft verließ er denſelben. Anders urtheilte jedoch das gewöhnliche Volk, deſſen Stimme durch Neider gereizt, den frommen Mann als mit den Mächten der Tiefe in Verbindung ſtehend bezeichnete und verſchrie. Vorzüglich thätig bewies ſich hierin der Franzoſe Bouelles, welchem Trithemius ſein Manuſcript mitgetheilt hatte. So erzählt die Chronik, daß auch Kaiſer Maximilian den Abt beſucht habe mit dem Anliegen, er möge doch ſeine ihm allzufrüh entriſſene Gattin, Maria von Burgund, über deren Verluſt er ſich nicht zu tröſten vermöge, auf Minuten erſcheinen laſſen, vielleicht gelänge es ihm, wenn er noch einmal in ihr holdes Antlitz geſchaut, in ſeinem Schmerz ſich zu faſſen. Anaſt. Grün hat in einem Gedicht ſo ſchön dieſe Scene geſchildert, es ſoll hier meinen geſchätzten Leſern mitgetheilt ſein:

Trithemius und Kaiſer Maximilian.

Wie eines Mörders Seele, ſo ſchwarz und bang war die Nacht
Da ward die Kloſterpforte zu Spanheim aufgemacht,

Ein Mann, verhüllt im Mantel, trat ſchweigend über die Schwelle,
Schritt durch den Kreuzgang und pochte dann an des Abtes Zelle.
Wo ſich der fromme Trittheim, ſo hieß der Abt, ließ ſehen,
Da blieb in ſcheuer Demuth barhäuptig der Laie ſtehen,
In ſtummer Demuth neigen die erſten Doktoren ſich,
Und unter mancher Kutte pocht' es ganz ſichtbarlich. —
Bei mitternächt'ger Lampe ſaß nun der heil'ge Mann
Und las in Büchern der Weiſen und betet, ſchrieb und ſann,
Da trat herein der Fremde, faſt Jüngling an Geſtalt,
Doch ſchier ein Greis an Kummer, und ſo ſprach er alsbald:
„Ehrwürdiger Herr, ein König ſteht flehend nun vor Euch,
An Ehr und Land vor Kurzem, ſowie an Liebe reich,
Doch nun Vaſall' auf ewig! Schmerz iſt mein König genannt,
Schwer ruht auf Haupt und Schultern mir des Tyrannen Hand."
„Entfloh'n ach, iſt die Liebe! die Krone nur blieb mein,
Und bohrt die ſpitzen Zacken mir nun in's Herz hinein!
O, Vater! ruft ſie hernieder, ruft ſie, die ich verlor:
Ihr wallt als Freund und Bekannter ja durch der Geiſter Chor!"
Da glänzt des Prieſter Auge, wie Lieb und Ernſt gepaart,
Auf den Talar hin rollet in Fülle ſein ſchwarzer Bart;

Aufſteht er nun voll Würde, ergreift des Gaſtes Hand,
Und blickt ihm ſanft in's Auge und hat ihn wohl erkannt.

Durch ſtille Kloſtergänge, wo Echo nur noch wacht,
Schritt mit dem Abt der Fremde hinaus in ſchwarze Nacht. —

Wie'n Pilger, der ſich verirrte in weiter Fürſtengruft,
Grau'n ſchließt ſein Aug', die Fackel erloſch in Leichenduft.

In ſchwarzes Bahrtuch hüllten die Berge den Rieſenleib,
Der Nordwind ächzt und wimmert, wie'n altes Leichenweib;

Es rauſchen Blätter und Wellen, doch ſeh'n kann ſie kein Blick,
Manch' flücht'ger Hirſch prallt blutend vom Stamm der Eiche zurück. —

Jetzt ſtanden ſtill die Beiden. Herr Trittheim betet und kniet,
Urplötzlich flammt's am Himmel und raſch iſt's wieder verglüht; —

Doch auf dem ſchwarzen Grunde der ſternenloſen Nacht
Erglänzen licht zwei Zepter in blanker Goldespracht.

„Sieh' hin, mein Fürſt und wähle! Vernichtung und Schöpferkraft,
Das Grab, ſo wie das Leben, trägt ſolch' ein gold'ner Schaft;
Mit dieſem bewegt der Weiſe den ganzen Erdenwall,
Mit jenem ſchlagen Thoren ihr Volk als Federball."

„Als ſchlichter Stab ſtrahlt einer, auf daß er zu ſtützen diene,

Faſt ſpitz wie'n Dolch iſt der andere, Blutstropfen ſeine Rubine,
Die hellen Diamanten verſteinte Thränen nur,
Und eingedrückt dem Griffe der Wütherichskrallen Spur.
In jenem Garten, wo reifend der Zeiten Saaten weh'n,
Wird dieſer als dürrer Baumſtamm, wo nicht als Schandpfahl ſteh'n,
Doch jener als Palme grünen, verſchont von Mittagsgluth,
Mit blätterreicher Krone, worunter ſanft ſich's ruht."
So ſprach der greiſe Prieſter. Die Zepter ſind verſchwunden!
Und wieder, doch nicht lange, hält Nacht das Aug' umwunden;
Denn plötzlich flammend ſteiget ein Stern gar licht und groß,
Ein lächelnd Antlitz neiget hervor ſich aus ſeinem Schooß.
„Sieh', thränenlos und ſelig glänzt der Verklärten Blick,
Denn Schmerz und Thränen ließ ſie im Sarge ja zurück;
Die blüh'n als bleiche Roſen und als Cypreſſen auf,
Doch lächeld blickt von oben ihr ſelig Aug darauf.
Dich ruft ein kräftig Wirken, That heißt des Herrſchers Lauf!
Aus Thaten bau' ihr Denkmal! an's Werk nun rüſtig auf!
Denn, darf ein Blick voll Thränen ſich auf zur Sonne wagen?
Kann eine Hand, die zittert, wohl einen Scepter tragen?
Die Zähren Euch zu trock'nen zum Handeln Euch zu ſtärken,

Die Gluth in Euch zu zünden, zu menschlich edlen Werken,
Das sind die Zauberkräfte, die Gott uns Priestern verlieh'n,
Sei stark mein Fürst, sei weise! und zieh' gesegnet hin."—
So sprach voll Ernst der Abbas; der Fürst erfaßt sein Wort,
Drückt ihm die Hand und eilet durch Nacht und Nebel fort.
Er langte nach der Krone — wen hat sie schöner geziert?
Er faßte kühn das Zepter — wer hat es besser geführt?
Es weinen alle Blumen, wenn Morgenroth erglänzt,
Es springen alle Quellen, wenn Lenz ihr Ufer kränzt,
Und immer, wenn man Maxen Mariens Namen genannt,
Barg er sein Aug' und die Thräne die glänzend drinnen stand. —

Das Buch, dessen Manuscript er dem Franzosen Bouelles mitgetheilt hatte, erschien 1531 in Lion und wurde später noch einmal in Frankfurt 1606, in Darmstadt 1621 und in Köln 1635 aufgelegt. Wunderliche Dinge sollen darin gesagt und gelehrt sein, auch Behauptungen aufgeführt, die den Verehrern des heutigen Magnetismus, als Beweisgründe für ihr mystisches Treiben dienen würden, wenn sie der Wissenschaft noch zugänglich wären. So schreibt Trithemius unter Anderm: „Was in meinem entflammten Gemüthe sich darstellt, das kann ich einem Hundert Meilen von mir Entfernten mittheilen, und zwar mit einer Sprache, die

aller Welt verständlich ist, welche ich niemals erlernt noch gehört habe." In einem anderen Werke, welches 1545 in Augsburg erschienen und 1567 in Straßburg, 1600 und früher in Nürnberg in deutscher Sprache herausgegeben wurde, sucht Trithemius einer platonischen und kabalistischen Lehre eine historische Grundlage zu geben. Ueber die sieben Planeten sollen am Anfang der Welt sieben Engel: Orifil, Anael, Zechariel, Raphael, Samael, Gabriel und Michael, gesetzt worden sein; jeder regiert 354 Jahre. — Am Schlusse dieses Werkes betheuert der Verfasser dem Kaiser, dem er dasselbe gewidmet: „In allem hier Gesagten erkenne ich als wahr nur Dasjenige, was die heil. Kirche genehmigt, alles Uebrige verachte ich als eitel Erdichtung und Aberglauben." In gleichem Sinne schreibt er an den Carmeliten Bost: „Siehe, ich spreche vor Gott, dem Allwissenden. Das, wovon ich gesprochen habe, ist herrlicher, tiefer und erhabener, als ich zu beschreiben vermag, oder Du nur glauben kannst; und doch ist alles natürlich, ohne Betrug, Aberglauben und Zauberei, ohne Anrufung der Geisterwelt." —

Allein die Gemüther waren einmal gegen Trithemius eingenommen, und selbst die Mönche des Klosters empfanden Scheu vor dem Meister geheimer Künste. Dann waren dieselben des ewigen Abschreibens müde und sie benutzten dieserhalb die erste gebotene Gelegenheit, ihrem verdienten Abte den Gehorsam weiter zu versagen, wozu ihnen bald Veranlassung gegeben werden sollte. Der Conventsprior, Nikolaus von Remich, welcher schon längere Zeit hindurch gegen Trithemius agitirte, wußte so geschickt zu operiren, daß es ihm gelang unter des

Digitized by Google

Abtes Augen eine förmliche Verschwörung gegen denselben in Scene zu setzen, welche damit endigte, daß man Trithemius, der ganz in Studien versunken, über seinen Folianten brütete, bei der Ausübung klösterlicher Gewalten ganz außer Acht setzte, was den ohnehin gestörten Frieden des Klosters gänzlich untergrub. Dazu kam noch, daß durch die Baiern-Landshut'sche Erbfolge eine Fehde ausbrach, die Spanheim bedrohte. Trithemius flüchtete, aus Furcht vor den Hessen, mit seinen Büchern, Dokumenten, kostbarem Geräthe, nach Creuznach, wo er sechs Monate verweilte. Dieser Aufenthalt benutzte die Gegenpartei, um ihn bei seinem Landesherrn, dem Pfalzgrafen Johann I, von Simmern, welcher mit dem Kurfürsten zu Heidelberg zerfallen war, wegen der Einlösung eines Fünftels an der vorderen Grafschaft Sponheim, die der Kurfürst mit Unrecht verweigerte, zu verdächtigen, als halte er mit dem Kurfürsten. Diese Anschuldigung, wie grundlos sie auch war, wurde dadurch vervollständigt, daß Trithemius am 1. April 1505 nach Heidelberg reiste, wohin ihn der Kurfürst berufen hatte, um über die Wiederherstellung des abgebrannten Klosters Simburg mit ihm zu verhandeln. Auf dieser Reise verfiel Johannes in eine schwere Krankheit, von welcher er sich nur langsam wieder erholte. Im Kloster Spanheim brach der Sturm der Verwirrung und Leidenschaften bald in der aufrührigsten Weise los; Alles hatte sich dort gegen den Abt verschworen. Die gehässigsten Anschuldigungen wurden von den Mönchen bei dem Erzbischof von Mainz und Pfalzgraf Johann I. von Simmern gegen denselben erhoben. Trithemius hatte jedoch nicht den Muth nach Spanheim zurückzukehren, um mit kräftiger

Hand den Aufruhr zu unterdrücken, was bei der gereizten Stimmung in Simmern kaum auch zu empfehlen gewesen wäre.

Von Speier aus gab er die nöthigen Vollmachten zu einer klösterlichen Administration, dann besuchte er, eingeladen von Kurfürst Joachim, den Reichstag zu Köln. Als der Reichstag sich trennte, folgte er dem Kurfürsten nach Berlin, wo er mit Aufmerksamkeit und Ehren behandelt längere Zeit an dessen Hofe lebte. Neun Monate unterrichtete er den wißbegierigen Fürsten in der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache, in Geschichte und Mathematik. Man will jedoch behaupten, daß, was hauptsächlich seine Feinde versichern, dieser Unterricht nur ein Aushängeschild gewesen sei, um das Treiben zauberischer Künste zu bemänteln. — Auf des Abtes Rath stiftete Joachim die Universität zu Frankfurt a. d. Oder, welche in des gefeierten Gastes Gegenwart eingeweiht wurde.

Der erste Rektor derselben war der Freund unseres Trithemius, Wimpheling, ein großer Gelehrter seiner Zeit. Die Unordnung in Spanheim dauerte indessen fort und nichts konnte Johannes bewegen, wieder nach dort zurückzukehren, wie sehr als auch einflußreiche Männer für ihn in Simmern sich verwandten. Er liebte zu sehr die Ruhe, um noch einmal dahin zu gehen, wo er 23 Jahre Widerwärtigkeiten und Zänkereien gebot, welche ihm manche bittere Stunde bereiteten. Man wunderte sich allgemein sehr, daß ihn nicht die werthvolle Bibliothek, auf deren Sammlung er doch unendlich viel Fleiß und Mühe verwandte, wieder nach Spanheim ziehe; allein er wollte nicht mehr nach dort zurück, weil die

Undankbarkeit der Mönche zu groß war und deren Betragen ihn zu sehr verletzt hatte. An einen Freund schrieb er darüber: „Was mir zu leid geschehen, will ich verachten, nicht rächen. Ich bin nicht so sehr an Spanheim gefesselt, daß ich außer demselben nicht leben könnte. Wenn es sein muß, so ist die ganze Welt mein Vaterland. Ein Himmel wölbt sich über eine Erde, meine Wallfahrt geht nicht nach Kloster Spanheim, sondern nach dem Himmel. Gott ist überall. Leicht gebe ich nach Gottes Willen mein Kloster daran, wo ich viel Mühe und Armuth — aber wenig Ruhe und Freude fand." Eine andere Stelle drückt sich in gleicher Ergebung aus: „Wohl hing ich mit ganzem Herzen an den 2000 Bänden schöner Handschriften, die ich gesammelt, wenn ich aber bedenke, daß der Tod mir ohnehin diese Freude rauben würde, so beruhige ich mich. Einmal hat mich eitles Selbstvertrauen getäuscht, ich hielt das Lächeln der Mönche für Freundschaft, ehrend schienen mir die Schmeicheleien der Vornehmen, unvergänglich die Gaben des scherzendes Glückes. Ich werde mich nicht zum zweiten Male täuschen lassen."

Noch einige Zeit hielt er sich nach der Rückkehr von Berlin in Speyer auf, dann nahm er, nachdem er am 16. August 1506 auf Spanheim verzichtet, die Verwaltung des Schottenklosters zu St. Jacob in Würzburg an, dessen Abt er bis zu seinem Tode war. Der Bischof Laurentius von Bibra ließ, nachdem die schottischen Mönche das Kloster verlassen hatten, aus dem deutschen Benediktinerorden Patres kommen, mit welchen er Trithemius an der Spitze, das verlassene Kloster besetzte. Wie Kloster Spanheim, so hob der Abt auch

das Kloſter zu St. Jacob aus Armuth und Verfall zu hoher Bedeutung empor. Auch eine Bibliothek verſchaffte er dem Kloſter, die aber nicht ſo bedeutend wie die Spanheimer war. So vielfach als Trithemius auch beſchäftigt war, ſo fand er doch noch zu kultiviren. Die wichtigſten ſeiner hiſtoriſchen Werke hat er in St. Jacob, wenn auch nicht alle begonnen, doch zum größten Theile vollendet.

Geſchrieben hat er daſelbſt in den Jahren 1509 bis 1514 die „Annales Hirsaugienses“, vollendet das „Chronicon monasterii Spanheimenses S. Martino consecratie.“ Beide Werke hat die Kritik als eine reichhaltige Quelle zur Geſchichte des Mittelalters erkannt. Sein „Brevarium primi voluminis chronicorum deorigine gentis et regum Francorum per annos 1189 a Mareomiro ad Pipinum regem und: de Origine gentis Francorum ex 12 ultimis Humibaldi bibris de Francis“ in Mainz 1515 und Paris 1539 erſchienenen ſind eine Art hiſtoriſcher Romane und befinden ſich in der Sammlung von Schardius. Sie haben das Verdienſt, daß ſie manche Thatſache, manche Combination aufbewahren, die gewöhnlichen Geſchichtsſchreibern entgingen, und welche ihrer Originalität gegenüber noch heute der Prüfung werth ſind.

Ein hiſtoriſches Intereſſe idealer Art knüpft ſich an des Abtes Briefwechſel mit ſeiner Mutter, ſeinem Halbbruder Jacob, dem Papſt Julius II., Kurfürſt Hermann von Köln, Joachim von Brandenburg, Friedrich von Sachſen, Jakob Wimpheling, Konrad Celtes und Karl Bouelles. Nach der Hagenauer Sammlung, welche 1536 in 4° erſchienen, beziffert ſich die Zahl derſelben

auf 140. In seiner Schrift vom Jahre 1509: „Chronicon monasterii S. Jacobi majoris in surburbio“, beschrieb Trithemius die Schicksale seines Schottenklosters; in einer anderen „vita S. Irminae virginis“, hat er das Andenken seines trier'schen Vaterlandes gefeiert. Jener Schrift verdankt die Geschichte des Moselthales manche historische Mittheilung, welche den Schleier mystischen Dunkels, den die Vorgeschichte darüber breitete, lüftete. Vieles noch hat er geschrieben, was im Laufe der Jahrhunderte verloren ging; zwanzig verschiedene Abhandlungen sind gesammelt in seinen „Operibus spiritualibus“, die der Jesuit Busäus im Jahre 1604 zu Mainz herausgab. Seine „Polygraphiae lib. VI.“ wurde zum ersten Male in Oppenheim 1518 in fol. gedruckt und haben wesentlich die Kunst in Chiffre zu schreiben, befördert. Manches Werk mag der gelehrte Mann wohl noch in Prospekt und Arbeit gehabt haben, als am 13. Dez. 1516 am Lucientag sein Stündchen schlug. Eine Steinplatte, worauf ein Abt mit Inful und Stab abgebildet, bezeichnete längere Zeit allein die Grabstätte des großen Gelehrten, bis sein vierter Nachfolger in der üblichen Würde, der Weihbischof Georg Flach, eine Inschrift hinzufügte.

Eine vollständige Biographie des berühmten Moselaners hat sein Freund, der gelehrte Johannes Butzbach von Miltenberg, in seinem „Macrostoma seu de laudibus Trithemi ansis lib. XVI.“ der Nachwelt überliefert. Mit Butzbachs anderen Schriften war diese wichtige Handschrift aus Kloster Laach nach Paris gewandert, von wo sie durch die Ereignisse von 1815 wieder nach Deutschland zurückgebracht und der Universität

Bonn geſchenkt wurde. In Trittenheim zeigt man noch heute das Hüttchen, in welchem der Tradition nach, der gelehrte Abt das Licht der Welt erblickte.

Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Schiller.

Die vormalige kurtrieriſche Amtsſtadt Zell a. d. Moſel.

„Heil Dir, hehrer Erzeuger von Früchten und Männern, Moſella!
Dich ſchmückt Ruhm der Geſchlechter, und Dich kriegskundige Jugend,
Dich der Beredſamkeit Zier, wetteifernd mit latiſcher Sprache.
Auch anſprechende Sitt' und des fröhlichen Sinnes Geſchenk hat,
Heiterer Stirne, Natur gern Deinen Erzeugten geſpendet."

Ausonius, „Mosella".

Ein anmuthiges Thal ſchneidet in die maleriſch ſchöne Bergkette ein, welche mit ihren bald ſcharf gezeichneten, bald mild in einander verſchwimmenden Umriſſen, oberhalb dem aus Rebenanlagen, Obſtbäumen und Buſchwerk freundlich grüßenden Corray, vom Ufer zurücktritt. Nur einzelne Felsſtücke erheben ſich in wilder

Pracht. Sonst ist Alles rings fleißig bebaut, überall spricht sich rastlose Sorgfalt, verständige Umsicht denkender Menschen aus. Nach vorne zu ragt, Dachspitze hinter Dachspitze, eine imposante Häusermasse auf, hoch überschaut von dem schlanken Kirchthurme, den sein heller Anstrich schon fernher zum gefälligen Augenpunkte macht. Rückwärts breitet sich dieselbe bis zum Thale aus, dessen Eingang, ein in dichten Epheu gehüllter Thurm, ein Jahrhunderten trotzender Veteran, mit altdeutschem Ernste zu beobachten scheint. Es ist die vormalige kurtrier'sche Amtsstadt Zell, früher „Cella in Hammone", genannt, welche uns hier entgegentritt; bekannt schon unter Cuno und Werner von Falkenstein durch den entschlossenen Muth und treuen Sinn ihrer Bürger. Fünfzig derselben bildeten Greifenklau's Vorwache gegen Sickingen's Heer. — „Er steht fest wie ein Zeller" („he staiht ferme, wie'n Celler us dem Hamm") war lange Sprichwort an der Mosel. Ein herrliches Gedicht, des um unser schönes Moselthal so verdienten Dichters N. Hocker, feiert in würdigster Weise das Andenken der muthigen Kämpfer; es soll hier, da ich es am Platze erachte, meinen geschätzten Lesern mitgetheilt sein:

Die muthigen Zeller.

Der Sickingen mit großer Macht
Zur Mosel kam gezogen,
Er hatt' des Trierer Bischofs Acht,
Dem nimmer er gewogen.
Und von dem Berge blickt sein Zelt,
Dort hört man stolz ihn sprechen:
Gebt Acht, wie ich dem Greifenklau
Die Burgen werde brechen.

Als das vernahm ein armer Mann,
Der Franzens Schaaren führte,
In Eile er gen Zell entrann.
Weil Schrecken er verſpürte;
Er rief die Bürger aus dem Haus,
Es ſcholl wie Sturmesläuten:
„Die Waffen her und zieht nach Trier
Für unſern Herrn zu ſtreiten!“

Da kamen ſie, den Bienen gleich,
Die in dem Lenzmond ſchwärmen,
Ob auch die Frauen trüb und bleich,
Sich um den Auszug härmen.
Um's Rathhaus ſtand die kühne Schaar,
Die Banner ſah man wallen.
„Wer bleibt zurück, der melde ſich?“
Hört man es ringsum ſchallen.

„Wer bleibt zurück? Wie fraget Ihr?“
Ging es von Mund zu Munde,
„Läßt man den Biſchof, läßt man Trier
Allein in ſchwerer Stunde?
Wir ſtehen feſt, wir ziehen all',
Laßt hoch die Hörner klingen,
Ein Zeller weiß ſchon aus der Schlacht,
Den Loorbeer heimzubringen.“

So zogen ſie zum heißen Kampf,
Sie waren kühn im Streite,
Beim Schwertgeklirr, beim Pulverdampf
Das Schlagen ſie erfreute.
Beim Ausfall trat der Haufe kühn
Des Feindes Macht entgegen,
Die Zeller wußten immerfort
Den Weg ihm zu verlegen.

Und als nun Franz geräumt den Plan
Ließ Richard jene kommen,
Die in dem Kampfe Mann für Mann
Sich wacker ſtets benommen.
Er ſprach: „Euch werd' ein Ehrentrunk

Vom beſten aus dem Keller."
Seit jener Zeit geht noch der Spruch:
„So feſt als wie ein Zeller!"

Die Trümmer ſtarker Ringmauern, die Reſte von Warten und anderen Schirmwerken, auf Felſen und Klippen, zeugen noch heute davon, daß der jedesmalige Landesherr bedeutendes Gewicht auf den hervorragenden Poſten legte, deſſen einheimiſchen Vertheidigern er ſicher vertrauen konnte.

Ob der Name Zell von „vini cella", Weinkeller, oder von „claustralis cella", Kloſterzelle, ob bachiſchen oder frommen Urſprunges, derſelbe zu entlehnen iſt, darüber haben ohne Ergebniß einheimiſche Gelehrten lange geſtritten.

Nach der Chronik erſcheint Zell um 1225 noch als ein Dorf, von Rittern und Landleuten bewohnt. Als Urkundenzeugen kommen mehrfach, von 1150—1180, die Ritter Rudolph und Friedrich und 1225, Ritter Vollmar von Zell, vor. Im Jahre 1229 erbaute die Abtei Himmerode in der Eifel ein Thor, das Unterthor genannt, wodurch ſich dieſelbe Ritter und Einwohner zu größtem Danke verband. — Es erhellt daraus, daß die Wohlhabenheit der damaligen Bevölkerung eine ſehr geringe geweſen ſein muß, ſonſt würde ſie einen derartigen Dienſt nicht angenommen und aus eigenen Mitteln den Anfang zu Zell's Befeſtigung mit der Erbauung eines Thores gemacht haben. —

Neben einem Stück Land, welches ſie der Abtei ſchenkten, erlaubten ſie derſelben die Vorleſe zur Herbſtzeit. — Unter den Bewohnern Zell's waren 1295, wie in den benachbarten Dörfern, Leibeigene der Grafſchaft

Sponheim. Die Hungersnoth und die Seuche, welche 1314 das Moselthal verheerten, trafen besonders hart den Umkreis von Zell, besonders den Hamm, unter welchem man den ganzen Gebirgsbogen verstand, welcher vom Bullayer Bache bis hinter Pünderich die Marienburger Krümmung umzog.

In diesem Gebietstheile waren die Rechte des Erzbischofs von Trier als Landesherr fest bestimmt durch ein beschworenes Weißthum, (Instruktionsbuch), dessen älteste noch vorhandene Ausfertigung die Jahreszahl 1325 trägt. — Jeder im Hamme wohnende Edeler war zur Heeresfolge verpflichtet, ebenso mußten die gemeinen Dienstleute St. Peters, d. h. die kurtrierischen Dienstleute, sich mit Waffen und wenn sie konnten, auch zu Pferde jederzeit bereit halten.

Für die richtige Ablieferung der kurfürstlichen Weingefälle waren die drei Ortsvorsteher, „dye dri Centener", von Pünderich, Zell und Merl verantwortlich. Vierzehn Schöffen saßen an Gerichtstagen dem Vogte zur Seite. Außer demselben wahrte ein Schultheiß die herrschaftlichen Rechte. Der Schöffen Häuser galten als Freistätten dahin Geflohener: „jedes Scheffene Huz is fri, de he waynneheftig inne is, wer umme Gnadin Wille drin flugit, der sal versichert sin also lange, as her da verblivet." — Die obersten Richter aber waren der Herr von Trier und sein gewaltiger Amtmann, „sin geweldig Amptmann." — An den Amtmann des Zeller Gerichts waren noch zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Vögte und Schöffen der kurtrier'schen Ortschaften ringsum in allen Fällen verwiesen. Ersterer hatte im Herbst drei Tage Vorlese,

aber jeder anderer Eigenthümer durfte während dieser Zeit bewaffnet seine Trauben hüten. Die Vogtei Zell, schlichtweg die Vogtei im Hamm genannt, besaßen die mächtigen Zante als Wunnenbergisches Unterlehen.

Zu den Rechten derselben gehörte 1495 die hohe Jagd, soweit das Gericht ging; die Herren von Braunshorn waren jedoch mitberechtigt an derselben und sie wurde gemeinschaftlich ausgeübt. Dann war die ausschließliche Fischerei an verschiedenen Stellen, namentlich „im Haich zu Merle by dem Cloister oben ain der alden Bach," mit den Gerechtsamen der Vogtei verbunden, und, wie gern auch das Convent dieselbe gehabt hätte, so gelang es doch nicht, sie zu erlangen.

Der Vogt bezog von jedem Boden eines Weinfasses, ob groß oder klein, welches aus dem Hamm geführt wurde, zur Herbstzeit zwei alte Heller, zu Zell erhebbar, in den übrigen Monaten erhielt er nur einen; von einem jeden ein- und ausladenden Schiffe und Karren bekam er auch einen Heller, desgleichen von jedem befrachteten Wagen.

Zur Personalchronik Zell's sei Folgendes angeführt: „Ritter Reiner von Zell, Cononichs zu St. Florin in Coblenz und erzbischöflicher Zollempfänger zu Engers, dotirte 1461 die Magdalenen-Kapelle zu Senhals. Kurtrier'sche Lehngefälle, welche die Herren auf Ulmen, Beilstein und Waldeck bezogen, z. B. Antheil am Zeller Fruchtzehnten, wird 1550, 1590 und 1660 urkundlich gedacht. In Zell war der gelehrte Weihbischof Nikolaus Schienen, welcher unter Kurfürst Johann Graf von Isenburg in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, geboren. Er bemühte sich thätigst um die ernstliche Verbesserung

der trier'schen Kirche und die Herstellung der Disciplin. Berühmt als ausgezeichneter Redner, verstand er es, auf allen Synoden und Conferenzen durch den hinreißenden Fluß seiner Rede einen entscheidenden Einfluß auf seine Amtscollegen auszuüben. Neben dem kurfürstlichen Amtmann existirte noch ein Oberamtmann, dem auch gleichzeitig die Herrschaft Baldeneck untergeben war, daher der Titel: „Oberamtmann zu Zell und Baldeneck." Einer der letzten Oberamtmänner war der Graf von Boos-Waldeck zu Monfort, Burggraf zu Sayn. In Zell wohnten auch mehrere Zante, z. B. Friedrich, Grabenmeister der Belagerung Boppards unter Kurfürst Johann dem Bodener, 1497: ferner 1590 Johann Zant, Erbvogt im Hamm, später Landhofmeister des Erzbischofs Lothar; dann Johann Heinrich mit dem Zunamen: „von Merl und Divelich", adeliger Bürgermeister zu Coblenz, 1678.

Das Landcapitel, zum Cardener Archidiakonate gehörig, führte von Zell aus, unter Leitung eines Dechants, die Aufsicht über mehr den sechszig Pfarreien, von Kern bis Traben stromaufwärts und landeinwärts. Gleich dem Administrator des Hospitals zu Cues und dem Dechant zu Carden, war der Dechant des Zeller Landcapitels, „geistlicher Landstand" des oberen Erzstiftes. — Zur Zeit der niederländischen Unruhen, später der Schweden und Franzoseneinfälle, wurde Zell oftmals hart mitgenommen; doch trotz der empfindsamen Schläge, die es traf, hat es sich rasch wieder erholt und auf die Trümmer einstiger Größe und Bedeutung, unter Zugrundelegung eines bescheidenen Bürgerthums, eine wohlhabende Moselstadt gegründet.

Wie überall an den Ufern unſeres ſchönen Flußthales, ſo begründet ſich auch der Hauptwohlſtand Zell's auf den Weinbau. Dieſer bedeutende Culturzweig des Rheinlandes, welcher beſonders an der Moſel entſcheidend auf den Wohlſtand ihrer Bewohner einwirkt, war es, der vereint mit der Zunahme des Verkehrs zu Waſſer und zu Lande das ſeinerzeit unbedeutende Dorf Zell zu einer immer mehr blühenderen Stadt emporhob. — Beſonders bedeutend war Zell im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert als Landungsplatz der Fahrzeuge, welche die Moſel, mit hanſeatiſchen Waaren beladen, auf- und abwärts beſchifften. Mit den Ortſchaften des nahen Hunsrückens unterhielt Zell Jahrhunderte hindurch den lebhafteſten Verkehr; jedoch der Wechſel politiſcher und religiöſer Verhältniſſe brachte es, daß der größere Theil des Hunsrückens ſich mit den pfalz-ſponheimiſchen Ortſchaften in Verbindung ſetzte, was natürlich dem Flore Zell's bedeutend ſchadete. Größerer Verluſt brachte ihm jedoch die abnehmende Moſelſchifffahrt, welche ſeit 1790 größtentheils durch Landtransport zwiſchen dem Rheine und Frankreich erſetzt wurde. — Doch, ſeitdem Preußens mildes Zepter unſer ſchönes Rheinland beherrſcht, ſeitdem geordnete Verhältniſſe und Zuſtände an die Stelle roher Willkür und abſoluter Herrſchaft getreten, hat ſich Zell wieder gehoben, beſonders ſeitdem, daß ſtatt der Coblenzer Eiljacht, die Erfindung Foultons, das Dampfboot, die jungfräulichen Wogen der Moſel durchzieht. Bedeutende Waarenſendungen gehen flußauf- und abwärts per Dampf- und per Segelſchiff, und der alte Ruf der Zeller Schiffer, die gleich den Schiffern Senheims hiſtoriſch bekannt ſind, findet Ge-

legenheit, ſich auf's Neue in Erfahrung und Gewandtheit zu bewähren.

Durch gänzliche Ummauerung und ſtarke Befeſtigung dem Eigenthume Sicherheit gewährend, wurde Zell Aufenthalt angeſehener Familien und Niederlage werthvoller Handelsgegenſtände; als ſolche konnte man es als die einzige außer Cochheim, von Coblenz herauf, bezeichnen. Gleichzeitig wurde Zell bedeutender Speditionsplatz, da von dort die Waarenſendungen per Achſe nach dem Hunsrücken, der Obermoſel und einem Theile der Eifel ſpedirt wurden. Allein ſeine feſten Mauern fielen und mit ihnen ſank auch Zell's Blüthe als Handelsplatz, ſeine hervorragende Bedeutung in mercantiliſcher Beziehung, gegenüber den anderen Städten des Moſelthales.

Die mächtigen Geſchlechter, einſt die Zierde und der Stolz Zell's, ſie ſanken hinab, wo alles Irdiſche, alles Nichtige hinſinkt; und da, wo einſt der goldene Ritterſporen klirrte, wo das Edelfräulein in gnädiger Herablaſſung dem Ritter die Hand zum Kuſſe darbot, waltet jetzt des Bürgers Fleiß, des Handwerkers beſcheidenes Wirken, das züchtige Streben der echten deutſchen Hausfrau, die als Tochter ihrer heimiſchen Berge nach Kräften bemüht iſt, dem Manne ihres Herzens bei ſeinem oft mühſamen Tagewerke eine thätige Stütze, eine liebende Helferin zu ſein!

Das heutige Zell gewährt der Waſſerſeite entlang einen überaus freundlichen Anblick; hübſche Gärten, ſchlanke Pappelgruppen erheben das Gefällige. Verſchiedene anſehnliche Gebäude mit modernen Vorderſeiten ziehen ſich weit aufwärts. Die Reihe wird von hohen

Digitized by Google

alterthümlichen Giebeln geſchloſſen, welche, Häuſern, früherer Epoche angehörend, der Fluth zu entſteigen ſcheinen. Auch im Innern, wie es überhaupt bei ſolchen, vormals ummauerten, auf engem Raume zuſammengedrängten Städten der Fall iſt, lebt Antikes mit Neuem, Gegenwart mit Vergangenheit, in nachbarlicher Eintracht. Jeder Schritt erinnert an Das, was zur Väterzeit dageweſen, was einſt, wo ſie, die thenern Ahnen lebten, für uns wirkten und ſchafften, deren Stolz und Zierde war. — Doch, nur todtes Geſtein iſt übrig geblieben; die, welche es fügten und die geordneten Formen brachten, ſind verſchwunden. Andere Menſchen, andere Sitten und Gewohnheiten, haben ihre Rechte geltend gemacht. — Als hiſtoriſch-merkwürdiges Gebäude iſt das an der Hauptſtraße Zell's gelegene, ehemalige kurtrier'ſche Amtshaus, im Volksmunde das „Schloß" genannt, zu bezeichnen. Es iſt noch wohl erhalten und von Privaten bewohnt. Da Terrainſchwierigkeiten Zell's Ausdehnung im Innern ſehr erſchweren, ſo hat in den letzten Jahrzehnten ſeine Uferſeite bedeutend gewonnen. Bau an Bau iſt dort entſtanden und reiht ſich noch heute der herrlichen Straße an, die im Weſten und Oſten der Stadt dem Strome entlang ſich hinzieht.

Das nahe, freundlich gelegene „Corray" kann mit Recht die Vorſtadt Zell's genannt werden, denn nur eine Wegeſtrecke von wenigen Minuten liegt noch zwiſchen Beiden. Wenn noch ein Jahrzehnt auf dem ewig kreiſenden Rade der Zeit hinab in's Meer der Ewigkeit gerollt ſein wird, dann ruht die züchtige Maid an dem Buſen der Mutter, die ſie Jahrhunderte hindurch mit ihrem ſtarken Arm geſchützt und in hartbedrängter Zeit

Digitized by Google

mit ihren ſchirmenden Fittigen deckte. — Das uralte Dorf wird ſchon 1140 genannt. Seine wenigen Bewohner waren damals theils an Spanheim und theils an Veldenz gehörige Leute, was um ſo merkwürdiger zu nennen iſt, als das ganze Gebiet ringsumher kurtrieriſch war.

Die Kirche Corray's war mit jenen von Merl, Zell und Kaimbt Filiale der Hauptpfarrei auf dem Petersberg, und gehörte gleich denſelben der Abtei Springiersbach, welcher ſie Erzbiſchof Albero ſchenkte. — Gegenüber Zell liegt die überraſchend liebliche Ortſchaft Kaimbt, entſprungen aus dem Jahrhunderte dort geſtandenen Pfalzhof „Curtis Keymeta“, den Kaiſer Friedrich der Rothbart im Jahre 1161 dem Erzbiſchof Hillin von Trier zuſprach. Jene uralte Kirche, welche Hillin's Vorgänger, der Erzbiſchof Albero der Abtei Springiersbach ſchenkte, auch der zweite Bau, den Erzbiſchof Boemund von Warnersberg aus ſchöngehauenen Bruchſteinen aufführen ließ, iſt nicht mehr vorhanden; etwas rückwärts erhebt ſich die heutige Kirche als ein beſcheidener ländlicher Bau. — Jedoch auch hier erinnert, wenn auch leiſe, manche antike Giebelverzierung, manches gothige Fenſtergeſims, hie und da auch ein Ritterthürmchen, an den Geiſt und Geſchmack zu Grabe getragener Zeit. Gegenſtände der Römerzeit wurden hier mehrmals ausgegraben. Die Chronik ſchreibt darüber Folgendes:

„Als Kurfürſt Franz Ludwig, zugleich Hoch- und Deutſchordensmeiſter, auf einer Waſſerfahrt nach Trier, hier landete, hatte man oben, unfern des Moſelrandes, auf Gemeinde-Eigenthum, eine kleine Alabaſterurne mit ſehenswerthen Sculpturen gefunden. Sie enthielt außer

mehreren Münzen in Erz und Silber eine kunstvoll geprägte Goldmedaille mit den Brustbildern des Kaisers Trajan und der Kaiserin Plotina, um welche die Worte standen: „Patri et Matri Augg. suscepta“. Der Ortsvorstand überreichte den Fund als Geschenk dem Fürsten, der ein schätzbares Ciborium dagegen schickte.“

Die Stadt Zell, voll thätiger Regsamkeit, ist gegenwärtig Sitz einer Landrathur, einer Bürgermeisterei, eines Friedensgerichtes 2c. Gesellige Vereine fördern und heben das sociale Leben, und jeder anständige Fremde ist gerne darin gesehen, wo ihm mit ungeschminkter Höflichkeit begegnet wird. — Ein bekannter Chronist unseres Moselthales schreibt über das Wesen und das gesellige Auftreten des Zellers folgende Charakteristik:

„Den Fremden empfängt in Zell keine steife Höflichkeit, welche niemals im Wesen des Moselaners liegt, kein übelangebrachtes Vornehmthun, welches bei Fremden, die mit so vielerlei Menschen in Berührung kommen, einen üblen Eindruck hervorbringt, wohl aber begegnet man demselben mit höflichem Anstand, den man jedoch auch von ihm verlangt. Die gefälligen Gasthofsbesitzer sind stets bereit, Einkehrenden Nachrichten, Erläuterungen und Notizen zu geben, ja, sie auch bei Forschungen thätigst zu unterstützen.“

Ferner schreibt derselbe über die Frauenwelt Zell's:

„Unter den Frauen und Jungfrauen Zell's erblickt man interessante Gestalten. Ja, wenn das ästhetische Urtheil des verliebten Offizierkorps jener tapferen kurtrier'schen Soldateska, wie Erzbischof Carl Caspar seine Kriegsmannschaft in Amtsberichten nannte, noch jetzt

rechtskräftig fortbeſtände, ſo müßte des Trojaner-Prinzen Paris berühmter Schönheitsapfel, in drei Stücke geſchnitten, in Zell, Cochheim und Mayen vertheilt werden. Denn die meiſten der kampfgeübten Herren, aufwärts bis zum Anführer, waren mit Töchtern Zeller Familien verheirathet, welche bei unruhvoller Zeit entſchloſſener Schützer bedürfend, ſich ſolche muthige Schwiegerſöhne aus den Beſatzungen erkoren hatten."

Als Landungsplatz der Moſeldampfſchiffe wird Zell auch, vermöge ſeiner romantiſchen Lage, vielfach von Touriſten beſucht, die von dort aus gewöhnlich per Nachen dem nahen Alf zuſteuern, um Bad Bertrich und deſſen vulkaniſche Umgebung zu beſuchen.

Auch der ewig grüne Kranz der Sage und Legende ſchlingt ſich, gleich dem Epheu, um Zell's alte Mauern. Jedoch meiſt romantiſchen und elegiſchen Inhalts ſind die auf uns gekommenen Ueberlieferungen, in welchen Ritter und Einſiedler die Hauptrolle ſpielen, Mönche und Nonnen ſelten vorkommen; noch ſeltener treiben Geiſter ihre tollen Spukgeſchichten in denſelben. — Manche, aus fernſter Vergangenheit herübertönend, ſtreifen an die heidniſche Germanen- und Römerwelt. Der Chriſtenverfolger Diokletian, ihr Beſchützer Conſtantin, der Frankenherzog Carl Martel, laſſen ſich ebenſowenig in den Hauptperſonen verkennen, als Jupiter, Wodan und Freya in den heidniſchen Gottheiten, hinter welchen Belzebubs ſpitze Hörner hervorſchauen. Unbegreiflich iſt es, wie gerade in dieſer Gegend dieſe Sagen entſtehen konnten, und doch ſind manche davon ſo eigenthümlicher Art, daß man nirgends anderswo Originale oder Nachbildungen entdeckt.

Oberhalb Zell fallen die Felswände steiler und senkrechter ab. Sie schließen das eigentliche Ritterthal der Mosel, dessen Eingang hier die Zante von Merl, so wie den Ausgang bei Coblenz, der Deutschordens-Comthur, der muthige Heinrich Walpot von Bassenheim, als würdige Ehrenwarte beschirmen.

Den vielen reizenden Punkten, welche unser romantisches Moselthal aufzuweisen hat, die erhebender und ansprechender auf den Touristen einwirken, als die großartigen Naturbilder, die der Vater Rhein entfaltet, weil sie im engen Rahmen dasselbe, überaus liebliche Bild zeichnen, was dieser auf der Staffelei seiner weiten Thäler dem Auge bietet, kann sich Zell in jeder Beziehung würdig anschließen. — Vergangenheit und Gegenwart bieten reichen Genuß; für den Alterthumsfreund, wie für den Freund idyllischer Naturschönheiten, ist reichlicher Stoff vorhanden, um in beschaulicher Muße den Lieblingsneigungen ersprießlich huldigen zu können.

Und wenn ich dir, du altes, ehrwürdiges Cella in Hammone, dir weitgekannten und rühmlichst genannten ehemaligen kurtrier'schen Amtsstadt, heute, ohne ein Zeller zu sein, huldigend begegne, deinen Bewohnern, wenn auch in engem Rahmen, ein Bild deiner Vergangenheit zeichne, so geschieht es nicht aus Sonderinteresse, sondern vielmehr dadurch veranlaßt, daß ich als ein Kind der Mosel mich bestrebt halte, deren historische Bedeutung, ihre beinahe in Vergessenheit gerathene Geschichte, durch Vorführung historisch berühmter Plätze derselben wieder wach zu rufen.

Wenn der Vater Rhein, schon seit Jahrhunderten besungen und beschrieben, noch heute unausgesetzt Gegen-

ſtand ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit und der Muſe manches vaterländiſchen Dichters iſt, warum ſoll denn ſeine liebliche Braut, die Moſel, die in Allem ihm ebenbürtig genannt werden kann, nicht gleich ihm gefeiert, in Bild und Schrift bekannt und dem Fremden zugänglich gemacht werden?!

Ja, dieſen Tribut, Moſella! will ich dir als echter Moſelaner in den Schooß legen!

Mag vom ſtolzen Rhein geſungen ſein,
Von ſeinem Wundergarten;
Von den Rebenhöh'n, von den Thälern ſchön,
Mit Städten, Klöſtern und Warten.
Auf des Rheines Braut, auf die Moſel ſchaut,
Auch ſie iſt die Quelle der Wonnen.
Hier pocht das Herz, befreit von Schmerz,
Des Lebens Stürmen entronnen.

O, ihr Wein ſo ſüß und ein Paradies
Rings vor die Blicke gebreitet.
Und ein Volk ſo gut, ſo ein treues Blut,
Daß ſich's Herz im Buſen weitet;
Daß man jubelnd hebt, hier neu belebt,
Zum Sternenraum die Pokale.
Es gilt ihr Klang und der beſte Sang
Dem herrlichen Moſelthale!

Die vormalige franzöſiſche Feſtung Montroyal

bei Traben a. d. Moſel.

Eine hiſtoriſche Skizze.

Der mächtige Franzoſenkönig Ludwig XIV., der den welthiſtoriſchen Ausſpruch: „l'état c'est moi“, that,

in welchem so recht das absolute Herrscherthum seiner Zeit sich abspiegelt, konnte einen solch' strategisch wichtigen Punkt, wie die Mosel, nicht übersehen, weil sie ihm als die kürzeste und bequemste Straße nach Deutschland erschien, wo er schon längst festen Fuß zu fassen sich eifrigst bemühte. Er beschloß daher mit seinen gewaltigen Ministern, der Mosel sich durch einen Festungsbau zu versichern. Natürlich wäre das ein Akt offener Feindseligkeit gewesen, wenn er auf fremdem Gebiete einen derartigen Bau unternommen hätte; es mußte daher auf einen geeigneten Platz in den Gebietstheilen Bedacht genommen werden, welche bis zum 1. August 1681 gewonnen waren. Die Wahl des Terrains lenkte sich auf den Trabener Berg, welcher hinsichtlich seiner natürlichen Festigkeit den Kriegsbaumeistern als am geeignetsten zur Anlage einer Festung erschien. — Obgleich von allen Heerstraßen entfernt liegend, beherrschte er jedoch die Mosel, und gerade seine isolirte Lage befähigte ihn, die gewaltigen Rüstungen des tückischen Franzosen zu verbergen und ungestört denselben seine kühnsten Streifzüge vorbereiten zu lassen.

Im Sommer des Jahres 1687 begann man mit den Arbeiten, die von dem berühmten Vaubau selbst entworfen und von dem Intendanten der Saarländer de la Goupillière und dem General Graf de Bußy geleitet wurden. Zur Bedeckung wurde eine Heeresabtheilung von 8000 Mann zusammengezogen, eine Vorsicht, welche um so weniger von Nöthen war, als die Reichsversammlung nicht einmal eine leise Klage laut werden zu lassen den Muth hatte, vielweniger denn zu einer offenen Protestation sich bestimmen lassen konnte. Wie

konnte es auch anders erwartet werden, da man in dem Stillstandsvertrag vom 15. August 1684, bezüglich der dem Könige von Frankreich provisorisch überlassenen Bezirke, nicht den mindesten Vorbehalt gemacht hatte.

Ein herrlicher dichter Tannenwald, bisher die Zierde des Berges, wurde gefällt und 5000 Arbeiter griffen mit rüstiger Hand an's Werk, um mit möglichster Schnelle dasselbe zu beenden. Die Ausdehnung, welche demselben zugedacht war, erhielt es doch nie, denn die im ersten Plane bestimmten sieben Bastionen kamen ebensowenig zur Ausführung, als der Riesengraben zu Stande kam, welcher die große Krümmung, die die Mosel von Croef nach Kevenig, gleich einer Halbinsel beschreibt, durchschneiden und dieselbe zur Insel gestalten sollte. — Der Anfang zu diesem Graben ist noch heute von Montroyal zu erschauen, wenn der Besucher des Berges von dessen Westseite in das ehemalige Croeferreich seine Blicke schweifen läßt. Den französischen Baumeistern erschien es jedoch zu bedenklich, einen Graben von mehr denn hundert Klafter Tiefe in den harten Felsen zu hauen, ein Riesenwerk, welches beinah dem erfindungsreichen neunzehnten Jahrhundert gespottet haben würde.

Man nahm also Abstand von demselben und wand alle Kraft dem Festungsbau zu, der in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet wurde, wenigstens soweit, als deren Anlage im Hauptplane projektirt war.

Ludwig der XIV. nannte die neuerbaute Festung, ihrer herrlichen Lage zufolge: „Montroyal", d. h. kgl. Berg, auch kurzweg Königsberg; sie war als eine sogenannte Realfestung mit Wällen, Abschnitten und einem starken Hornwerke wohl geschützt gegen feindliche Anfälle.

Die Landenge an dem kleinen Eck, einem der erhabendsten Punkte des Festungsrayons, wurde von einer doppelten Schanze vertheidigt. Von Traben bis nach Kevenig befanden sich drei Außenwerke, Fort „Roches, Chiens und Lanterne", welche besonders gegen die ihnen gegenüberliegenden festen Burgen Gräfinburg und Starkenburg als Vertheidigungswerke dienen sollten. — Das Städtchen, welches inmitten der Festung erbaut wurde und mit ihr denselben Namen trug, soll ziemlich regelmäßig angelegt gewesen sein; sein Hauptplatz zierte ein Springbrunnen, welchem gegenüber die Kirche stand. Die Combinationen, die der schlaue Franzosenkönig an die strategische Wichtigkeit der neuen Festung knüpfte, bewährten sich nur allzubald in der befriedigendsten Weise, besonders in dem um die kölnische Kur und die pfälzische Erbschaft entstandenen Kriege 1688. Damals wurde die Festung Montroyal dem ganzen westlichen Deutschland eine wahre Geißel durch Raub, Plünderung und willkürliche Einfälle, denen die brutalsten Gewaltthätigkeiten, Brand, Mord und Brandschatzungen, auf den Fersen folgten. Fast kein Ort, ja kein Hof, wie einsam und abgelegen er auch stehen mochte, war von Mainz bis Cöln von ihrer Besatzung verschont geblieben. Die glänzenden Erfolge, welche die wilden Horden, so konnte man mit allem Recht die Besatzungstruppen nennen, mit ihren Raubzügen erzielten, brachte die Commandanten derselben dahin, daß sie in ihrem frechen, ungezügelten Uebermuth nicht allein den Kurfürsten von Trier, sondern auch das Obererzstift Cöln und die meisten jülich-'schen Aemter zu Verträgen zwangen, in welchen dieselben zu Contributionen sich verpflichten mußten.

Nirgends bewies sich glänzender das alte Sprüch- und Wahrwort: „Gewalt geht über Recht“, als hier, wo die verworfendste Anmaßung und Gemeinheit, die rohste Willkür den Frieden und die Ruhe geordneter Verhältnisse total untergrub. — An allen Enden Deutschlands wiederhallte der Angst- und Nothruf gemißhandelter Provinzen. Allein, keiner der vielen, von Ludwig dem XIV. gemaßregelten deutschen Fürsten, als die mächtigen Sponheimer, die Grafen von Kurpfalz und Veldenz, von Baden, die Herzöge von Würtenberg u. A., welchen die Reunionen Macht und Ansehen, ja mitunter Krone und Land raubten, hatten den Muth, dem frechen Eindringling kühn die Stirn zu bieten, dem Treiben seiner Heere entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen. Der deutsche Kaiser entschuldigte sich damit, daß die fortwährend drohende Haltung der Türkei es ihm unmöglich mache, Anstrengungen gegen des Reiches Erbfeind im Westen machen zu können, und er gab sich zufrieden, als er am 15. August 1684 einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre mit Frankreich abschließen konnte, wobei Elsaß und Lothringen, der Schlüssel Süddeutschlands, in französischer Gewalt verblieb.

Brandenburgs humaner Kurfürst, jener echte deutsche Fürst, dessen einziges Mühen, Wirken und Streben nur dem Recht und der Gerechtigkeit galt, konnte es nicht über sich gewinnen, einem solchen willkürlichen Treiben, einer fremden, frech in die deutschen Marken eingedrungenen Macht ruhig zu zusehen; mit entschlossenem Muthe griff er in die Situation ein und bereitete furchtlos, durch offene Rüstungen bekundet, seinen Angriff auf das Raubnest vor. Demzufolge

wurde im Frühjahr 1690 eine bedeutende Truppenmasse im Jülich'schen zusammengezogen, um für's Erste auf einige Zeit die Besatzung Montroyals im Schach zu halten. Allein, obgleich deren Rayon bedeutend dadurch eingeengt wurde, so hatte jedoch ihre nächste Umgebung um so empfindlicher durch dieselbe zu leiden, was natürlich dem Uebel nach Außen hin abhalf, jedoch nach Innen demselben desto größere Kraft verlieh.

Um den Alliirten den Uebergang streitig zu machen, wurde ein neues Werk, das Fort Turenne, angelegt, welches außer den Communicationslinien zwischen Kevenig und Rißbach aus zwei Hornwerken bestand, die mit einem einfachen Graben und doppelten Palisaden versehen waren.

Täglich bezogen hier drei Compagnien die Wache; jedoch nach der Armirung des Forts ist zu schließen, daß dasselbe, indem es nur mit sechs Feldgeschützen versehen war, mehr eine Feldfortification gewesen ist, wofür auch das spurlose Verschwinden des Werkes spricht. — Wäre Fort Turenne ein fester Vertheidigungspunkt der Festung gewesen, dann würde es besser armirt und stärker angelegt gewesen sein; dann würden jedenfalls, gleich den anderen Werken, von seiner einstmaligen Existenz noch Trümmerreste der Nachwelt Kunde geben. — War die rohe Willkür der Besatzung schon ohnehin auf eine Höhe gestiegen, welche beinah aller Menschlichkeit spottete, so artete dieselbe beim Herannahen der alliirten Heere zu einer rein unmenschlichen aus; denn um den Operationen der Alliirten erschwerend zu begegnen, erging der Befehl, daß alle Saatfelder von Wittlich bis Zell umgepflügt werden sollten. — Als nun die Dörfer um

Traben, ca. sieben an der Zahl, in Anbetracht dessen, daß sie in der nächsten Nähe der Festung lagen und französisches Eigenthum sein sollten, auf Schonung zu rechnen glaubten und dieserhalb ihre Getreidefelder nicht umzackerten, da erging augenblicklich der Befehl, daß dieselben abgebraunt werden — und gleichzeitig in allen sieben Ortschaften Feuer angelegt werden sollte.

Wie ein alter Chronist berichtet, sollen damals in jeder der fraglichen Ortschaften einige Häuser eingeäschert worden sein. Auf französischer Seite nannte man dies ein gerechtes Strafverfahren gegen ungehorsame Unterthanen und freche Auflehnung wider höhern Orts erlassene Verordnungen. — Jedoch nicht zufrieden damit, daß man den armen Bewohner des Reunionsgebietes mit den drückendsten Contributionen heimsuchte und die schrecklichsten Manipulationen ersann, denselben bis auf's Blut auszusaugen, ging man schließlich noch so weit, daß man förmliche Menschencontributionen anordnete, fast in derselben Weise, wie die damals mächtigen und gefürchteten Türken es thaten. Während in Enkirch 500 Bauern Tag für Tag Faschinen, (Wälle und Schanzen) anfertigen mußten, sollte nebenbei die Mosel, der Hunsrücken und die Eifel noch eine Anzahl junger Leute im Alter von 17 oder 18 Jahren für den Festungsdienst von Montroyal liefern. Behufs dessen waren alle Aemter taxirt, Bernkastel zu 200, Zell zu 150 Mann; einige waren sogar mit Truppen belegt, daß Niemand flüchtig werden konnte. — Soweit trieb die Willkür ihr Spiel; ja, die Besatzung Montroyals sandte schließlich, da das Abmähen der Getreidefelder nicht in der gehörigen Ausdehnung betrieben wurde, Truppenabtheilungen aus, welche

Digitized by Google

den Befehl hatten, soweit sie nur vordringen könnten alle Saatfelder abzumähen.

Bis über den Pommerer Berg drangen diese wilden Horden in das untere Moselgebiet ein, wo die herrlichsten Fruchtfelder, in üppigster Fülle prangend, deren teuflischer Vernichtungslust zum Opfer fielen. Um diesem losen Treiben endlich ein Ziel zu setzen, beschlossen die Alliirten aus den Besatzungen in Coblenz, Linz und Andernach ein fliegendes Corps zu bilden, welches rings im Lande umherziehend die Aufgabe hatte, den gemeinen Feldfrevlern in geeigneter Weise zu begegnen.

Die Schlacht bei Fleurus, welche die im Jülich'schen aufgestellten alliirten Truppen, die zur Bestürmung Montroyals bestimmt waren, zur Vertheidigung der Niederlande in Anspruch nahm, veranlaßte, daß von einem energischen Zuge zur Belagerung des berüchtigten Raubnestes Abstand genommen wurde; auch bezweckte qu. Schlacht das Gute, daß in Folge dessen, weil die Alliirten ihre Aktivität dem Niederlande zuwandten und daher Montroyal nicht mehr lästig wurden, die Ernten zum größten Theile, besonders an der unteren Mosel, vor dem gänzlichen Verderben bewahrt blieben.

Jedoch in anderer Beziehung blieb Montroyal den ganzen Krieg hindurch eine wahre Pandorabüchse, wie ein Chronist des Moselthales sich ausdrückt, die ohne Aufhören Schrecken und Verderben um sich her verbreitete. Manchmal ereignete es sich jedoch, daß das Glück den Streif- und Raubzügen der Besatzung nicht immer hold war, daß die unternehmenden Abtheilungen mitunter mit starkblutenden Köpfen nach Hause geschickt

wurden, wie z. B. die Chronik von einem Zuge in's Mayfeld berichtet:

„Zu Anfang des Maji 1691 hatte sich eine fran„zösche Partei, hundert Mann stark, aus Montroyal „begeber, ein im Mayfeld gelegenes Schloß (vermuth„lich Pyrmont) überfallen und nach dessen Plünderung „den Beamten mit sich hinweg geführt und nachgehends „den Marsch über Polch genommen; weil sie aber unter„wegs etwas in einem Gebüsche ausrasten wollen, so „hat sie eine hessische Partei von 75 Mann ausgekund„schaftet und würde sie sonder allen Zweifel in ihrer „Sicherheit überfallen haben, wenn sie nicht durch einen „Schuß von der aufgestellten Schildwache wären aufge„muntert worden. Dessen ungeachtet sind die Hessen „auf sie losgedrungen, wobei es zwar, weilen selbige „gestanden, scharff hergegangen, allein, als jene die „Trommel gerührt, so haben die Franzosen die Flucht „genommen, in Meinung, daß noch mehr Volk zu Hülfe „käme, und sich dergestalt zerstreut, daß einige hiervon „nach Polch, andere nach Münster, die meisten aber nach „Mayen und zwar mehrentheils verwundet, gekommen, „auf dem Platz aber ihrer zehn todt geblieben, von den „Hessischen ist hergegen nur ein Fähndrich verwundet „worden." —

Die Wichtigkeit der Festung Montroyal bestand aber nicht allein in den Angriffen, Einfällen und Verheerungen ihrer Besatzung, sondern auch als Stützpunkt für auswärtige Operationen leistete dieselbe den Franzosen gute Dienste. Besonders war dies der Fall bei der Belagerung von Rheinfels im Jahre 1692. „Als der französische General Talard", so berichtet die Ge-

ſchichte „die Hoffnung aufgeben mußte, die von den Heſſen auf's tapferſte vertheidigte Veſte zu bezwingen, ließ er vom 31. Dezember an das ſchwere Geſchütz abführen und nach Montroyal in Sicherheit bringen; nur zwei Stücke und ein Mörſer blieben in Thätigkeit, um den Abzug zu verbergen. In der Nacht vom 1. auf den 2. Januar 1693 verließ er, nachdem er, zuvor noch das Lager in Brand ſtecken ließ, gänzlich die Feſtung und zog mit dem Reſt ſeiner Truppen, deren Verluſt ſich auf mehr denn 2000 Mann bezifferte, in Eilmärſchen nach der Feſtung Montroyal, von wo er, falls die Heſſen ihn verfolgten, was jedoch aus Mangel an Cavallerie nicht geſchah, mit erneuten Kräften den Kampf wieder aufnehmen wollte."

Die letzten Jahre des ſo vieles und edeles Blut geforderten niederländiſchen Krieges vergingen ohne beſondere wichtige Ereigniſſe des Mittelrheines. Die Beſatzung von Montroyal, durch denſelben ungeſtört in ihrem Treiben, erhob ſoweit ſie nur reichen konnte, regelmäßig ihre Contributionen, welche ſchließlich bei der Bevölkerung der Moſel zu einer ſchuldigen Steuer wurde, da ja von keiner Seite Anſtrengungen dagegen gemacht wurden. —

Jedoch auf beiden Seiten zeigte ſich endlich Ermüdung und Ludwig der XIV., mit dem Gedanken ſich beſchäftigend, ſeinem Enkel den ſpaniſchen Thron zuzuwenden, bot die Hand zum Frieden.

Wenn je nach langen blutigen Kämpfen das hehre Wort „Frieden" die aufgeregten Gemüther tief beglückte; wenn je ſeine heiligen Funken beſeligend zündeten und zu lautem Jubel begeiſterten, ſo war es jetzt, wo nach

Jahren zerfleischender Kriege und innerer Zerwürfnisse die Morgenröthe besserer Zeiten, ruhigerer Tage, durch das Thor des Friedens ihren Einzug hielt, um den Schwerheimgesuchten an den schönen Ufern der Mosel den Sonnenschein einer besseren Zukunft zu verkünden!

Am 30. Oktober 1697 wurde zu Ryswik der Frieden unterzeichnet, in welchem besonders durch den Kurfürsten von Brandenburg die Schleifung der Festung Montroyal bedingt wurde. In dem Artikel 25 des Friedensschlusses heißt es wörtlich also: „Ueberdem sollen „auch von dem Allerchristl. Könige die Werke, so nach „dem nimmewegischen Frieden dem Castell zu Trarbach „angefüget worden, wie auch das Fort Montroyal an „der Mosel geschleift, und von keinem nach diesem wieder „aufgebauet werden; doch, daß das Schloß und die „Stadt Trarbach im vorigen Stande verbleibe und mit „allen Zubehörungen den vorigen Besitzern vollkommlich „restituirt werde." Ein anderer Artikel verfügte die „Restituirung der sponheimischen und der gräflich-bel„denzischen Lande."

Mit dem Erwachen des Frühlings 1698 begann auch sogleich das Demolitionswerk auf Montroyal; Wälle und Gräben wurden geschleift, die Mauern, Thore und Thürme gesprengt und die Häuser abgebrochen; von den vielen Millionen, die das Werk gekostet, blieb nichts mehr übrig als eine mit Schutthaufen und Trümmer besäte Fläche.

Die obdachlose Besatzung zog am 22. Mai 1698 ab, still und ohne Aufsehen marschirte sie von dannen. Nur einigen Compagnien gelang es, sich noch einige Zeit in Traben und Trarbach füttern zu lassen; jedoch

der erfolgte Friedensschluß gab den Bewohnern ihre Selbstständigkeit wieder zurück und man erklärte den Herren Franzosen, daß ihre Stunde geschlagen habe, daß sie unverzüglich den Hauptbesatzungstruppen zu folgen hätten. — So zog denn auch bald der Rest der Besatzung ab und der Deutsche wurde wieder Herr auf deutschem Boden.

Im Laufe der französischen Revolutionskriege sollte der Trabener Berg nochmals zu militärischer Wichtigkeit gelangen, da man wiederholt den Bau einer Festung daselbst projektirte. Allein die von preußischen Ingenieuren im Jahre 1793 abgestochenen Werke kamen nicht zur Ausführung. Von dem abgetragenen Material der Festung wurde das am Fuße des Berges liegende Dörfchen Kevenig erbaut; das Terrain der ehemaligen Festung, seinerzeit Staatseigenthum, tauschte die Gemeinde Traben gegen Waldungen ein, wonach es heute Eigenthum derselben ist. Und da, wo einst des rohsten Kriegers Fuß stampfte, wo Bataillone an Bataillone gereiht, sich im Waffendienst übten, wirkt jetzt des Landmanns Fleiß; und üppige Saatenfelder, grünende Triften und grasreiche Weiden bedecken das herrliche Plateau, welches vormals ein Gürtel von Wällen und Bastionen umzog. — Trümmer nur bekunden noch die Stätte, wo sie, die kühne Franzosenfeste gestanden; doch, über dieselben weht Gottes frische und freie Aetherluft — und sorglos darf der Landmann, wenn er auf Minuten bei seinem Tagwerke sich Rast gönnt, seine Blicke nach dem zu seinen Füßen paradiesisch sich ausbreitenden lieblichen Thale schweifen lassen, denn deutsch ist sein Strom von Metz bis zu seiner Mündung. — Das

ſchwarze Blatt, was jener Zeit in Montroyal entſtanden, der deutſchen Geſchichte anheftete, es iſt getilgt, es iſt verſchwunden — und ſtatt deſſen iſt das Doppelblatt Elſaß-Lothringen derſelben angereiht worden.

Mauerreſte begrüßen heute nur noch den Freund hiſtoriſcher Forſchung auf Montroyal; aber deſto herrlicher, erhabener und anſprechender erſcheint der erhabene Punkt dem Freunde der Natur, denn neben der Marienburg bei Alf iſt derſelbe unſtreitig der ſchönſte Platz an den Ufern der Moſel.

Wer ſich der kleinen Mühe unterzieht, den Berg zu beſteigen, zu welchem von Traben aus ein bequemer Bergweg führt, der wird im reichſten Maße dafür entſchädigt, wenn er oben angelangt, das prachtvollſte Thalpanorama vor ſeinen erſtaunten Blicken ausgebreitet ſieht. — Der Fluß in ſeinen wunderlichen Krümmungen ſich zwiſchen den Gebirgen durchdrängend, die verfallenen Burgen und Klöſter auf den Höhen, die wohlgebauten freundlichen Dörfer in dem Thale, die üppigen Saatenfelder in den Tiefebenen, oft von einem Garten blühender Obſtbäume umrahmt, die ſteilen Felſen mit der Rebe Grün umrankt, alles das vereinigt ſich zu einem höchſt reizenden, mannichfaltigen Gemälde, welches je länger man es anſchaut, zu neuen Reizen entzückt. Das Plateau des Berges dehnt ſich von Süden nach Norden etwa eine ſtarke Stunde weit aus, es bildet die ſchönſte Fläche, die man ſehen kann, welche zum größten Theile urbar gemacht iſt. Die Ausdehnung von Weſten nach Oſten umfaßt kaum eine kleine halbe Stunde; jedoch

Digitized by Google

trotz diesem merkwürdigen Größenverhältnisse beherrscht Montroyal nach dieser Richtung die Mosel von dem ehemaligen Cröferreich bis Kevenig, ein Gebiet, welches mehrere Stunden dem Strome entlang sich ausdehnt.

Eine Ueberraschung, wie sie nur noch auf der Marienburg dem Verehrer des schönen Moselthales geboten wird, empfängt den Besucher Montroyals, wenn er an dem lieblichen Thalbilde im Westen sich sattsam geweidet, seine Schritte nach Osten lenkt; nach kurzem Gange über die Querfläche des Berges tritt derselbe wieder dicht an die Mosel heran uud tief unter ihm erblickt er gleichsam wie an den felsigen Abhang angeklebt das Dörfchen Kevenig; diesem gegenüber grüßt das alte Enkirch gar lieblich mit seinen terassenförmig sich erhebenden Rebenhügeln aus dem Thale hinauf, und flußauf und abwärts erschließt sich die schönste Landschaft dem überraschten Auge. — Die große Krümmung, welche die Mosel von Wolf bis nach Enkirch beschreibt, sie ist der Rahmen, der das starre Bild, welches Montroyal als Erinnerung an sehr trauerige Zeiten entfaltet, umschließt; allein, trotzdem der Rahmen hier bedeutender wie das Bild ist, so verbindet Beide doch ein inniger harmonischer Einklang, der durch das Eine die Bedeutung des Anderen hebt und somit in Klang und Farbe ein erhabenes Ganzes bildet.

Heiligenhäuschen, Kapellen und Schlösser, verlassene Münster,
Berge mit Eichen gekrönt, weidende Heerden im Thal,
Ewig wechselnder Reiz umzaubert die Fluthen Mosella's.

Die Jüdin.

(Eine Erzählung von der Mosel.)

I.

Es war an einem heitern, sonnenklaren Septembertage, als eine Anzahl junger Leute, Damen und Herren, aus Sch., einen Ausflug in den herrlichen, den Grafen von Kesselstatt zu Trier gehörigen Forst, unweit J. gelegen, unternahmen.

Gesang und Scherz, die munteren Begleiter der Jugend, würzten die frühe Morgenstunde und den etwas einförmigen Weg, der, obgleich er von Feldern und Wiesen umrahmt, höchst ermüdend auf den Gehenden einwirkt, da man, hinsichtlich der weiten Ebene, durch welche er sich hinzieht, auf Stunden weit denselben schon vor Augen hat. —

Unsere Gesellschaft wandelte jedoch leichten Fußes über den staubigen Weg hinweg und es genirte die Herren keineswegs, wenn auch oft dichte Staubwolken sie umhüllten, welche die Schleppen der Damen aufwirbelten. Entschädigte sie doch die beglückende Aussicht: bald in den schattigen Hallen, in den trauten Laubgängen des Waldes, Arm in Arm, mit der Erkornen wandeln und die Gefühle des Herzens austauschen zu dürfen. —

Besonders war es Fräulein B., ein Kind Israels, ein kleines, munteres Wesen, die in der anmuthigsten Weise auf das Bedeutungsvolle solcher Ausflüge hinwies und sie als Brücken über unüberwindbare Hindernisse,

für Diejenigen bezeichnete, denen nicht das süße Glück eines ungestörten Zusammenkommens, beschieden sei. —

Daß sie manche wunde Stelle getroffen hatte, bewies der Umstand, daß die Damen von allen Seiten auf sie eindrangen um sie zum Schweigen zu veranlassen; man drohte ihr mit dem Sonnenschirm, und als sie nicht aufhörte das begonnene Thema weiter zu verfolgen, klopfte man munter, doch in scherzhafter Weise, auf sie ein und schalt sie eine Schalkin, ein Fixirvogel. —

Doch, wie dicht auch der Hagel von Vorwürfen auf sie niederregnete, sie hielt dem Sturme muthig Stand, besonders, da unter den anwesenden Herren sich ein warmer Verfechter ihrer Sache fand, was zu neuen Neckereien Anlaß gab. —

Und, schelmisch hinter dem Rücken ihres Anwaltes hervorlugend, rief sie: „daß es also ist wie ich sage, beweist ihr ja zu klar, mit Eurer Opposition, die nur zu deutlich die Wahrheit des alten Sprichwortes erkennen läßt: daß nur der Hund bellt, welcher geschlagen wird." —

„Ich habe demzufolge nicht in's Blaue geschossen; doch, wenn ich etwa wunde Stellen empfindlich getroffen haben sollte, so bitte ich um Entschuldigung, denn nur der Lust, dem Vergnügen — und der Liebe, soll der heutige Tag gewidmet sein!" — „Bravo" erscholl es von allen Seiten, und, indem man das bekannte Marschlied: „Auf, auf ihr Brüder, laßt uns wallen 2c. angestimmt hatte, schritt die muntere Gesellschaft hastigen Schrittes, dem vor ihr liegenden Walde, dem Ziele ihrer Tour zu. —

Endlich, nach langem Wandern, wölbte sich des

Forstes grünes Blätterdach über ihrem Haupte und fächelte erfrischende Kühlung den erhitzten Wangen entgegen.

Kräftig und voll grüßte die Gesellschaft mit dem herrlichen Mendelsohn'schen Liede: „Wer hat Dich, Du schöner Wald, 2c., des Waldes trauten Räume.

Nur kurze Rast gönnte man sich, weil man nach dem Innern des Waldes, welcher parkähnlich angelegt ist, wollte, und dort den Tag zu verbringen gedachte.

Ein Rasenplatz, in des Forstes Mitte gelegen, nahm die Lustwandelden auf, die in einem aus Lohrinde sehr gut fabricirten Pavillon, zu welchem man sich den Schlüssel beschafft hatte, zum gemeinsamen Frühstück, welches in Körben ihnen nachgetragen wurde, sich niedersetzten.

Unter Scherzen und heitern Reden verfloß das ländliche Mahl; und als man sich mit Speis und Trank hinlänglich erquickt und ausgeruht hatte, zerstreute man sich paarweise im Walde, um in Wirklichkeit das in Scene zu setzen, was Fräulein B. als Motiv des Ausfluges bezeichnete. —

Mit einem bedeutungsvollen Blicke auf ihre Freundinnen, die alle an dem Arme eines zärtlich aufmerksamen Führers, in den kreuz- und quer sich öffnenden schattigen Laubgängen, verschwanden, ergriff sie den Arm ihres Vertheidigers, den er ihr galant offerirte und wallfahrtete ebenfalls des Waldes trautem Düster zu.

Die Mittagsstunde sollte die Gesellschaft im Pavillon wieder vereinen, da für den Nachmittag, wo von J. noch Besuch erwartet wurde, ein Tänzchen auf dem Rasen projektirt war.

II.

Pünktlich, als hätte eine Glocke sie zusammengerufen, vereinigte die Mittagsstunde die fröhliche Gesellschaft wieder in dem Pavillon.

Manches Wangenpaar glühte höher und manches Auge strahlte beglückender, seliger in die schöne Gotteswelt, als am frühen Morgen, wo noch bange Zweifel die Brust erfüllten. — Und wie oft eine einzige Stunde in der Geschichte eines Menschenlebens Großes, ja Bedeutungsvolles, zu verzeichnen hat, so sollten auch die wonnigen Stunden, der zwanglosen Waldpromenade, für manches, der in den schattigen Laubgängen des Waldes, Arm in Arm lustwandelnden Paares, von großer Bedeutung werden. —

Wie manches Geständniß, welches Wochen, ja Monate, auf den Lippen, wie zum Hinhauchen, schwebte, wurde heute ausgesprochen, von dem Rauschen der Wipfel begleitet, der Geliebten zu Füßen gelegt. —

Fräulein B., die Heldin unserer Erzählung, konnte es nicht unterlassen in neckischer Weise die Frage zu stellen: ob sich nicht mit der Waldpartie noch eine Festlichkeit, eine Verlobungsfeier, verbinden ließe, was doch den Reiz derselben bedeutend erhöhen würde? —

„Wie es mir scheint," fuhr sie weiter fort, „haben" sich meine heute früh gemachten Aeußerungen über die Tendenz mancher Ausflüge junger, hoffnungsvoller Leute wie wir sind, bewahrheitet, denn das vielseitige Erröthen, die verständnißvollen Blicke, die man gegenseitig wechselt, sprechen wir nur zu deutlich für die Wahrheit meiner Behauptungen." —

Digitized by Google

„Ich natürlich, bin diesmal, wo ich mir so viel versprochen hatte, ziemlich prosaisch bedacht worden, da Herr W., mein geschätzter Begleiter, einen langen und sehr gelehrten Vortrag über die Kräuter und Arzneipflanzen des Waldes mir hielt, welcher für einen Apothekerlehrling von großer Wichtigkeit sein mochte, der aber für ein achtzehnjähriges, liebeglühendes Mädchenherz, besonders heute, wo ich so manche meiner Gefährtinnen im Arm der Liebe ruhend wußte, keinen Reiz haben konnte." —

Wenn ich also, Herr W.," fuhr sie zu ihrem Begleiter, einem Pharmazeuten, sich wendend, neckisch in ihrer Rede weiter fort, „keine aufmerksame Zuhörerin war, so bitte ich um beste Entschuldigung; als gereifter Mann und zudem als Bräutigam, haben Sie in Ihrer Art den besten und ansprechendsten Stoff zur Unterhaltung gewählt, und bitte also, meine Worte nicht mißdeuten zu wollen. Wir haben uns ja heute früh verstanden, hoffentlich verstehen wir uns auch jetzt, nichtwahr Herr W.?

„Gewiß, Fräulein B., ich verstehe Sie," erwiederte Herr W., „Sie dürfen ohne alle Sorge sein, keines ihrer Worte ist mißverstanden worden."

Unter fortgesetzten Neckereien, doch in der harmonischsten Weise, wurde der Rest der mitgebrachten Fourage verzehrt.

Nachdem das improvisirte Diner beendet war, arrangirte man, bis zur Ankunft der Freunde von J., ein Pfänderspiel, bei welchem es zur größten Belustigung der Herren tüchtig zu küssen gab. —

Eben sollte Fräulein B. ihrem Ritter und Ge-

Digitized by Google

ſinnungsgenoſſen, einen Kuß auf ſeine bärtigen Lippen drücken, als die Klänge einer Ziehharmonika, das Eintreffen der J.'ſchen Geſellſchaft ſignaliſirte.

Alles eilte aus dem Pavillon den Ankommenden entgegen, die aus einem thalabwärts führenden Waldwege gleich einem Hochzeitszuge, den bekannten blinden Johann, einen meiſterhaften Ziehharmonikaſpieler, von einem jungen Mädchen geführt, an der Spitze, aufmarſchirten. —

Nun ging es an ein gegenſeitiges Begrüßen, Erzählen und Befragen: warum Dieſe und Jener nicht mitgekommen, bis endlich einer der Herren eine Polonaiſe kommandirte, die, wie ein elektriſcher Funke zündend, bald die Paare über den Raſen hinſchweben ließ.

Als Neuling in der Geſellſchaft wurde nach Beendigung der Polonaiſe, der Förſter A., welcher erſt vor Wochen nach J. verſetzt wurde, den Damen und Herrn von Sch., einzeln vorgeſtellt. Es war ein großer, ſchöner Mann, deſſen friſches, von Geſundheit trotzendes Geſicht, von einem blonden Vollbart umrahmt wurde. Sein offenes, biederes Weſen, ſein taktvolles Auftreten, ließen bald den Mann von Welt und Bildung erkennen, und man ſchloß ihn dieſerhalb ohne Rückhalt in den frohen Reigen der munteren Geſellſchaft, ſofort eng ein.

Fräulein B., deren munteres, ungeziertes Weſen, der Magnet der Geſellſchaft genannt werden konnte, wurde ſeine Tänzerin, weil Herr W. nicht ſehr geübt in der heiteren Kunſt Terpſychorens war.

Sonderbar war es, daß wenn ſein großes ſchwarzes Auge, den Blicken ſeiner Dame begegnete dieſelbe immer über und über erröthete, was von einigen, von ihr ge-

nekten Freundinnen bemerkt, zu heimlichen Zuflüsterungen Anlaß gab. —

Jedoch, als der Abend den genußreichen Tag zur Ruhe bettete und die Gesellschaft auf dem Heimwege sich trennte, da sagte der warme Händedruck, mit welchem A. von Fräulein B. sich verabschiedete, daß auch für sie der Ausflug nicht ohne Bedeutung geblieben sei. —

Das sonst so muntere Mädchen ging schweigend an der Seite des Herrn W. den Rückweg nach Sch., und, wie sehr man sie auch mit dem schönen Förster neckte, sie blieb einsilbig und schützte als Beweggrund große Müdigkeit vor. —

„Ein Augenblick kann Alles umgestalten," sagt Schiller, und wie wahr der große Dichter gesprochen, das hatte niemand besser erkannt, als Fräulein B., denn, als sie in ihrem Schlafgemach, trotz großer Schlaffheit, vergeblich sich bemühte, dem Schlummer in die Arme zu werfen, welcher sonst sie sofort umfing, da wurde es ihr klar, daß eine große Veränderung mit ihr vorgegangen und daß Gefühle in ihrer jugendlichen Brust erwacht, die sie nur dem Namen nach gekannt, deren Empfindung ihr bis dato noch völlig fremd geblieben war. —

Der erste Strahl der Liebe war in ihr Herz gefahren, er hatte gezündet, tief gezündet und ein neues Leben in ihrem Busen angefacht. —

III.

Der Jahrmarkt zu Sch., welcher als nächstes Rendezvous bestimmt ward, vereinigte unsere muntere

Gesellschaft aus dem J.'schen Walde, wieder in der heitersten Weise.

Auch A. fehlte nicht; er traf mit Fräulein B., welche wegen Besuch einiger Freundinnen, Töchter befreundeter Judenfamilien aus Trier, sich der Gesellschaft nicht so eng anschließen konnte, an dem Karousell zusammen, wo sie mit ihren Cousinen eine Rundfahrt gemacht hatte.

In der galantesten Weise hob er sie aus dem Wagen und sie, über und über erröthend, war für den Augenblick so befangen, daß sie beinah den gröbsten Verstoß gegen Sitte und Anstand sich hätte zu Schulden kommen lassen, indem sie ihre Damen vorzustellen vergaß, wenn nicht eine ihrer Freundinnen sie daran erinnerte, daß sie sie dem Herrn noch nicht vorgestellt und mit demselben bekannt gemacht hätte. —

Tief beschämt nahm sie rasch das Versäumte nach und stellte A. die Damen einzeln vor; doch dem aufmerksamen Beobachter würde es nicht entgangen sein, daß bei der Nennung seines Namens ihre sonst so feste Stimme merklich zitterte. Ja, als sein Auge, indem er ihr zum Willkommengruß, nach deutscher Sitte, die Hand reichte, dem ihrigen begegnete, da schlug sie dasselbe erröthend zu Boden, so gewaltig wirkte seine Nähe auf das gute Kind ein. —

O, wenn er in ihr Inneres hätte schauen können! Wie tief würde er in demselben sein Bild eingezeichnet gesehen haben, welches wachend und im Traume, in den schönsten, herrlichsten Farben ihr vor Augen schwebte!

Von der glücklichen Stunde an, wo sie im J.'schen Forste zum erstenmal in sein bezauberndes Auge geblickt,

hatte der Gedanke an ihn auch keine Sekunde sie mehr verlassen. Jeden Abend, wenn sie sich zur Ruhe legte, trat sie an das offene Fenster, aus welchem sie den J.-'schen Forst, sein Revier erschauen konnte, und indem sie ihm mit den sie umfächelnden Abendwinden einen Gruß und ein herzliches „Gutenacht" zugesandt, betete sie aus innigem Herzen zu dem Gotte, ihrer Väter, daß er ihn, der vielleicht noch in später Nacht, im düstern Waldesdunkel, seinen Dienstpflichten huldigend, den Wild- und Holzdieben auflauern mußte, schützen möge, daß nicht das mörderische Blei ihn erreiche oder sonst Gefahren seinem edlen Leben drohen mögen. —

Der große Wurf, er war gefallen; er hatte zwei Herzen geeint, die, trotzdem sie sich noch nicht näher kannten, schon mit diamantenen Banden, wie Shakespeares sagt, mit einander verbunden waren. —

Mit den anderen Damen und Herren der Gesellschaft traf man bald zusammen und nun ging es von Bude zu Bude, wo man sich gegenseitig Marktstücke kaufte, die oft die drolligsten Auftritte veranlaßten und die allgemeine Heiterkeit wesentlich erhöhten,

A. wich nicht von Fräulein B.'s Seite, jeden günstigen Moment nahm er wahr, ihr zu versichern, wie er sich glücklich schätze ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben und daß die religiösen Schranken, welche sie ihm zwar nach Außen fern stellten, doch für ihn kein Hinderniß seien, in die engsten Beziehungen zu ihr zu treten. —

Wie tief auch Wort für Wort in ihr junges Herz eindrang, wie klar auch deren Inhalt ihr vor den Sinnen schwebte, so vermochte sie doch ihm nicht zu sagen wie

werth als er ihr sei; ihre Brust war zu voll, um den Gefühlen, auch nur zum kleinsten Theile, Ausdruck zu geben, die sie bei seinen Worten bestürmten. —

Wieder war ein genußreicher Tag zu Grabe getragen, und als am Abend ein Ball die haute volé von Sch. im J.'schen Locale vereinigte, da war auch die Familie C., welcher Fräulein B. angehörte, vollzählich vertreten. —

A. engagirte Fräulein B. zum ersten Walzer; als derselbe verklungen war, machte sie ihn, auf seinen Wunsch, mit ihren Eltern und Brüdern bekannt, indem sie ihn als den Förster von J., dessen Bekanntschaft sie im Walde gemacht, vorstellte.

Er wurde von dem Vater seiner Angebeteten eingeladen sich zu ihnen zu setzen, eine Einladung, die ihm aus der Seele gesprochen war. —

Sein einnehmendes Wesen gewann ihm bald die Gunst der Judenfamilie, die wie er Gelegenheit zu beobachten fand, in großem Ansehen bei der Bürgerschaft von Sch., stand.

Von allen Seiten begrüßte man sie, und die jungen Herren C., zwei stattliche Männer, denen man eben so wenig, wie ihrer schönen Schwester, den jüdischen Typus anmerkte, waren die gerngesehensten Tänzer der anwesenden Damenwelt. —

Der Abend, oder besser gesagt, der schöne genußreiche Ballabend, brachte A. den Brüdern seiner Geliebten noch so nahe, daß er mit ihnen „Schmolles" machte und auf das Bestehen einer unzertrennlichen Freundschaft trank. —

Als die Lippen des Theuren die der Gebrüder C. als Siegel des Dubundes, berührten, da durchrieselte ein gewisser Schauder, gleich einem Fieberfroste, die Schwester, denn sie gewahrte, wie ihre Mutter, eine eingefleischte Jüdin, ein leises Gebet murmelte, daß der Gott Jehova den Kuß, den der Christ auf die Lippen ihrer Söhne eben gedrückt, bedeutungslos bleiben lassen möge. —

Wie Centnerlasten fiel ihr, woran sie in ihrer stillen Seeligkeit noch nicht gedacht, in demselben Momente, der Unterschied ihrer Bekenntnisse, die eherne Mauer auf's Herz, die das starre mosaische Gesetz, sie von ihm schied; doch, der Würfel war gefallen, sie gehörte ihm mit jeder Ader, jedem Pulsschlage, nichts vermochte mehr sie von ihm zu trennen. —

Der Tag graute schon im fernen Osten, als man aufbrach und übersättigt von Vergnügen und Lust, sich zur Ruhe legte.

Nur wenige Worte konnte während des Balles A. mit seiner Holden austauschen; auch beim Abschiede konnte ihm nur ein warmer Händedruck, doch ein voller inniger Blick, der ihm mehr als Worte sagte, geboten werden, da der Mutter strengwachendes Auge, ihr Kind scharf beobachtete. —

Die nächste Zusammenkunft sollte in Trier, wohin Fräulein B. zur Ausstellung eingeladen war, stattfinden; bis dahin bat sie A. fern bleiben zu wollen, ein Wunsch, den er, obgleich ungern, schließlich ihr gewährte, da nur vierzehn Tage, bis zur Ausstellung, zwischen ihnen lagen.

IV.

Das war ein Wogen und Treiben in dem alten Trier, als in den Septembertagen des Jahres 187*

eine landwirthſchaftliche- und Blumenausſtellung ſtattfand.

Von Nah und Fern ſtrömte die ſchauluſtige Menge, unter welcher auch der Förſter A. von J. und Fräulein B. von Sch., ſich befanden, herbei, um die Fortſchritte auf dem Gebiete der Landwirthſchaft und der Gärtnerei, zu bewundern. —

A. traf mit Fräulein B. in der Wohnung eines Verwandten in der Fleiſchſtraße, den er auf dem Sch.-'ſchen Jahrmarkte kennen lernte und welcher ihn dringend zur Ausſtellung eingeladen, zuſammen. Es war, obgleich unter den obwaltenden Umſtänden, ein kurzer, doch ein recht herzlicher Empfang, womit die Freundin ſeines Herzens ihm entgegen kam; ſie überbrachte ihm die herzlichſten Grüße ihrer Eltern, beſonders von ihrem Vater, dem es gar nicht recht ſei, daß er ſie noch nicht beſucht hätte. —

A. entſchuldigte ſich, natürlich Fräulein B. und Verwandten gegenüber, nur ſcheinbar, mit überhäuften Dienſtverrichtungen und verſprach demnächſt das Verſäumte nachzuholen.

Fräulein B. war, zu ſeiner größten Freude, allein gekommen, da ihr Vater und ihre Brüder nach Luxemburg auf den Pferdemarkt gefahren ſeien, von wo ſie erſt in einigen Tagen zurückkehrten. Die Mutter ſei nicht zu bewegen geweſen mit nach der Ausſtellung zu gehen.

Das Frühſtück wurde ſervirt, welches, obgleich nach jüdiſchem Ritus bereitet, doch äußerſt pikant war und A. veranlaßte der Dame des Hauſes ſein Compliment zu machen, was mit beſonderer Befriedigung von Fräulein

B. aufgenommen wurde und ihre Tante, die Frau S., mit einem Anflug von Stolz erfüllte.

Nachdem das Frühstück eingenommen war, fuhr man zur Ausstellung, wo Herr S., als Mitglied des Ausstellungs-Comité's den Führer machte.

Obgleich die interessanten Ausstellungsgegenstände, als landwirthschaftliche Maschinen, Geräthe, Früchte, Obst, seltene und prachtvolle Blumen 2c., jeden Besucher mit fesselnder Aufmerksamkeit, auf die kunstvollen Erzeugnissen menschlicher Produktion und der Natur, hinblicken ließen, so hatte A. und sein liebes kleines Mädchen, doch nur Blick und Auge für die eigenen gegenseitigen Reize, an welchen man immer neue Vorzüge entdeckte.

Dem liebenswürdigen Herrn S. gegenüber, der mit ganzem Interesse der Ausstellung huldigte und besondere, ja peinliche Aufmerksamkeit, seiner Abtheilung, der Viehausstellung, zuwandte, bemühte man sich den aufmerksamen, verständnißvollen Besucher zu spielen, worüber der gute Mann unendlich beglückt war und veranlaßte, daß er in dem Festzelte, wo die Klänge einer ausgezeichneten Musik den Besucher empfingen, nur mit den feinsten Weinen seine werthen Gäste traktirte. —

Das Diner wurde in dem Festzelte eingenommen, da die S.'sche Familie nicht zu den orthodoxen Juden sich zählte, die ja bekanntlich aus keiner Christenküche essen. —

In der jovialsten, ungebundesten Weise verkehrte man mit einander, und besonders vergnügt war unsere kleine B., da sie den Freund ihres Herzens, den Geliebten, mit ausgesuchter Zuvorkommenheit behandelt sah.

O, wie ſchlug ihr Herz in ſchnelleren Schlägen, wie erfüllte ein unnennbares Glück, ſtille Seeligkeit, ihre Bruſt, wenn ihr Onkel S. ſeine taktvolle Art des Benehmens, ſein gebildetes Weſen, ſo belobte und ihn den feinſten Herrn nannte, den er noch je kennen gelernt hätte.

Doch, trotzdem er ihrem Herzen ſchon ſo nahe ſtand, trotzdem er mit unzertrennlichen Banden, ſchon mit ihr verbunden und der Knabe Amor tief den Pfeil ſeines Köchers ihr in die Bruſt geſchoſſen, war noch kein Wort von Liebe zwiſchen ihnen gewechſelt und geſprochen worden. — Nur mit Blicken, der geheimen Zeichenſprache der Liebe, ſprachen ſie bisher mit einander; doch, ſie ſprachen klar und deutlich, von Herzen — und zu Herzen gehend.

Als am Abend ein Feuerwerk den Feſtplatz in einem tauſendfarbigem Feuermeer erglänzen ließ, da, zum erſtenmal, ſeit dem improviſirten Waldfeſte, ruhte wieder ihr Arm in dem ſeinigen.

Und, als ſie in dem Gedränge der auf und ab wogenden Menge ſich von den Ihrigen getrennt ſahen, als ſie, trotzdem hundert von Augenpaaren den ihrigen begegneten, ſich unbelauſcht von neugierigen Ohren wußten, da ein Jeder nur Auge für das Feuerwerk hatte, und mit ſeinem Ohre aufmerkſam der dasſelbe begleitenden, gewaltigen Muſik, folgte, da öffneten ſich ihre Lippen, und das Geſtändniß reinſter innigſter Liebe, entſtrömte denſelben, beſiegelt von dem Gelöbniß unverbrüchlicher Treue.

Das große, inhaltsſchwere Wort, es war geſprochen, ein Band für's Leben geknüpft, welches von

der lauterſten Herzensneigung geweiht, ſchöner und edler nicht gebunden werden konnte.

Nachdem das Feuerwerk abgebrannt war und die Menge ſich etwas decimirt hatte, traf man wieder mit den Vermißten zuſammen.

Man ſoupirte im Feſtzelte, wo bis ſpät in die Nacht ein geſelliges, heiteres Beiſammenſein, die Feſtgäſte vereinte.

A. wollte, als man den Heimweg antrat, direkt zurück nach J., was S. durchaus nicht geſtattete; doch als erſt Fräulein B. ihn bat, doch in Trier bleiben und dem Wunſche ihres Onkels entſprechen zu wollen, da blieb er und verbrachte den Reſt der Nacht mit der Geliebten unter einem Dache.

Für den kommenden Tag war er ſchon ſo engagirt, daß an ein Fortkommen nicht gedacht werden konnte, indem die Point des ganzen Feſtes für die junge Welt, ein Ball, für den Abend, im Feſtprogramm aufgeführt war.

Und, wie hätte er die Geliebte, deren junges reines Herz, ſo innig ſich ihm erſchloſſen, bei einer ſolchen Feſtlichkeit allein laſſen, ſie nur mit halber Freude dem Vergnügen ſich hingeben laſſen können!?

Sie im Tanze von den Armen eines Anderen umfangen zu wiſſen, wäre eine Höllenqual für ihn geweſen! Darum blieb er; auch bat ſie ihn, doch zu bleiben, da ſie ja, was in dem Ton, in welchem ſie ihn zum Bleiben erſuchte deutlich für ihn zu erkennen war: ohne ihn keine Vergnügen, kein Amüſſement haben konnte. —

* * *

Den zweiten Tag verbrachte man, gleich dem erſten, in der Ausſtellung, wo man dinirte, den Kaffee einnahm und an den harmoniſchen Klängen der Feſtcapelle ſich ergötzte.

Zeitig brach man doch nach Hauſe auf, da die Damen noch Toilette für den Ball zu machen hatten.

In den feſtlich erleuchteten Sälen des Trierer Caſino's wurde der Feſtball gefeiert. Dort entfaltete ſich ſo recht das Bild eines reellen Wohlſtandes, gegründet auf die geſunde Baſis des Grundbeſitzes, des unbeweglichen Eigenthums. — Die Töchter der die Ausſtellung beſuchenden Landwirthe der Umgegend und der Bürgerſchaft Triers, bildeten den Damenflor, da die vornehme Welt der Stadt, außer der Communal-Vertretung derſelben, an dem Balle ſich nicht betheiligte.

Es ging ſo recht gemüthlich, ſo recht bürgerlich her, und auf alle Theilnehmende machte die zwangloſe Stimmung, welche die Feſtſäle durchwehte, einen äußerſt günſtigen, die Feſtfreude erhöhenden Eindruck.

Auch S. und ſeine werthen Gäſte, befanden ſich in der heiterſten Stimmung. Munter wurde getanzt; Alt und Jung drehte ſich im Kreiſe und gab ſich rückhaltlos dem Vergnügen hin.

Da zu dem S.'ſchen Hauſe und deſſen Verwandtenkreis, verſchiedene junge Damen gehörten, die ebenfalls auf dem Balle anweſend waren und mit A. in einer Geſellſchaft ſich befanden, ſo konnte er nur abwechſelnd mit ſeinem lieben Mädchen tanzen, indem er, ſchicklicherweiſe, auch mit den andern Damen tanzen mußte, beſonders, weil er einige derſelben, ſchon vom

Sch.'schen Jahrmarkte her, kannte. Und, zudem waren es ja alle Cousinen seiner Braut.

Wie leuchtete ihr Auge in glückstrahlendem Glanze, wenn sie ihn, den geliebten, schönen Mann, so graziös, mit vollendeter Eleganz und Gewandheit, im Tanze dahinschweben sah! Und, wenn er dann, zum nächsten Walzer sie umfaßte, wenn sie an seinem klopfenden Herzen ruhend, mit ihm durch den Saal, nach den harmonischen Klängen einer Strauß'schen Tanzmelodie, hin tanzte, da erfüllte eine unnennbare Seligkeit, ein Wonnegefühl ihre Brust, welches berauschender Art war.

Der große Casinogarten war ebenfalls ganz festlich erleuchtet und zu hunderten prommenirten in den Pausen die Paare in dessen weitverzweigten Alleen und Laubgängen.

Auch S. schlug eine Tour nach dem Garten vor, die natürlich bei den jungen Leuten sofort Anklang fand und gleich in Scene gesetzt wurde. Arm in Arm wallfahrtete man durch die erleuchteten Anlagen, A. und B. an der Spitze.

Als die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaftsglieder, durch die Begrüßung befreundeter Familien, die man im Garten traf, auf Minuten von unserm Liebespärchen abgelenkt wurde, bog dasselbe den günstigen Moment benützend, in eine weniger belebte Seitenallee ein, wo der erste Kuß, der Brautkuß, von einer innigen Umarmung begleitet, das Bündniß ihrer Herzen besiegelte. —

Ueberglücklich lispelte die kleine Braut an seinem hochwogenden Busen: „Ewig Dein, mein theurer Freund! Möge Dich dieser Schritt nie gereuen, möge nie kommen,

wo zwei Silben, nur zwei Silben, Geliebter meines Herzens, Dir Deiner Liebe Glück und den Frieden Deines Innern rauben!" —

„Ich kenne sie, jene zwei Silben, mein angebetetes Mädchen!" hauchte er ihr entgegen, doch sie, noch die eiserne Schranke, die mich nach Außen von Dir scheidet, kann mich von Dir, wiederholt gesagt, trennen! Ewig, über Tod und Grab hinaus Dein! rufe ich Dir zu, selbst dann noch, wenn Du auch Dich von mir wenden solltest!" —

Die Klänge der Musik, die den Ablauf der Pause bekundeten, riefen die Glücklichen wieder in die Wirklichkeit zurück. Eilenden Schrittes schritten sie dem Ballsaale zu, an dessen Eingang sie wieder mit den Ihrigen zusammentrafen, welche sie vergeblich im Garten gesucht haben wollten. —

Der Hahn hatte schon längst den jungen Tag begrüßt, als man den Ballsaal verließ und sich zur Ruhe bettete.

A. rief seine Dienstpflicht, er legte sich daher nicht wieder, wie sehr man auch in ihn drang, doch bis zum Mittag bleiben zu wollen.

Allein, nach seinem Ermessen hatte er nach allen Seiten hin, der Liebe und der Bekanntschaft Rechnung getragen; als Mann von Charakter mußte er nunmehr auf seiner Pflicht, seiner amtlichen Stellung, genügen und seiner Geliebten den Beweis liefern, daß er auch des Lebens ernster Seite dient.

Bevor er jedoch Abschied nahm, wurde ihm noch das Glück zu Theil auf eine Viertelstunde mit der Geliebten allein zu sein. Sie beschlossen ihr Verhältniß

Digitized by Google

vorab ſtreng geheim zu halten und nur brieflich miteinander zu verkehren. Seine Briefe ſollten poste restante Sch. unter der Chiffre A. 4. jeden Montag auf der Poſt zu Sch. abgenommen werden; ſie ſolle jedoch an ſeine Adreſſe ſchreiben, ſo oft wie die Verhältniſſe es ihr geſtatteten. —

Ein Kuß und eine lange, zärtliche Umarmung verabſchiedeten ihn von der Geliebten; und als er von ſeinem liebenswürdigen Wirthe dankend Abſchied genommen, trat er den Rückweg nach J. an, beſtrahlt von der Sonne erſten Strahlen, die ihm golden, in ungetrübten Glanze, in's Angeſicht leuchtete. —

Mit ſeiner vollen, kräftigen Tenorſtimme ſang er die Weber'ſche Arie aus der Preciosa:

„Die Sonn' erwacht, mit ihrer Pracht ꝛc.,"

daß ſein Morgenlied weithin erſchallte über die herbſtliche Flur, die im Glanz der Morgenſonne, umzogen mit einem Flor künſtlicher Gewebe, klitzerte, als ſei ſie von Perlſchnüren umwebt. —

V.

Die C.'ſche Familie in Sch. war eine der älteſteſten Judenfamilien in der Umgegend.

Sie entſtammte dem Prieſterſtamme Arons, und war dieſerhalb bei der Judenſchaft, beſonders bei der, der ſtrenggläubigen Richtung huldigenden, ſehr angeſehen und hochgeachtet.

Nicht wenig ſtolz war C., wenn er mit den Seinen am großen Verſöhnungstage, am ſogenannten langen Tage, mit einem doppelten Leichenkleide umwunden, das als Abzeichen ſeiner vornehmen Stammverwandtſchaft

galt, in der Synagoge saß und zwar an der Spitze der ganzen Gemeinde, um für sich und seine Familie, das Versöhnungsopfer, dem Gott Jehova darzubringen. —

Wenn auch jeder Jude an diesem hohen, wichtigen Festtage in dem Gotteshause sein Leichenkleid, was er bei seiner Verheirathung erhält, an hat, zum Zeichen, daß wir Staub und Asche sind, so ist doch der Träger des doppelten Leichenkleides eine bevorzugte Persönlichkeit in der Cultusgemeinde und ihm steht sogar die Befugniß zu, die gottesdienstlichen Verrichtungen da auszuüben, wo kein ordinirter Rabbiner der Gemeinde vorsteht oder ein Lehrer stationirt ist, der auch für den Synagogendienst ausgebildet ist. —

In dem C.'schen Hause wurde streng nach dem mosaischen Gesetze und den Satzungen des Talmuds gelebt, ein Brauch, welcher besonders von der strenggläubigen Richtung der Frau C. beeinflußt wurde.

Doch trotz dieser starren Haltung sah sie es gerne, ja sie setzte einen gewissen Stolz darein, wenn ihre einzige Tochter, ihr Augapfel, und ihre zwei Söhne, von den besseren Christenfamilien in Sch. eingeladen und mit in deren gesellige Vergnügungen gezogen wurden. —

Hätte sie ahnen können, wie verderblich nach ihren Begriffen, dieser Umgang für ihr liebes Kind, welches schon zu ihrem größten Leidwesen, vermöge ihrer Erziehung in einem freisinnigen jüdischen Familienpensionate in Trier, einer freieren Richtung huldigte, werden sollte, sie würde mit eiserner consequenter Strenge sie zurückgehalten, dem unheilbringenden Verkehr entzogen haben. —

Mit zärtlicher Liebe hingen die Eltern und auch ihre Brüder an Fräulein B., der Tochter und Schwe-

ſter und jeder Wunſch, den ſie nur äußerte, wurde ihr gewährt.

Kein erlaubtes Vergnügen, welches ſich darbot, wurde ihr verſagt, da man ſtolz auf ſie war indem ſie an Schönheit und Bildung dem vornehmſten und ſchönſten Chriſtenmädchen in Sch. würdig zur Seite geſtellt werden konnte. —

Die auffallende Veränderung, welche ſeit dem Ausflug in dem J'ſchen Forſt, mit dem ſonſt ſo heiteren Mädchen, vorging, veranlaßte die Mutter mit aufmerkſameren Angen ihr Kind zu beobachten, da ſie von deſſen früherer Munterkeit kaum eine Spur mehr an ihm bemerkte, was ihr tieffühlendes Mutterherz gewiſſen Unruhe erfüllte, weil ihr von keinem Verhältniß zu irgend einem jungen Manne ihres Glaubens, wie ſehr ihre Tochter auch von Anbetern umringt war, noch etwas bekannt war.

Ihr bis dahin grundloſer Argwohn, den ſie aber unerklärlicher Weiſe nicht zu unterdrücken vermochte, ſteigerte ſich, als ſie eines Tages ihre Tochter in ihrem Zimmer beim Leſen eines Briefes überraſchte, den dieſelbe beim Eintreten der Mutter, eiligſt in der Taſche ihres Kleides verbarg. — Auf ihre Frage: „Warum ſie den Brief vor ihr verberge," erwiederte ſie, daß es ein Schreiben von Roſalchen, einer Nichte aus Trier, ſei, welches ſie Niemanden zu leſen geben dürfe, da dasſelbe Geheimniſſe enthalte, die erſt mit der Zeit veröffentlicht werden ſollten. —

Frau C. drang nicht weiter in ihre Tochter ein, obgleich deren Entſchuldiguugsgründe für ſie nicht maß-

gebend waren und des Argwohns Stimme in ihrem Innern nicht beschwichtigen konnten. —

Das Erröthen ihrer Tochter und die, dasselbe begleitende Verlegenheit, sagte ihr zu klar, daß ihr Kind, ihr bisher fast unsträflich befundenes Kind, sie zum ersten Mal in seinem Leben belogen habe. —

Ein unnennbares Weh erfüllte ihr treues Mutterherz, als sie das Zimmer ihres Kindes verließ; es stand bei ihr als eine entschiedene Thatsache fest, daß der Stolz und die Hoffnung ihres Alters, ihre einzige Tochter, auf abtrünnigem, falschen Wege sich befände. —

Wenn die Tochter Geheimnisse vor der Mutter hat, die ja ängstlich jeden Pulsschlag ihres Kindes belauscht, die mit ihrem Herzblut sein Wohl und Wohlergehen erkaufen möchte, dann haben Ereignisse stattgefunden, die das zarte Band der engsten Blutsverwandtschaft lockern — und den häuslichen Frieden stören. —

„Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft," sagt ein altes deutsches Sprüchwort. — Tausende und aber Tausende haben die bittere Wahrheit dieses Wahrwortes schon erfahren müssen; auch unseren Stillverlobten sollte dasselbe herbe Erlebnisse, schwere Kämpfe bereiten, obgleich weder die Braut noch der Bräutigam, von den Flammen der verzehrenden Leidenschaft ergriffen waren.

Fräulein E., eine intime Freundin unserer kleinen B., war in leidenschaftlicher Liebe für den schönen Förster A., den Helden unserer Erzählung, entbrannt. Schon in dem J'schen Walde versuchte sie, durch alle erdenklichen Auffälligkeiten, dem jungen Manne sich bemerklich zu machen. Er tanzte auch einigemal mit ihr, dort wie

auf dem Jahrmarktsballe zu Sch; aber, er hatte nur Augen und Sinne für seine schöne Kleine, was die Furien einer wilden Eifersucht in der Brust der Nebenbuhlerin entfesselte. Noch heuchelte sie der ahnungslosen Freundin die ergebenste Freundschaft, bis sie das unschuldige Opfer richtig erfaßt hatte, um es dem vermeintlichen Verderben zu weihen. —

Wo sie nur, die Falsche es konnte, da suchte sie, wenn Fräulein B. sie besuchte oder mit ihr zusammentraf, die Rede geschickt auf A. zu lenken und dessen Vorzüge in das günstigste Licht zu stellen. —

Geblendet von dem anscheinend selbstlosen Interesse, welches die Heuchlerin für den Geliebten an den Tag legte, getragen von dem Vertrauen, eine treue Freundin in derselben in ihrer prekären Lage, als Braut eines Christen zu haben, zu welchem sie, die arme B. durch die Betheuerungen eine hingebende, verschwiegene Freundin in ihr zu besitzen, sich täglich sicherer bestimmen ließ, geschah es endlich, daß sie, die so sehr eines mit ihr fühlenden Herzens bedurfte, der listigen Schlange ihres Herzens Falten öffnete und ihr Verhältniß zu A. offen darlegte. Ja, die arme Geblendete ging soweit der falschen Freundin, der sie auf den Tod hassenden Nebenbuhlerin, zur Dokumentirung ihres Bekenntnisses, den letzten Brief von A. vorzulesen. —

Somit hatte sie ihren Feind und Rächer mit den schlagendsten Beweisgründen ausgerüstet und ihn mit den günstigsten Mitteln versehen, nach allen Seiten hin die Netze des Verderbens um sie zu spinnen. —

„Aber, meine theure E.! bist Du auch verschwiegen," hatte doch unsere kleine B. zu der Freundin gesagt, als

sie derselben ihres Herzens Geheimnisse offenbarte. „Bedenke, daß ein Wort von Dir über das Gehörte, mich unendlich unglücklich machen könnte, denn, wenn mein Verhältniß zu A. meinen Eltern bekannt würde, dann wäre meines Bleibens nicht mehr in Sch. Wie eine Geächtete würde man mich ausstoßen und mich verfolgen, wohin ich auch fliehen wollte.“ —

„Verschwiegen wie das Grab, meine Theure! werde ich sein“, erwiederte die Falsche; „rechne auf mich und meine Ergebenheit.“ —

Als sie jedoch ihr Opfer, neu ermuthigt von dem Bewußtsein, eine Vertraute ihrer Herzensgeheimnisse gefunden zu haben, verließ, da brach die wilde Leidenschaft, genährt von der teuflischen Lust, die Gehaßte nunmehr ganz in ihrer Hand zu haben, in ungezügelter Weise hervor und sie rief: „Ja, Du blauäugige Schlange! Du kannst auf mich rechnen! Ich werde Dir zeigen, was es heißt, als Jüdin eines Christen Herz zu bethören und Berechtigteren dasselbe zu entwenden! Eben so wenig, wie Dein Geschlecht sich ein Gewissen daraus macht, einen Christen zu benachtheiligen, zu überlisten, werde ich mich von moralischen Rücksichten bestimmen lassen, Deine Mittheilung an geeigneter Stelle nicht zu wiederholen! Noch ehe Du das Haus Deiner Tante in L., wohin Du zum Besuche gehen willst, betreten hast, um den mißtrauischen Blicken Deiner Mutter zu entgehen, wird dieselbe erfahren haben, daß ihr Kind sich vermessen hat, mit einem Feinde ihres Glaubens, mit einem Christen, sich zu verloben.“ —

Arme B., wie bitter sollst Du getäuscht und an dem Glauben, an Freundschaft und Freundes Liebe und

Digitized by Google

Vertrauen, irre werden! Der heitere ſchöne Sonnenſchein, den die Liebe des ſchönſten und edelſten Jünglings um Dich verbreitet, nur zu bald ſoll er, von den ſchwarzen Wolken einer Unheil verkündenden Zukunft, umdüſtert werden.

* * *

Wie wir aus dem Sermon, den Rache und Eiferſucht ſoeben über die Lippen eines jungen Mädchens, in wirklich verabſcheuungswürdiger Art, fließen ließen, vernommen, beabſichtigte Fräulein B. nach L., einem Orte an der Moſel, zum Beſuch einer Tante, väterlicherſeits, auf einige Zeit zu reiſen.

Bevor ſie doch dieſes Vorhaben, welches beſonders von ihrer Mutter protegirt wurde, der ſie gerade ſich auf Wochen entziehen wollte, weil ihre mißtrauiſchen Blicke, womit ſie ſie beobachtete, ihr ſehr peinlich wurden, zur Ausführung brachte, hatte ſie noch das Vergnügen, den Geliebten in ihrem elterlichen Hauſe zu ſehen. Seinem Verſprechen gemäß, hatte er den gewünſchten Beſuch im C.'ſchen Hauſe gemacht.

Man nahm ihn äußerſt freundlich und wohlwollend, beſonders ſeitens der männlichen Glieder, auf; Frau C. beobachtete eine ſtrenge conſequente Haltung und Fräulein B., die Geliebte, wußte ihr Benehmen ſo geſchickt, ſo diplomatiſch zu bemeiſtern, daß ſelbſt der Eingeweihtere, hätte irre an ihr werden müſſen.

Der Beſuch war nur von kurzer Dauer, obgleich man ihn zu Tiſche für den Mittag lud, den ſoeben die Glocke einläutete; es wurde A. zu drückend, zu ſchwül in der gezwungenen Haltung der Geliebten gegenüber,

der es ebenfalls unendlich sauer wurde, die erborgte Rolle, ohne aus derselben zu fallen, bis zu Ende zu spielen. Er schied mit einem warmen innigen Händedruck und der Mittheilung, die ihm jedoch im Laufe der allgemeinen Unterhaltung, gemacht wurde, daß die Angebetete auf Wochen verreise.

Das „Wohin", sollte er schon am andern Tag erfahren, wo sie ihm brieflich die Mittheilung ergänzte und ihm L. als den Ort, wohin sie reise, bezeichnete. Dann bat sie ihn in den Wochen ihrer Abwesenheit nicht schreiben zu wollen, da in L. keine Posterpedition sei und unter ihrer Adresse wäre ihr doch zu riskant ihn schreiben zu lassen. Auch würde es weniger auffällig sein, wenn sie alle Woche einmal schreibe, als wenn öfters Briefe von ihm kämen, die, da sie per Landbriefboten gebracht werden müssen, einmal unglücklicherweise ihren Verwandten abgegeben werden könnten, die sie dann um den Inhalt befragen würden.

„Um, Geliebter," so schrieb sie, „diesen Eventualitäten, welche unter Umständen sehr schlimm für uns werden könnten, zu entgehen, will ich, wie hart es mir auch werden wird, auf einige Wochen auf Deine lieben Briefe verzichten; ja um unserer Liebe und deren süßen Engelsfrieden halber, will ich dieses schwere Opfer mir auferlegen, jedoch in der Hoffnung, daß Du im Geiste um so näher bei mir sein wirst!" —

„Meine gute Mutter beobachtet mich, seitdem unliebsamen Vorfall mit Deinem Briefe, den ich Dir ja mitgetheilt, mit wahren Argusaugen, was mich so unangenehm, so peinlich berührt, daß ich kaum mehr in ihrer Nähe weilen kann. Sie, deren Auge mit der zärtlich-

sten Mutterliebe bisher auf mir geruht, die jeden meiner Athemzüge ängstlich bewachte, steht mir seit diesem unseligen Augenblicke, beinah wie eine Stiefmutter gegenüber. — Ob sie wirklich Verdacht hegt? Es muß wohl so sein, denn ihr Benehmen ist darnach. — Geliebter Freund! es werden wohl noch trübe, dunkele Tage für uns kommen, umbraust von entfesselten Orkanen, denn jene zwei Silben, Du kennst sie ja, die an meine Person sich knüpfen, sie sind von einer Tragweite, deren traurige Folgen unberechenbar sind. — Wir stehen vor dem Kampfabend schwerer heißer Kämpfe, die wir mit verderblichen Gegnern, mit blindem Haß und Fanatismus zu bestehen haben werden. — Doch, komme, was da wolle, Du wirst mich kampfbereit finden! Und wenn meine Ahnen aus ihren Gräbern erstehen und gegen mich sich wenden würden, so würde ich keinen Schritt von dem Weg der Liebe und der Herzenspflicht weichen, denn meine Loosung heißt: „Treu bis an den Tod!“ — „So lebe denn wohl, mein Geliebter! bald sollst Du Nachricht von mir aus L. haben“. —

Ahnungslos, zu welchen verderblichen Zwecken ihre Abwesenheit in Sch. benutzt werden sollte, reiste das gute Mädchen ab. Ihr Vater begleitete sie nach L., da sein Weg, zu einem großen Pferdemarkte in der Eifel, den er zu besuchen gedachte, ihn dort vorüberführte.

In alter bekannter Herzlichkeit und Liebe, begrüßten sie ihre Verwandten, besonders ihre Tante, Frau St., die Schwester ihres Vaters, die sofort ihrem Bruder gegenüber den Wunsch aussprach, ihren Liebling, einmal recht lange bei ihr zu lassen. Die Ehe der Frau St. war kinderlos, weßhalb Fräulein B., ihre

Nichte, schon längst ganz zu ihr sollte, wogegen aber ihre Mutter protestirte und es bei ihrem Manne durchzusetzen wußte, daß das Kind ihres Herzens bei ihr verblieb. Es hatte sich dieserhalb eine gewisse Spannung zwischen den zwei Frauen Raum verschafft, die doch dadurch wieder gemindert wurde, daß man das liebe Kind, wie sie in der Familie genannt wurde, zum öfteren Besuch nach L. sandte. —

Leider sollte der projektirte lange Besuch in L. nur zu bald einen raschen jähen Abschluß finden, womit sie dem lieben Verwandtenhause, den so warm in demselben für sie schlagenden Herzen, auf immer Lebewohl für dieses Leben sagen mußte. —

Drei Tage waren kaum verflossen, daß unsere kleine B. in L. weilte, als Fräulein E. es nicht mehr über sich gewinnen konnte, den scheußlichen Akt der Rache, den sie an ihrer Freundin zu nehmen sich vorgesetzt hatte, länger zu verschieben; Er sollte und mußte, so rasch als möglich in Scene gesetzt werden, denn frische Fische, gute Fische, dachte sie. Den Ahnungslosen sollte keine Muße geboten werden, sich auf etwaige Stürme präpariren zu können. — Leicht möglich, dachte die Falsche, „daß das Pärchen von irgend welcher Seite zeitig Wind bekommen kann und man würde dann die nöthigen Dispositionen treffen, um den Eltern Sand in die Augen zu streuen, und sie würde dann um die teuflisch süße Genugthuung sich betrogen sehen, das Liebesband zerrissen zu haben." — „Also, Hand an's Werk," rief sie sich zu, als sie doch von einem gewissen bangen Gefühl, welches jeden fühlenden Menschen, wenn er an der Schwelle einer zu begehenden strafbaren Hand-

lung steht, beschleicht, sich auf Augenblicke ergriffen fühlte; jedoch die Leidenschaft siegte, und ohne auch nur einem besseren Gedanken für Minuten noch Raum zu geben, schritt sie festen Schrittes zu dem C.'schen Hause.

Eben hatte Frau C. die Lampe angezündet und vor sich auf den Nähtisch gestellt, an welchem sie den Tag über beschäftigt gewesen zu sein schien, als Frl. E. eintrat.

Obgleich fast täglich das Mädchen in dem C.'schen Hause ein- und ausging, wenn die Tochter des Hauses anwesend war, so konnte Frau C. kaum ihre Bewunderung unterdrücken, sich von der Freundin ihres Kindes besucht zu sehen.—

„Ei, guten Abend, meine liebe E." begrüßte sie Frau C. „wie komme ich denn zu der Ehre in der Abwesenheit meiner Tochter von Ihnen mich besucht zu sehen? Haben sie vielleicht einen Brief von meiner B. schon erhalten, daß Sie mir Grüße zu übermitteln haben? Es würde mich sehr freuen, wenn mein Kind so aufmerksam ihren guten Freundinnen gegenüber gewesen wäre und damit auch den Eltern Avis gegeben hätte, daß es glücklich in L. angekommen sei, eine schuldige Mittheilung, die uns bis heute noch nicht gemacht worden ist."—

„Meine liebste Frau C.", erwiederte die Falsche, „ihre Tochter hat andere Correspondenzen, die pressanter, ihr angelegener sind, als Briefe an ihre Eltern — und noch viel mehr, als solche an ihre Freudinnen."—

Was wollen sie damit sagen Fräulein E? fragte hastig Frau C.

„An wen sollte meine Tochter, außer an ihre

Eltern, Verwandte und Freundinnen, Briefe zu schreiben haben? „O, reden Sie, sprechen Sie," rief sie in höchster Spannung, „Sie wissen mehr, reden Sie frei heraus, was zu wissen Noth thut für das Glück und die Wohlfahrt meines Kindes!"—

Und, schonungslos erzählte die Falsche, die verrätherische Schlange, was der Freundin innigstes Vertrauen ihr mittheilte, ihres Herzens Geheimnisse, Fühlen, Denken und Empfinden.—

Noch hatte sie mit ihrem Bericht nicht geendet, als ein gellender Aufschrei das stille Haus durchtönte; Frau C. war mit ihm, unter der Wucht der gewaltigen Eindrücke über das Gehörte, ohnmächtig hingesunken.

Als sie wieder erwachte, sah sie ihren Mann und ihre Söhne um sie beschäftigt, die in ihrer Angst kaum wußten, was sie thun sollten, denn sie glaubten nicht anders, als der Schlag hätte sie getroffen.

Die Unheilverkünderin hatte sich jedoch aus dem Staube gemacht, denn ihr Gewissen mochte sie doch laut verklagt haben, als sie die arme Frau bleich und leblos vor ihr liegen sah.—

„Was ist geschehen, gute liebe Frau!" rief von Angst und Schrecken bleich, Herr C.? „Ja sprich beste Mutter," lammentirten ihre Söhne, „was veranlaßte deine Ohnmacht?"

„O," stöhnte Frau C., mein Kind, mein Herzblatt, meine einzige Tochter, auch dein Kind, guter Mann! und Eure Schwester, meine lieben Söhne! — ist zum Verräther an uns und dem Glauben unserer Väter geworden!"

Sie ist, o ich vermag es nicht auszusprechen, sie ist die Braut eines Christen, des Försters A. von J.,

dem wir in der freundschaftlichsten Weise unser Haus öffneten."

„Gott, Jehosa! wie kann es möglich sein, ein Zweig aus dem glorreichen Stamme Arons, dem geweihten heiligen Priestergeschlechte, mit einem Christen, dem Feinde unseres heiligen Glaubens verlobt zu wissen?

„Mutter!" riefen wie aus einem Munde die beiden Söhne, „diese Schuld sie soll gerächt werden! Der Verführer, er soll büßen für den Schimpf, den er über unser ehrbares Haus gebracht!"

„Nicht so meine Söhne!" sprach Herr C. „eine solche Art ist keines echten Israeliten würdig." Mein ist die Rache, spricht der Herr, ich will vergelten; also, Gott wird ihn strafen für seine böse That, unser liebes Kind verführt zu haben; — wir müssen mit ruhiger Ueberlegung, mit vorläufiger strenger Geheimhaltung des Geschehenen, Mittel und Wege ersinnen, unser verirrtes Kind auf andere Bahnen zu lenken. — Das Erste wird sein, daß ich nach L. reise und mit aller Schonung ihr das Sträfliche ihrer Handlungsweise klar mache und in allem Ernste ermahne, ja auffordere, dem unseligen Verhältnisse zu entsagen."

„Hilft Güte nicht, dann muß und soll die Strenge mit eiserner Consequenz gehandhabt werden."—

„Ja, bester Mann"! so soll es gehalten werden; ich sehe es ein wie sträflich unser Kind auch gehandelt hat, daß, wenn wir den Scandel in die Oeffentlichkeit bringen, wir unser eigen Fleisch und Blut, dem allgemeinen Schimpf unserer Leute aussetzen und somit auch uns blamiren, die wir so wenig Acht auf den Umgang unserer Tochter gehabt."—

Digitized by Google

„Du fährst schon morgen", fährt Frau C. in ihrer Rede fort, „nach L. von wo du B. wenn sie unseren Wünschen sich nicht gefügig zeigt und ihre Liebschaft als eine Jugendverirrung anerkannt, mit wieder nach hier bringst, wo sie dann noch der Strenge unserer heiligen Gesetze behandelt werden soll."—

* * *

Die Sonne hatte eben ihre letzten Strahlen der herbstlichen Flur entsandt, als eine Anzahl junger Mädchen singend den Waldweg hinter L. herabkam. Unter ihnen befand sich auch Fräulein B. welche mit einigen Bekannten aus L. eine Tour in den L.'schen Wald unternommen hatte, von dessen höchster Höhe man die reizendste Aussicht in das Moselthal, bereits bis nach W., ein viele Stunden stromabwärts liegendes großes Dorf, genießt.—

Als sie eben die Schwelle des St.'schen Hauses betreten wollte, kam aus einer Seitengasse ihr Vater, so, daß derselbe fast gleichzeitig mit ihr in's Haus trat.

Das urplötzliche Eintreffen desselben wirkte so überraschend auf sie ein, daß sie kaum den Vater begrüßen konnte. Ohne irgend welche Ursache, zitterte sie am ganzen Körper. Doch, trotz der maßlosen Aufregung, in welcher sie sich unerklärlicher Weise befand, war es ihr nicht entgangen, daß sein Gruß kalt und gemessen war, daß er sie nicht in der gewohnten herzlichen Art empfing.

Frau St. war nicht wenig erstaunt ihren Bruder schon wieder bei sich zu sehen, da er erst vor kaum fünf Tagen in L. gewesen, und sie konnte es nicht umgehen,

ihn um die Ursache seines unerwarteten Kommens zu befragen.

C. schützte geschäftliche Gründe vor, die ihn nach L. geführt, womit sich seine Schwester befriedigt fand. Aber unsere kleine B. erschaute hinter den vorgeschobenen geschäftlichen Motiven, andere Gründe, welche den Vater zur Reise nach L. veranlaßten. Es stand bei ihr, schon nach einer Stunde der Anwesenheit des Vaters als eine ausgemachte Thatsache fest, daß entweder eine Unvorsichtigkeit von A. oder Verrath seitens ihrer Freundin E., ihr Verhältniß zu Ersterem, vor die Eltern gebracht habe, denn das Benehmen ihres Vaters war nach allen Seiten hin, dem entsprechend.—

Man setzte sich zu Tische; und, wie sehr man sich auch bemühte, sich in der alten herzlichen Weise zu unterhalten, so gelang es nicht, es war eine Stimmung in dem kleinen Kreise zu Tage getreten, die gleich einer Gewitterschwüle auf den Gemüthern lastete. Alle Anzeichen eines nahen Sturmes waren vorhanden.

C. sprach am Abend kein Wort über seine Mission, auch nicht zu seiner Schwester und derem Manne, seinem Schwager.—

Das Abendgebet wurde nach strenggläubigem Ritus mit dem Bewickeln des Gebetsriemens gesprochen, und als der Hausherr in der üblichen Weise, da er Vorbeter war, den Segen ertheilt hatte, begab man sich zur Ruhe.

Doch, nicht alle Insassen des St.'schen Hauses hatte, als der Wächter die zwölfte Stunde blies, des Schlummers sanfte Flügel beschattet.

Unsere B. hatte sich unausgekleidet auf ihr Bett geworfen; ein unnennbares Weh durchfurchte ihre Brust

und finstere ja drohende Gestalten umschwebten ihr Lager, wenn sie im Halbschlummer eingedusselt war. Wohl war der Sturm noch nicht losgebrochen; doch deutlich konnte sie aus der Ferne sein Tosen und Brausen vernehmen. Die schreckliche Alternative zwischen Entweder — Oder, — stand vor der Thüre; jetzt heißt es: der Kindespflicht — aber auch der Pflicht des Herzens, ihren schuldigen Tribut darbringen.

„Was wirst du, o silberhell leuchtendes Gestirn, du holder Abendstern! schon in der kommenden Nacht, in diesem trauten Zimmer, dem du so traulig zustrahlst erblicken?

„Eine von Vater und Mutter verstoßene, einsam und verlassen weinende Braut!" —

Und an das offenstehende Fenster tretend, spricht sie weiter: „O, ihr unseligen zwei Silben: „„Jüdin, ja Jüdin!"" — schrecklich tönt ihr mir in dieser mitternächt'gen Stunde in's Ohr! Euch muß ich, will ich die heiligsten Banden nicht zerreißen, Jugend und Lebensglück opfern!"

„Doch, ich habe Treue bis in den Tod, ihm, dem theuern Geliebten, geschworen; komme drum, was da wolle, ich halte sie, denn eine echte Tochter Israels, darf nicht meineidig werden!"

Als der Morgen im fernen Osten graute, war ihr Entschluß gefaßt; sie war auf die Seite des Geliebten getreten, an ihr war fortan ihr Platz, sollte sie auch mit denen, die ihr das Leben geben für immer brechen müssen.—

Angekleidet, wie sie sich hinlegte, erhob sie sich von ihrem Lager um den Kaffee zu bereiten. Nachdem das

Morgengebet gesprochen und der Kaffee eingenommen war, ersuchte C. seine Tochter und Anverwandten, mit ihm ins Nebenzimmer treten zu wollen, wo er ihnen wichtige Mittheilungen zu machen habe, die von unberufenen Ohren nicht gehört werden sollten.—

Dort eingetreten, sprach er: „Meine Lieben! nicht geschäftliche Gründe, die unendlich tief gehen, die das Herz des Vaters, einer mit der Verzweiflung ringenden Mutter, mit Dolchspitzen, ja mit mehr, als mit solchen, verwunden," haben mein Herkommen veranlaßt.

„Ich will mich kurz fassen und Euch mittheilen, daß unsere Tochter, die hier vor mir steht, soweit von dem Weg unseres heiligen Glaubens abgeirrt ist, daß sie sich nicht entblödete mit einem Christen ein Liebesverhältniß anzuknüpfen und sich mit demselben zu verloben."—

„Wie B.'chen, mit einem Christen verlobt, sagst du lieber Bruder!" rief Frau St.; „Du bist belogen worden, man hat Dein Kind verleumdet; nicht wahr, mein Herzblatt, mein Täubchen? Sprich, Herzenskind, sage nein, schwöre es bei der heiligen Thora, daß es nicht also ist, ruft die Jüdin, B. leidenschaftlich an's Herz drückend."—

„Du schweigst mein Kind? Du hast also keine Antwort auf die zärtlichen Fragen Deiner Tante? O, Unglückselige! wärest Du nie geboren! Hätte an dem Tage, wo Du den überglücklichen Eltern geschenkt wurdest, kaum, als Dein erster Blick die Welt begrüßte, schon der Tod denselben geschlossen, so würde vieles Herzeleid Deinen armen Eltern erspart worden sein! Dein Schweigen ist eine Bestätigung des Gehörten." —

Digitized by Google

„Im Namen der Liebe, mit welcher wir Dich, als die zärtlichliebensten Eltern, bisher umfingen, fordere ich Dich hiermit auf zu antworten auf die gegen Dich von mir gemachte Anschuldigung.

Und, gleich wie aus einem schweren Traume erwachend, hob sie langsam ihr fest an dem Boden heftendes Auge empor, und, indem sie es voll und fest auf ihren Vater richtete, sprach sie: „Ja, bester Vater! es ist so, wie Du, wahrscheinlich von verrätherischer Zunge erfahren. Ich gehöre mit ganzem Herzen, mit allem Denken und Empfinden, einem Christen, einem edlen Manne an und nichts, selbst wenn ihr mir die Stätte meiner Geburt, die Elternliebe, versagt, kann mich von meinem Geliebten scheiden!

Wohl fühle und empfinde ich, wie tief, wie unendlich tief ich Euch, geliebte Eltern! damit verletze, daß ich den Haß meiner Glaubensgenossen mir dadurch in größtem Maße zuziehe und als eine Geächtete ausgestoßen werde; aber, bei dem allmächtigen Gotte sei es gesagt, ich kann nicht anders, und bitte daher um Schonung — um Vergebung! Ist auch er doch, der Geliebte, wie ich, ein Kind des Gottes, welcher auch mich werden ließ!“ —

„Du hast mit dieser Sprache, mit diesen, die heiligsten Rechte verletzenden Worten, über das Geschick deiner Zukunft entschieden!“ rief C. in mächtig aufwallendem Zorn; „sofort hast Du Dich anzuziehen und mir nach Sch. zu folgen.—

Jedoch, ich frage Dich nochmals: Willst Du der sträflichen Liebschaft entsagen und derselben als einer verderblichen fluchen? Dann soll Dir von Herzen vergeben sein.“

„Liebstes B.'chen! sprich ja, sprich ja mein Herzenskind! reiß dich nicht auch von meinem Herzen los!" bestürmte Frau St. die Unglückliche, Fluch und Schande über Dich, wenn Du nicht entsagst!"

„Nein, und wiederholt nein!" sprach Frln. B. mit fester Stimme. „Gott möge richten, wenn ich Unrecht thue."—

Ohne sie auch nur eines Blickes, vielweniger eines Wortes zu würdigen, wandte sich ihre Tante von ihr ab; und als sie mehr gestoßen als geführt, über die Schwelle des Verwandtenhauses trat, um nach Sch. zurückzukehren, da war keine Hand mehr da, die ihr den Abschiedsgruß zuwinkte und in die ihrige sich legte.

Wie eine Ausgestoßene schritt sie dahin, in einiger Entfernung von ihrem grollenden und zürnenden Vater gefolgt, welcher sein eigen Fleisch und Blut nicht mehr würdig hielt, an seiner Seite gehen zu dürfen.—

So tief können religiöse Vorurtheile den Menschen zu blindem Haß fanatisiren. — Das starre mosaische Gesetz kannte keine Gnade, kein Erbarmen für den gegen die heiligen Gesetze, offenbar Verstoßenden; mit eiserner Consequenz verfolgt es den Verirrten und rettungslos ist er verloren.

VIII.

In das stille Judenhaus zu Sch. war mit der Rückkehr von Fräulein B. der Geist des Unfriedens, des Haders, eingekehrt und kein Tag verging, wo nicht die aufregendsten Scenen in demselben sich abspielten.

Der Grund, die Veranlassung zu der großen Umwandelung, war die Verlobung der Tochter des streng-

gläubigen Judenhauses, mit dem Förster A. von J. einem Christen.

Jedoch, auch nichts vermochte die standhafte Braut, selbst die empfindlichsten Mißhandlungen, die sie erdulden mußte, von dem Gelöbnisse ihres Herzens abzubringen, und alle Mittel, welche ihre Eltern und Brüder anwanden, um sie zum Widerruf zu zwingen, waren und blieben fruchtlos. —

Die Wuth der Ihrigen war eine grenzenlose, was daraus hervorging, daß sie, die alle mit zärtlicher Liebe an dem Mädchen hingen, zu Thätlichkeiten gegen sie sich hinreißen ließen. Ja, man ging soweit, sie dem Rabbinate in Trier als eine Abtrünnige zu bezeichnen und sie sollte demnächst öffentlich in der Synagoge angespeit werden, der größte Schimpf der einem Israeliten widerfahren kann. —

„Und, wenn Ihr mich an Ketten schmiedet oder mich zu Tode peitschet, so weiche ich keinen Schritt von dem Wege meiner Liebe ab," so sprach sie, die Muthige, in Stunden, wo man mit roher Gewalt ihr begegnete. „Die Liebe ist ein Funke, den Gott dem Sterblichen in's Herz senkte; er kann darum, wenn das Feuer, was er anfacht, nicht auf verbotenem Wege genährt wird, kein sträflicher sein, selbst nicht, wenn Christ und Jude, seine heilige Flamme verbunden hält! — Die religiösen Schranken, die bisher so starr und einseitig uns von dem Christen fern hielten und nicht mit demselben in edlere nähere Beziehungen treten ließen, sie müssen fallen, denn wir gehen einer Zeit entgegen, wo die blinde Fessel des mosaischen Glaubens, Kraft und Bedeutung verliert, weil er den Zeitverhältnissen, der Zeitströmung

Digitized by Google

und der Wissenschaft, nicht mehr angemessen ist. — Statt dem auserwählten Volk, werden wir, verharren wir bei den alten Satzungen, ein Stein des allgemeinen Anstoßes!"

Die kühne Sprache des achtzehnjährigen Mädchens, sie wurde leider, wie wahr sie auch war, der peinlichste Kerkermeister desselben, denn von dieser Stunde an wurde sie wie eine Gefangene in ihrem Zimmer gehalten, gänzlich abgeschnitten von jedem menschlichen Verkehr. —

Doch, die Liebe ist erfinderisch; selbst in ihrer strengen Haft fand sie Mittel und Wege brieflich mit dem Geliebten verkehren zu können, ihm zu sagen, welchen Leiden sie um ihrer Liebe willen, ausgesetzt sei. Papier, Tinte und Feder, hielt sie in in ihrem Bette verborgen. Wenn also die Ihrigen sich zur Ruhe gelegt hatten, dann schrieb sie und brachte, indem sie an einem Seile, was sie sich zu verschaffen gewußt, aus ihrem Zimmer, welches zum Garten gelegen war, sich herabwand, den Brief in den nächstgelegenen Briefkasten.

Seine Briefe legte er, ebenfalls bei Nacht, in eine Hecke, in der Nähe des Gartens in bestimmten Pausen wo sie sie dann abnahm; jedoch immer auf dem eben beschriebenem Wege.

An jener Hecke war es auch, wo sie in einer recht stürmischen Oktobernacht, zum erstenmal, seit Wochen, an seinem Herzen lag und an demselben, von Schmerz und Weh förmlich betäubt, sich so recht ausweinen konnte. — Sie hatte es gewagt ein Rendezvous zu veranlassen, denn wie nah sie sich oft auch waren, so

Digitized by Google

ſchien es ihnen doch nicht rathſam, wenn auch nur auf Minuten, ſich zu nähern.

Heute galt es zu entſcheiden, was mit ihr in der nächſten Zeit geſchehe, denn die Behandlungsweiſe der Ihrigen, war nicht mehr zu ertragen; Furien gleich, fiel man über ſie her, wenn ſie nur den Namen des Geliebten nannte. Auch ſtand der Sabbath vor der Thüre, an welchem ſie, mit Tüchern behangen, zum Anſpeien vor die Gemeinde geführt werden ſollte. —

„Soweit, meine Theure! ſprach A. tiefbewegt, ſoll es und darf es nicht kommen.“ „Du haſt ſchon zu viel erdulden müſſen und es iſt Unrecht von mir, Deine ſtandhafte Treue nicht ſchon früher mit einer Entführung aus den Händen Deiner Peiniger, gelohnt zu haben. — Du flieheſt aus Deinem elterlichen Hauſe, denn Eltern, welche in ſo gemeiner Art, dem Kinde, was ſie erzeugt und geboren, begegnen, wie die Deinigen Dir gegenüber auftreten, haben längſt die Elternrechte verloren. In dem Hauſe meiner Eltern in D. bei Saarbrücken, da ſollſt Du ſo lange weilen, bis daß uns des Prieſters Segen vereint. Am nächſten Montag, alſo in fünf Tagen, Nachts, wenn der Wächter zwölf bläst, dann nehme ich an dieſer Stelle Dich in Empfang, dann gehörſt Du mir und ich werde mit dieſem Arm, den der Kampf für's heilige Recht, auf Frankreichs blutgetränkten Fluren, geſtählt, Dich ſchützen und ſchirmen — und, wenn es Noth thut, Deinen Verfolgern zu begegnen wiſſen!“ —

„Mein theurer Freund! ich folge Dir, wohin Du mich führſt, denn da, wo Du biſt, iſt meine Sonne,

mein Licht, säße ich auch mit Dir im finsterſten Kerker," hauchte ſie ihm entgegen. —

Unbemerkt, wie ſie entkommen, langte ſie auch wieder in ihrem Zimmer an, wo bald ein tiefer, feſter Schlummer ſie erquickte, was in Wochen nicht mehr der Fall geweſen.

Tag um Tag verging unter derſelben Folter von Demüthigungen und Mißhandlungen. Von der ſonſt ſo zärtlichen Mutter war keine Spur mehr vorhanden; der Vater und die Brüder arteten in die unbändigſte Roheit gegen ſie aus, ſo, daß ſie ſchließlich die Stunden zählte, bis zu der Nacht, die ihren Feſſeln, ihren Leiden, ſie entführen ſollte.

Sie kam und ſenkte ſich mit weichem Flügel auf die Erde herab. Als der Wächter die zwölfte Stunde geblaſen hatte und ſie denſelben ſeiner Wohnung wieder zugeſchritten wähnte, da war ihr Bündel mit der nothdürftigſten Kleidung, geſchnürt und mit feſter Hand befeſtigte ſie das Seil, an welchem ſie dem Elternhauſe auf immer Lebewohl, ſagte. Noch einmal ſchaute ſie zurück, nach jenen trauten Räumen, in welchen ihr die goldenen Tage der Kindheit gewinkt, wo ſie die ſüßen, wonnigen Träume des Lebensmai's, geträumt und als zärtlich geliebtes Kind, im Arm der Mutter gebettet lag.

Mit dem leiſen Rufe: „Leb' wohl, du Stätte meiner Geburt, du liebes Elternhaus! lebt wohl, geliebte Eltern und Brüder! Gott verzeihe Euch alles Unrecht, was Ihr an mir gethan, ich vergeb' es Euch von ganzem Herzen! Gott ſei mit mir und meiner Liebe!" glitt ſie eiligſt an dem Seile herab.

Doch, noch hatten ihre Füße den Boden nicht er-

reicht, als die Arme des ihrer harrenden Geliebten, sie schon umfingen und raschen Laufes sie von dannen trugen. Ein seitwärts am Wege stehendes Gefähr nahm sie auf, und nun ging es im angestrengten Galopp vorwärts nach Trier.—

Als der, in der für unser Paar bedeutungsvollen Nacht gefallene erste Reif, die Strahlen der Morgensonne begrüßte und in deren goldenem Licht wie Crystall klitzerte, da lenkten unsere Fliehenden in den Bahnhof zu Trier ein, wo bald das Dampfroß sie weiter, der neuen Heimath zuführte.—

In dem C.'schen Hause zu Sch. hatte vergebens die Judenschaft der Umgegend am andern Morgen sich versammelt, um die Abtrünnige in den Staub tiefster Erniedrigung zu treten; denn, als der Rabbiner die große Sünderin zum Schächergang nach der Synagoge abnehmen wollte, war ihr Zimmer leer. Das offenstehende Fenster und das von Außen befestigte Seil, belehrte ihn, daß der Vogel seinem Neste entflohen sei; und mit der Nachricht, daß die Verirrte durch die Flucht dem Arme des heiligen Gesetzes sich entzogen habe, kehrte er nach Trier zurück um sofort auf dringenden Wunsch der nicht wenig bestürzten Eltern, bei der zuständigen Behörde, deren Verfolgung zu veranlassen.

An A., welcher an demselben Abend wieder nach J. zurückgekehrt war, prallten alle Anläufe, seitens der Eltern und Brüder seiner Braut, resultatlos ab, da er auf Nichts sich einließ, weder auf Erörterungen noch Fürsprachen, eine Handlungsweise, die er mit unerschütterlicher Consequenz durchführte. Daß Frln. B.

seine Braut sei, bestätigte er ohne Rückhalt; von ihrem Aufenthalte gab er vor, nichts zu wissen.—

IX.

In dem bescheidenen Beamtenhause zu D. fand unsere kleine B. obgleich sie Jüdin war, eine recht herzliche Aufnahme. Die unerschütterliche Treue und standhafte Hingabe an den geliebten Gegenstand ihrer Liebe, flößte den Eltern A.'s das größte Vertrauen zu seiner Erwählten ein, so, daß sie bald die Liebe zu ihrem Sohn auch auf dieselbe übertrugen und das Mädchen mit aller Aufmerksamkeit behandelten.—

Täglich schloß sich das verlassene Kind enger an die lieben alten Leute an; ein zweites Elternhaus war ihr geöffnet, sie wollte nun auch ihrerseits, demselben sich würdig zeigen, indem sie sich bemühte, nach allen Seiten hin, dem ehrbaren Paare Vergnügen durch thätiges Eingreifen in die wirthschaftlichen Verhältnisse, zu machen.

Mit der Liebe zu den Eltern A.'s wuchs und reifte auch in ihr der Wunsch, dem Bekenntniß des Geliebten angehören zu wollen, da sie mit dem Glauben ihrer Väter schon längst gebrochen hatte.—

Ihr Verlobter, dem sie diesen Herzenswunsch mitgetheilt, ließ ihr in dieser wichtigen Gefühlssache, freies Feld, er suchte sie weder für denselben zu beeinflussen noch dazu zu bereden; nur ihre freie, unbeeinflußte Ueberzeugung sollte entscheiden.

Bei den Eltern und Angehörigen ihres Geliebten fand natürlich dieser Wunsch lebhaften Wiederhall; man belobte denselben und ließ ihr merken, daß sie damit

auch die letzte Schranke beseitige, die sie noch von den innigeren Beziehungen zu der Familie trenne.

Das nur wollte sie wissen, das räumte in ihrem Innern auf den letzten Scrupel hinweg. „Jene unglückseligen zwei Silben, die so großes Herzeleid mir gebracht, sie sollen und müssen nunmehr aus der Geschichte meiner Zukunft gerissen werden; ich habe mit Juda auf immer gebrochen."—

Und sie wurde die aufmerksamste Schülerin des würdigen Pfarrer Br. zu D., der mit aller Wärme seiner Confirmantin die Lehre von dem gekreuzigten Heiland vortrug.—

O, wie belebend, wie beseligend wehte sie die Heilslehre von Golgatha an! Wie der Sonnenstrahl, nach rauhen, stürmischen Tagen die Erde und deren Bewohner erquickt, so erquickte sie die erfüllte Botschaft des großen Messias, auf welchen noch immer die Juden vergeblich hoffen.—

Als sie an dem Tage ihrer Taufe vor der versammelten Kirchengemeinde zu D. an geweihter Stätte das christliche Glaubensbekenntniß beschwor und laut und vernehmlich hersagte, da konnte jeder Anwesende die Ueberzeugung mit aus der Kirche nehmen, daß sie eine Christin nach dem Herzen Gottes geworden, so innig und zum Herzen sprechend, flossen ihr die heiligen Worte von den Lippen.—

Es war ein großer Freudentag, ihr Tauftag, in dem A.'schen Hause, an welchem selbstredender Weise, ihr Bräutigam nicht fehlte. Mit ihrer Taufe, feierte man auch die offizionelle Verlobung. Ein Onkel von A., welcher ohne Kinder war, adoptirte sie, womit ihre

Eltern auch den letzten Anhalt verloren, sie auf gesetzlichem Wege zur Rückkehr zu zwingen.—

„Nun, mein Geliebter! ist die Bahn frei, auf welcher wir vereint durch's Leben wallen sollen," sprach sie als sie aus der Kirche zu Hause angekommen und die Glück- und Segenswünsche der Angehörigen, entgegengenommen hatten.

„Auch jene verhaßten zwei Silben, die an meine Geburt sich hefteten, sind vertilgt, ausgelöscht; an deren Stelle ist mit unvertilgbarer Schrift nur eine Silbe getreten, die jedoch ein großes Wort bildet, dessen Träger ich sein darf!? — Christ! Geliebter! o, wie wohlthuend, wie erhaben klingt das mir in's Ohr!" — Ich darf nunmehr auch zu dem Gotte beten, auf dessen Namen Du getauft bist und mit Dir denselben loben und ihm dienen an heiliger Stätte!"

„Göttliches Mädchen!" rief A., überwältigt von dem Eindruck ihrer tiefen Worte; „wie kann ich Dir würdig begegnen und alles Das, was Du für und um mich gethan, vergelten?!"

Und sich innig an den Geliebten schmiegend, erwiederte sie:" Den Preis für Alles habe ich in Dir und Deiner Liebe; dieselbe darf wohl solch' kleiner Opfer, wie ich gebracht, würdig erachtet werden!" —

* * *

A.'s Versetzung nach dem Reichslande war so ziemlich eine ausgemachte Thatsache.

Es litt ihn nicht mehr in der Nähe des Schauplatzes, wo die Erwählte seines Herzens so Unsägliches erdulden mußte. In der Nähe von Reichshofen wurde

Digitized by Google

er als Königl. Förſter ſtationirt; dorthin ſollte die Geliebte ihm bald als treuſte Lebensgefährtin, folgen.

Noch einmal verſuchte die C.'ſche Familie die Rückkehr ihres Kindes auf geſetzlichem Wege zu erzwingen, indem ſie der Polizeiverwaltung in Saarbrücken Auftrag zur Vorführung ertheilte. —

Aber, wie ſchrecklich ſah ſie ſich enttäuſcht, als ſtatt ihres Kindes die amtliche Mittheilung eintraf, daß die Tochter Chriſtin geworden und als Adoptivtochter des Herrn Revierförſters A. zu H. geſetzlich anerkannt ſei. Die Behörde ſehe ſich daher außer Stande den weiteren Rechtsweg im Intereſſe der Sache, zu verfolgen.

Das war mehr wie ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel, das war ein Schlag, ſo gewaltig und wuchtig, daß Frau C. demſelben beinah erlegen wäre.

Doch nur auf Stunden behielt die Mutterliebe, jener heiliger Götterfunken, welcher oft in der ſelbſtverleugendſten Weiſe dem Kinde ſich opfert, die Oberhand; der eingefleiſchte Haß, der blinde Fanatismus der Jüdin ſiegte und ſie verfluchte die Stunde, wo ihr, verlorenes Kind geboren wurde, ja, ſie bat den Gott Jehova, daß er das Bewußtſein, Mutter desſelben einſt geworden zu ſein, aus ihrer Bruſt reißen möge.

Ein Brief ähnlichen Inhaltes ſchrieb ſie ihrer Tochter, deren Aufenthalt der Familie ſchon längſt bekannt war; doch es waren kalte Schläge, die nicht zündeten und das Herz der Tochter nicht rührten.

Da nach dem neuen Civilgeſetz eine Verheirathung ohne Einwilligung der rechtmäßigen Eltern vor dem 25. Jahre nicht geſchloſſen, reſp. ſtattfinden kann, ſo wurde beſchloſſen, die Trauung im Reichslande, wo die franz.

Rechte noch in Kraft, vollziehen zu lassen und Herr Pfarrer Br. von D. versprach der Braut, ihrem Wunsche, von ihm getraut zu werden, zu willfahren und in ihrer neue Heimath, dem Bunde ihrer Herzen, die kirchliche Weihe zu ertheilen.

X.

Der bedeutungsvolle Tag, wo der würdige Pfarrer Br. zu D. der muthigen kleinen Braut, den Gatten zuführte, war herangenaht.

Es war ein Festtag, der Hochzeitstag unseres Brautpaares, im wahren Sinne des Wortes, denn von Nah und Fern hatten sich die Glieder der würdigen A.'schen Familie, zu demselben nach L., dem Dienstort des jungen Försters, begeben.

Das schlichte Gotteshaus zu L. war zum Erdrücken voll, denn ein Jeder wollte die Braut sehen, die einst Jüdin war und aus Liebe zu ihrem Geliebten das Vaterhaus verlassen hatte und Christin geworden war. Der Pfarrer hielt eine ergreifende Traurede, deren Text er der Geschichte des Erzvaters Jakob entlehnte und also lautete: „Geh' aus deiner Freundschaft und deines Vaters Haus in ein Land, daß ich dir zeigen werde, dort will ich dich segnen und zu einem großen Volke machen". Kein Auge blieb trocken als derselbe in kurzen Umrissen alles das mittheilte, was die muthige Braut um ihrer Liebe willen erdulden mußte. „Ja", so schloß er, geschätztes Brautpaar! Euch hat der Ernst des Lebens schon vor Eurer Verehelichung recht bitter gewinkt; wenn also noch trübere Stunden kommen sollten, dann seit Ihr geharnischt,

daß deren Pfeile, wie spitz sie auch sein mögen, nicht empfindlich mehr verwunden können! Besonders Du, geliebte Braut! hast es bewiesen, was der Mensch vermag, wenn er auf festen Grundsätzen das Fundament seiner Tage baut!"—

„Die Opfer, die Du dem Manne Deines Herzens gebracht, sind wohl ein Leben voller Liebe, ein Leben innigster und zärtlichster Hingabe, ein Leben wahrster und lautersten Treue, werth! Gott gebe, daß Du dasselbe finden mögest, was ich und alle Diejenigen, die Deinen Erwählten kennen, nicht bezweifeln".—

Man überhäufte das junge Ehepaar fast mit Geschenken, die theilweise nicht unbedeutenden Werthes waren und für den neuzugründenden Hausstand, besonders einschläglich sich zeigten.—

Da die junge Frau ohne alle Mittel war und ihre Eltern sie enterbt hatten, suchte man mit den Hochzeitsgeschenken das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, um sie nicht von vornherein dem unangenehmen Gefühle der Mittellosigkeit bloß zu stellen. Die Geschenke waren dem zufolge alle so gewählt, daß deren ganze Zahl, ein vollständiges Hauswirthschaftsmobiliar ausmachte.—

Ebenso muthig, so entschlossen, wie unsere kleine B. den Stürmen der Vergangenheit begegnete, trat sie auch in die neue Lebenssphäre einer Hausfrau und Gattin ein.

Wie der Schiffer, nach gefahrvoller Fahrt im Hafen glücklich angelangt, sich ganz dem Gefühle sicherer Geborgtheit hingiebt, so gab sich auch die junge Försterin ganz dem süßen Reize hin, den das Bewußtsein, nunmehr ganz dem geliebten Manne anzugehören, mit un-

zertrennlichen Banden demſelben verbunden und für alle Zeit vor den Verfolgungen der Ihrigen geſichert zu ſein, in ihrem Buſen wach rief. —

So war denn endlich nach harten und trüben Tagen der heitere Morgen erwacht, der der muthig kämpfenden, der beharrlich duldenden Geliebten, den Preis für ihre beiſpielloſe Treue und Standhaftigkeit, für ihre ſeltene Liebe und Hingabe zu dem Gegenſtande ihrer Verehrung, dem Manne ihres Herzens, darbrachte und ſie beglückt von der zärtlichſten innigſten Liebe eines edlen Mannes, mit demſelben für Zeit und Ewigkeit vereinte. —

Kein Haar breit iſt ſie von dem Wege abgewichen, den ihr Schwur, den ſie dem Geliebten bei ihrer Verlobung ablegte, ihr vorzeichnete. Als die Mißhandlungen der Eltern ſo empfindlich wurden, daß ſie dieſelben faſt nicht mehr ertragen konnte und zu wanken begann, da ermannte ſie wieder ihr Schwur: „Treu, bis in den Tod". Er begleitete ſie auf jedem Fußtritte bei der Flucht aus dem Elternhaus, bei ihrer Taufe, ja bis an die Stufen des Altars, vor welchem ſie das Gelübte ewiger Treue ablegte.

Und wie lange dem glücklichen Paare auch vergönnt ſein mag, vereint durch's Erdenleben wallen zu dürfen, ich bin überzeugt, keine Minute wird die junge Frau von ihrem Schwure abweichen, weil ſie einen Mann in A. erhalten, der ſein Weib faſt auf den Händen trägt und jeden Wunſch ihm ſchon aus den Augen lieſt, um ihn, bevor es demſelben noch nicht Ausdruck gegeben, zu erfüllen. —

* * *

Digitized by Google

Vor einigen Jahren hatte ich das Vergnügen die junge Frau A., die Heldin unſerer Erzählung, kennen zu lernen. Ich ſah ſie damals als glückliche Mutter eines allerliebſten kleinen Mädchens, welches, wie ſie mir mittheilte, faſt angebetet von ihrem Manne wurde. Aus ihrem Munde habe ich ihre Erlebniſſe, die ich in vorſtehender Erzählung wiedergegeben, erfahren; dieſelbe iſt darum auf Thatſachen begründet und aus dem Leben zweier Menſchenleben gegriffen, die noch jung an Jahren unter den Sterblichen weiter blühen und erſt begonnen haben, für das eigentliche Leben wirkſam und thätig zu ſein. —

Wenn ich Namen nicht nannte, ſo geſchah es aus Pietät gegen die aktirenden Perſonen ſpeziell der Heldin meiner Erzählung, und aus dem Grunde, weil ſie mir in der zutraulichſten Weiſe das Buch ihrer trüben Vergangenheit aufſchlug, ohne mich zu autoriſiren, deſſen Inhalt an die Oeffentlichkeit zu bringen, — was ich doch gethan habe, da ein ſolch' reicher Stoff unbenutzt für die Feder nicht bleiben durfte. —

Möge die Jüdin mancher Chriſtin als leuchtendes Vorbild dienen und beſonders Denjenigen als Muſter vorgeſtellt ſein, denen es an der Zierde der Weiblichkeit: „an Treue und Beſtändigkeit mangelt.“ —

Meine Begegnung mit Goethe.

Nach mündlichen Mittheilungen erzählt.

„Es war im Jahre 1819," so erzählte mein Gewährsmann, „als ich auf einer Geschäftstour über den Hunsrücken in Büchenbeuern, im Schüler'schen Gasthause übernachtete. Schon bei meinem Eintritt in das mir sehr bekannte Haus, nahm ich eine außergewöhnliche geschäftige Thätigkeit des gesammten Personals wahr, was mich befürchten ließ, diesmal kein Unterkommen in demselben zu finden. Ich dachte mir irgend eine Festivität, wie Kindtaufe oder Hochzeit, im Hause vorbereitet oder feiern wissen zu müssen; doch ich sollte bald eines Besseren belehrt werden.

Nachdem ich dem alten, trotz seines Silberhaares noch rüstigen Gastgeber „Gutenabend" gesagt und einen Schoppen bestellt hatte, kam derselbe, bezüglich der Logisfrage, mir schon entgegen, indem er mich frug: ob ich für die Nacht sein Haus beehren oder mit der Post noch später nach Bernkastel, meiner Vaterstadt, zurückkehren wolle.

Ich bejahte das Erstere, da ich für den folgenden Tag noch in der Gegend zu thun hatte.

Meiner Neugierde, was denn eigentlich die außerordentliche Regsamkeit seines Personals in Küche und Speisezimmer, heute Abend veranlasse, konnte ich keine Zügel mehr anlegen, und, gerade auf das Ziel meiner

Wünsche lossteuernd, frug ich Herrn Schüler nach der Ursache derselben."

„„Ich erwarte, mein bester Herr P.", so lautete die Antwort, „Gäste von Destinktion für die Nacht, deren Ankunft per Staffete heute Mittag mir angezeigt wurde. Stand und Name wurde nicht genannt, es soll auch meinerseits nicht darnach gefragt werden, da die Herrschaften, wie man bei Personen von Stand auf der Reise es gewohnt ist, incognito reisen. — Es wurde ein Souper für vier Herren und ein gewöhnliches Abendessen für sechs Diener bestellt.""

„Ein Räthsel war nun bereits gelöst, doch meiner Neugierde noch lange nicht gedient, dieselbe steigerte sich vielmehr von Minute zu Minute, gereizt durch die wiederholt mir vorgelegte Frage: mit wem ich wohl die Ehre haben möchte unter einem Dache die Nacht weilen zu dürfen, fast zur peinlichsten Ungewißheit. —

Punkt neun Uhr verkündete Hörnerklang das Herrannahen einer Extrapost, und schon nach wenigen Minuten hielt dieselbe, gefolgt von zwei Beiwagen, vor dem Gasthofe.

Vier Herren entstiegen derselben, unter welchen ein alter Herr, durch hervorragende Größe und imponirendes Aeußeres, mir besonders auffiel. Ein kleiner korpulenter ältlicher Herr schien der vornehmste der Gesellschaft zu sein, denn die Dienerschaft sowohl wie die drei anderen Mitreisenden, behandelten denselben mit hoher Ehrerbietung und Aufmerksamkeit.

Auf Wunsch der hohen Herrschaften, auf deren Befragen: ob noch andere Gäste den Gasthof mit ihnen theilten, meine Anwesenheit kund gegeben ward, mußte

Digitized by Google

ich in demſelben Zimmer, in welchem ſie das Souper einnahmen, mein Abendeſſen verzehren, da ſie, um ihr Incognito zu wahren, jede Auffälligkeit vermeiden wollten.

Beſonders war es der große alte Herr, der ſich in der leutſeligſten Weiſe mit mir unterhielt, ſich nach dem Ziele meiner Reiſe, nach meiner Heimath ꝛc. erkundigte. Als ich ihm ſagte, daß Bernkaſtel meine Vaterſtadt ſei, da wußte er mir viel Schmeichelhaftes über deſſen romantiſche Lage, beſonders über das einem Alpenthal" ähnliche Tiefenbachthal ſüdweſtlich der Stadt gelegen, zu ſagen; auch über deren Geſchichte, welche tief in das deutſche Römerzeitalter hinabreicht, wußte er mir Vieles zu berichten, was mir, dem Kinde Bernkaſtels noch fällig fremd war.

„„Wir kommen,"" ſo fuhr er in ſeiner Rede fort, „„von Trier, dem alten deutſchen Rom, deſſen Alterthümer wir beſichtigt haben. Auf dem Rücken der Eiljagd, welche Ihnen wohl bekannt ſein dürfte, ließen wir uns ſtromabwärts des lieblichen Fluſſes, deſſen Reize ſchon 375 n. Chr. den Römer Auſonius begeiſterten, nach ihrer Vaterſtadt tragen, von wo aus wir per Wagen unſere Reiſe nach hier fortſetzten."" Auch der alte dicke Herr, deſſen hoher Rang ſich unleugbar in der Art und Weiſe, wie man ihn bediente, kennzeichnete, würdigte mich ſeiner Gunſt und Gewogenheit, indem er zu verſchiedenen Malen in unſere Unterhaltung eingriff und beſonders die Schönheiten und ſeltenen Reize des Moſelthales lobend hervorhob.

Erſt als die eilfte Stunde geſchlagen hatte, empfahlen ſich die Herren. Der große alte Herr, auf

deſſen hoher Stirne, ein höherer Genius unverkennbar ſeinen Stempel gedrückt hatte, reichte mir in der cordialſten Weiſe die Hand mit dem Wunſche, daß es mir wohl ergehen möchte. —

Noch immer ſchwebte ein myſtiſches Dunkel über den Gäſten, die ſchon längſt in Morpheus Armen ruhten, als ich noch raſtlos bei der Dienerſchaft mich verſuchte, deſſen Schleier zu lüften. —

Allein, fruchtlos ſchienen meine Bemühungen zu bleiben, trotzdem ich es an Verſprechungen, welche geeignet ſein durften, eine Bedientenſeele gewinnen zu können, nicht fehlen ließ; beharrlich blieb man bei der Weigerung: Rang und Namen der Herrſchaften nicht nennen zn dürfen — und zu wollen, ſtehen. Schon wollte ich unverrichteter Sache, der ganzen Geſellſchaft grollend, daß ſie einer faſt unerträglichen Ungewißheit, einer peinlichen, unbefriedigten Neugierde, mich preisgebe, mich zurückziehen, als der Erſte der Dienerſchaft, der ſogenannte Kurier, ſich noch zu einer vertraulichen Beſprechung, bei einer Flaſche Brauneberger, gewinnen ließ. Der feurige Moſelwein, er löſte dem ehrlichen Thüringer, (es war ein weimaer Kind,) ſehr bald die Zunge — und, als das letzte Glas der zweiten Flaſche ausgegoſſen war, da ſprach er: „„Verehrter Herr! unter der Verſicherung, daß Sie meine Mittheilungen erſt in einigen Tagen, wo wir inzwiſchen den Rhein erreicht haben werden, vor das Forum der Oeffentlichkeit bringen, will ich Ihnen mittheilen, mit wem Sie die Ehre hatten heute Abend zu ſprechen; Viele werden Sie darum beneiden.““

„Brennend beinahe vor Begierde zu erfahren,

wer die Herren seien, sicherte ich dem Kurir strengste vorläufige Geheimhaltung seiner Mittheilungen zu, worauf er nun den Schleier des Geheimnisses lüftete.

„„Der kleine, alte Herr, dem von allen Seiten besondere Aufmerksamkeiten erzeigt wurden, das ist Se. Hoheit der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar; der große alte Herr, der sich, wie ich wahrnahm, sehr lebhaft mit Ihnen unterhalten hat, das ist Se. Excellenz, der Herr Geheimerath und Dichter Wolfgang von Goethe; die beiden anderen Heren sind großherzogl. Kammerherren.““—

„So hatte ich denn die gewiß hohe Ehre,“ so schloß mein Gewährsmann seine Mittheilungen, „den größten deutschen Dichter in „Persona“ zu sprechen, aus seinem Munde die Reize meiner Vaterstadt und aus fürstlichem Munde die Schönheiten des Moselthales preisen zu hören.“ — „Fünf Jahrzehnte sind seit dieser denkwürdigen Begegnung schon verflossen, doch so lebendig wie ehedem steht die hohe Greisengestalt, das leuchtende Dichterauge, noch vor meinen Sinnen. Die Erinnerung an jene unvergeßlichen Abendstunden ist und bleibt der Silberblick meiner Vergangenheit.“ —

Lange schon deckt die kühle Erde meinen Gewährsmann; doch vorstehende Episode aus dessen sehr bewegten Leben, sie ist zu interessant, um sie der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Und, da dieselbe auch in weiteren Kreisen Gefallen erregen dürfte, so erlaubte ich

mir, treu der Tradition, ſie im erzählenden Gewande den Weg der Publikation betreten zu laſſen. —

Auf Einer Eisſcholle.

(Eine Erzählung von der Moſel.)

Es war im Jahre 1829, als nach monatelangem, ſtarkem Froſte, welcher über Flüſſe und Bäche eine faſt mehr als fußdicke Eisdecke gezogen, in der erſten Hälfte des Monats März Thauwetter mit Regen eintrat. Die feuchte, linde Frühlingsluft mit ihrem allmächtigen Werde," ſie hatte innerhalb acht Tagen das ſtarre Band, das die eiſerne Hand des Winters um die Mutter Erde gelegt hatte, gelöst — und des Lenzes Grün zeigte in Wald und Feld ſein Erwachen der Menſchheit an.

In Sturzbächen drängte von den Gebirgshöhen der geſchmolzene Schnee ſich in die Thäler hinab, deren Triften und Auen in kleine Seeen verwandelt, für den menſchlichen Fuß unpaſſirbar wurden. —

Bangen Herzens ſahen die Uferbewohner der Moſel dem Eisgange entgegen, welcher diesmal um ſo beſorgnißberechtigter ſich geſtalten mußte, als die Dicke des Eiſes eine faſt abnorme Stärke, früheren Wintern gegenüber, angenommen hatte, was ohnehin ſchon einen ſchweren Eisgang vorausſetzen ließ — und

zum Andern Hochwasser in Sicht war, welches selbstredend dessen Schrecken noch wesentlich erhöhte. —

Die gehegten Befürchtungen sollten leider traurige Wahrheit werden, denn ein Eisgang, wie er in Jahrzehnten nicht mehr erlebt ward, suchte die armen Flußbewohner schrecklich heim. —

In der Nähe des historisch berühmten Ortes Carden an der Untermosel, wo der Schiffer M. von J. schon seit Monaten mit seinem Schiffe festgefroren. Da dasselbe seine einzige Habe, Haus und Hof, ausmachte, so theilte seine junge Frau das unfreiwillige Winterquartier mit ihm. Doch dasselbe sollte für die Arme verhängnißvoll werden, denn als sie im Monat Dezember einem Knäblein das Leben gegeben hatte, schloß der Tod für immer ihr Auge, und tiefgebeugt stand der Schiffer, fern der Heimath, am Grabe der geliebten Gattin. —

Erst vor Jahresfrist war sie ihm zum Altar gefolgt, um als treue Gefährtin in seinem schweren Berufe ihm helfend und rathend zur Seite zu stehen. —

Sein einziger Trost — aber auch sein höchstes Glück, war sein Kind, sein Söhnchen, dessen Athemzüge er mit peinlicher Sorgfalt bei Tag und Nacht bewachte. Doch die Tage des Unglücks, sie sollten mit dem Heimgange der theueren Gattin ihren Abschluß noch nicht erreicht, sondern noch trübere und traurigere, als die bereits durchgekämpften, in dem Buche seines Lebens zu verzeichnen haben.

Der Eisgang mit seinen Schrecken und Gefahren, er umtobte in der fürchterlichsten Weise das schwimmende Heim des armen einsamen Schiffers. Thatsache, leider

schreckliche Thatsache war es, daß die schwachen Wände des Schiffes, der Wucht und Gewalt des anprallenden starken Eises, nicht Stand halten konnten; allein inmitten aller Noth — und angesichts der fürchterlichen Erwartung: an der Schwelle erneuten Unglücks sich hingestellt zu sehen, war seine einzige Sorge auf sein Kind hingerichtet, welches ruhig in seiner kleinen Wiege den Schlaf der Unschuld schlief und noch keine Ahnung von dem Doppelweh hatte, das seines Vaters Brust durchfurchte. —

Mächtiger, immer mächtiger, drangen Eis und Hochfluth auf das Schiff ein; doch des Schiffers starken Arme gelang es eine zeitlang mit dem Haag dem Anprallen der Schollen zu wehren, was ihn in der Hoffnung bestärkte, dem entfesselnden Elemente nachhaltigen Widerstand entgegensetzen zu können.

Allein nur zu bald sollte er belehrt werden, daß er trügerischen Hoffnungen sich hingab, denn schon in der nächsten Minute drang eine unheilverkündend sich heranwälzende große Eisscholle mit ihrer scharfen Spitze weit in den Bug des Schiffes ein.

Mit festem Blicke das Gefahrvolle der Situation, in welcher er sich befand, überschauend, sprang er in die Kajüte des schon stark sinkenden Schiffes, wo er Wiege und Kind mit seinen Armen umschlang und, gefolgt von dem treuen Wächter desselben, einem kleinen Spitz, auf's Deck eilte.

So wollte er zum Sprunge ausholen, um von Scholle zu Scholle dem nahen Ufer zu zuspringen, als sein Fuß auf dem durch den strömenden Regen glatt gewordenen Backbord 'ausglitschte und die Wiege auf

eine große Eisscholle seinen Armen entfiel, welche in rasender Schnelligkeit dieselbe, begleitet von dem kleinen Spitz, der ihr hastig nachgesprungen war, mit sich fortriß.

Der Schreck über das fürchterliche Unglück, was sich innerhalb weniger Sekunden vor den Augen des armen Mannes abspielte, hatte denselben förmlich gelähmt; starren ausdruckslosen Auges blickte er der verhängnißvollen Eisscholle nach, welche den Rest seines Lebensglückes, die letzte Hoffnungsfaser, die ihn noch an dasselbe fesselte, dem sicheren Untergange entgegenführte. — An eine Rettung des geliebten Kindes war nicht zu zu denken, denn schon hatte die Scholle es seinen Blicken entzogen, selbst in weitester Nebelferne war von demselben keine Spur mehr zu erspähen.

So wollte auch er seine Rechnung mit dem Leben abschließen und mit dem sinkenden Schiffe, seiner einzigen Habe, sich betten in des Flusses feuchtes Grab. Schon überflutheten Eis und Wellen das Deck desselben, schon ward es Nacht vor seinen Augen, als Stimmen vom Ufer her an sein Ohr schlugen, und er von kräftigen Armen sich umfaßt fühlte, die ihn sanft in einen Kahn hinstreckten, der ihn dann dem festen Lande zuführte. Eine Ohnmacht umnachtete den sonst so starken Mann und als er von derselben erwachte, lag er weich auf sanftem Pfühl gebettet in dem Hause eines Berufsgenossen.

„Mein Weib, mein Kind, mein Schiff!“ mehr vermochte seine von Leid und Weh gepreßte Brust nicht hervorzubringen, und starren, thränenlosen Auges irrte sein Blick von Person zu Person der ihn Umgebenden. —

Ein hitziges Fieber ergriff ihn und schüttelte im

Digitized by Google

heftigſten Froſte den armen verwaiſten Mann. Doch ſeine kräftige Conſtitution ſiegte, er genaß bald wieder — aber die Schreckensſtunde, die ihm ſein Kind entriſſen hatte, obgleich er das dritte Lebensdecennium noch nicht überſchritten, ſein hatte Haar gebleicht. —

Rentner G. von M. war an dem Schreckenstage eben von dem Mittagstiſche aufgeſtanden, als er inſtinktiv mit dem Fernrohr dem offenen Fenſter ſich näherte um auf die hochgehende, mit Eis überſäte Moſel, ſeine Blicke ſchweifen zu laſſen. Kaum hatte jedoch ſein Auge dem Glaſe ſich genähert und dem tobenden Elemente zugewandt, da rief er ſchon einem unter ſeinem Fenſter ſich poſtirten Trupp Fiſcher zu: „Männer! eine Wiege mit einem Hunde kommt auf einer großen Eisſcholle getrieben; flugs an's Rettungswerk, 50 Thlr. Demjenigen, der Wiege und Hund rettet!“ — Obwohl es ein gefährliches Wageſtück war, ſo unterzogen ſich doch drei beherzte junge Männer, angelockt von dem reichen in Ausſicht geſtellten Lohne, der ſchwierigen Aufgabe der Rettung, der in Todesgefahr ſchwebenden armen Weſen.

Der Himmel ſegnete die Anſtrengungen der braven Schiffer; Wiege mit Inhalt und deren treuer Gefährte und Wächter, wurden gerettet und triumphirend, Herrn G. überbracht, welcher mit ſeiner Gattin vom Fenſter ſeiner Wohnung aus dem gefährlichen Unternehmen zuſchaute und brünſtigen Gebetes Gott um ſeinen Schutz, ſeine Hülfe im Stillen anflehte.

Eine, unbeſchreibliche Freude, ein wahrer Jubel bemächtigte ſich des G.'ſchen Ehepaares, als ein bildſchönes Knäblein der vom Regen durchnäßten Wiege ent-

nommen wurde, welches, obgleich ſtarr von Näſſe und Kälte, dennoch dem überglücklichen Paare zulächelte. — Der kleine Spitz bellte vor Luſt und Freude ſeinen lieben Schützling nunmehr geborgen zu wiſſen.

Da die G.'ſche Ehe kinderlos war, ſo nahm ſich Frau G., von den Trieben zärtlichſter Mutterliebe durchdrungen, des kleinen Weltbürgers an, ein Vergnügen, das ihr um ſo mehr ihr Mann gönnte, als zwei liebe Kinder, in der Blüthe der Jahre, der Tod von ihrem Herzen geriſſen hatte. —

Beide wetteiferten in der Wartung und Pflege des lieblichen Kleinen, der wie eine vom Frühlingsthau genetzte Roſe gedieh und ſich mit dem kleinen Spitz immer inniger an die aufmerkſamen Pflegeeltern attachirte. Obgleich man ſich ſagte, daß das Kind die h. Taufe ſchon empfangen haben mußte, da man ſein Alter auf mindeſtens 6 Wochen tarifirte ſo ließ man es vorſorglich durch den Ortsgeiſtlichen nochmals taufen, wobei ihm der Name „Adolf" gegeben wurde, weil ſein Pathe und Pflegevater denſelben führte. — Das G.'ſche Ehepaar huldigte in religiöſer Beziehung ſtrengen Grundſätzen und es war ihm eine Gewiſſensſache, zu wiſſen, das ihr lieber Schützling durch das Sakrament der h. Taufe, dem Bunde der Chriſtenheit in der That einverleibt ſei. —

Adolf wuchs zur Freude ſeiner Pflegeeltern zu einem geſunden, geiſtig wie körperlich friſchen Knaben heran, der für die einſamen Jahre der Kinderloſigkeit, durch Fleiß und Folgſamkeit ſie reichlich entſchädigte. — Beider Haare hatte die Zeit und die Laſt der Jahre gebleicht, und da die Folgen des Alters ſich merklich

fühlbar machten, so begegneten sich beider Wünsche darin: durch eine gesetzliche Adoptirung Adolf zu ihrem Universalerben einzusetzen. Dieses schöne Vorhaben realisirte sich um so leichter, als G.'s Einfluß bis in die höchsten Beamtenkreise sich vortheilhaft geltend machte; auch ward seine schöne That ihm allerorts sehr hoch angerechnet. — Schon nach wenigen Wochen war Adolf legitimer Sohn und Erbe des G'schen Hauses, dessen würdiger Repräsentant in ihm zu wissen, Herr G. und seine liebe Gattin, zuversichtlich hofften. —

* * *

Zwölf Jahre waren seit der schrecklichen Katastrophe in Carden ins Meer der Ewigkeit hinabgeeilt, als eines Tages Adolf mit seinem Spitz dem Landen eines Schiffes vom Ufer der Mosel aus zuschaute. Unverwandten Auges musterte der am Steuer stehende Schiffer den Knaben und dessen vierfüßigen Begleiter.

Als das Schiff gelandet und der Anker in die Tiefe hinabgerollt war, traten dessen Insassen auf's Land. Der Steuermann wandte sich sofort an Adolf mit der Frage: „woher er den Hund habe, er habe seiner Zeit ein sprechend ähnliches Thier besessen." Adolf natürlich konnte ihm keine befriedigende Antwort geben, da ihm seine Eltern bis dato noch keine Enthüllungen über seine Herkunft gemacht hatten. Mit immer größerer, mit wachsender Aufmerksamkeit fixirte der Fischer den Knaben und dessen Gefährte, was denselben veranlaßte sich den Blicken des fremden Mannes zu entziehen. Zu Hause angekommen, erzählte er seinem Vater sofort

ſein Begegniß an der Moſel und verfehlte nicht zu äußern daß er des Fiſchers Benehmen ſehr tadele. — Sei dem, mein Junge," replicirte Herr G., „wie es wollte, du wirſt ſo freundlich ſein den fragl. Schiffer zu mir zu beſcheiden, ich habe mit ihm zu reden." —

Als gehorſames Kind that Adolf wie ihm befohlen wurde und nach Verlauf einer Stunde ſtanden der Schiffer und Herr G. ſich gegenüber.

„Sie haben," ſo hub Herr G. an, „vorhin die Frage an meinen Sohn gerichtet: woher er den bei ſich geführten Hund habe; auch glaube ich ſeinen Mittheilungen entnommen zu haben, daß ſie ihn und den kleinen Spitz in auffälliger Weiſe mit ihren Blicken fixirten; alles das veranlaßt mich die Frage an Sie zu richten: „Was an Beiden Ihnen denn ſo ſympathiſch erſchien, um beſonderer Aufmerkſamkeit ſie theilhaftig zu machen? Finden ſie irgend welche Aehnlichkeit an dem einen oder Andern mit Geſtalten aus Ihrer Vergangenheit, die vielleicht der Tod oder ein ſonſtiger Unfall Ihnen raubte?""

„Ja mein beſter Herr!" antwortete bewegt der Schiffer," das iſt der Fall; Beide, Knabe und Spitz, kommen mir bekannt vor, ziehen mich ſympathiſch an, denn ich vermeine in ihnen theure Weſen zu erblicken, welche dereinſt des Unglücks rauhe Hand mir raubte, gewaltſam von meinem Herzen riß!" —

„Ich weiß es, beſter Herr!, daß ich nur eitler Täuſchung mich auf Minuten hingab, verzeihen Sie daher meine Taktloſigkeit, mit welcher ich Ihrem Kinde begegnete."

„Ich habe Ihnen Nichts zu verzeihen, da Sie

weder mich noch meinen Sohn in irgend einer Weise beleidigten; unter Umständen dürfte die sympathsche Aufmerksamkeit, welche Sie zu meinem Kleinen und seinem Begleiter hinzog, eine hvollständig gerechtfertigte sein."

Und in seiner Rede fortfahrend, sprach Herr G.: „Erlauben Sie mir noch eine Frage: Haben Sie deeinst einen Sohn gehabt, der Ihnen vielleicht als kleines Kind verunglückte — und haben Sie ehedem, vielleicht zu derselben Zeit einen Hund, wie der in Rede stehender besessen?"

„Beides, guter Herr! habe ich vor zwölf Jahren mein Eigen genannt," entgegnete tiefbewegt der Schiffer. Und in kurzen Umrissen zeichnete er das Bild jenes Unglückstages in Carden, seines einsamen Lebens, als von Heimath, Existenz und Familie beraubter, verlassen in der Welt stehender Mann.

Als er geendet, unter Thränen geendet hatte, erfaßte G. seine Rechte, und mit der Bitte ihm folgen zu wollen, trat er mit ihm in ein Nebenzimmer ein, wo Adolf an einem Tische mit Schularbeiten beschäftigt und Frau G. in einem Sessel, eine Zeitschrift lesend, saß.

Mit aller Macht eine tiefe seiner sich bemächtigten Rührung niederkämpfend, ging Herr G. auf Adolf zu, den Knaben stürmisch an seine Brust pressend; doch schon in der nächsten Sekunde ließ er ihn los; mit von Thränen erstickter Stimme führte er ihn dem verblüfft dreinschauenden Schiffer, mit den Worten zu: „Hier liebster Freund! ist ihr Kind, ihr Sohn, den Sie in den Fluthen der Mosel begraben wähnen." „Auf einer Eisscholle treibend, rettete man ihn vor zwölf Jahren

mit dem kleinen Spitz aus den Hochfluthen der Mosel."

Sprachlos vor Freude und Erstaunen stand der Schiffer minutenlang da; doch das unaussprechlich hohe Vaterglück dessen Wonnen und beseligenden Gefühle er so lange entbehrte, es erwachte, es loderte mit seinen heiligen Flammen hoch auf — und beide Arme ausbreitend, wollte er sein todtgeglaubtes nun wieder gefundes Kind an sein Herz drücken, als Adolf erschreckt zu seiner Pflegemutter eilte, sie um Schutz vor dem fremden, zudringlichen Manne bittend.—

Herr G. sprach ihm beruhigend zu, auch Frau G. betheuerte ihm, daß ihm nichts geschehen solle. Der Schiffer, welcher einsah, daß es unmöglich sei dem Kinde auf diesem Weg näher zu treten, da es ja von seiner Herkunft noch keine Ahnung hatte, wollte sich zurückziehen; allein Herr G. hielt ihn davon ab.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er seinem Pflegekinde, dessen wirklicher Vater nunmehr gefunden war, Enthüllungen über seine Vergangenheit, über Geburt und Herkunft, machen mußte, eine Aufgabe, welcher er sich mit vielem Geschick und großem Takte entledigte.

Als vernünftiges, wohlerzogenes Kind beanstandete Adolf, nach dem ihm von seinem Pflegevater Mitgetheilten, nicht mehr seinem legitimen Vater die Hand zum Willkommengruße zu reichen und den Tribut kindlicher Liebe und Ergebenheit, einen Kuß auf dessen bärtige Lippen zu drücken. —

Die vor Kummer und innerem Weh durchfurchten Wangen des Schiffers, sie schienen unter der Umarmung seines theuren Kindes sich wieder auszuglätten; die Strahlen überirdischer Freude umleuchteten das Antlitz

des Schwergeprüften, daß er verklärten Blickes einmal seinen Sohn, dann dessen Pflegeeltern anschaute und so Minuten, förmlich entzückt, im Anschauen versunken, der unaussprechlichen Wonne des Augenblicks sich rückhaltlos hingab. —

Im Kreise auserlesener Freunde wurde das Fest des glücklichen Wiedersehens, der Wiedervereinigung gefeiert. Adolf, dem die Alternative überlassen war, entschied sich, nach langem Kämpfen zwischen Pflicht, Liebe und Dankbarkeit, unter dem Einflusse seines wirklichen Vaters, zum Verbleiben in seiner Pflegeeltern Hause, einem Entschlusse, welchem um so freudiger zugestimmt wurde, als es den guten Leuten unmöglich gewesen wäre, von dem Knaben sich zu trennen.

Herr und Frau G. suchten nun den Schiffer zu bereden zu ihnen zu ziehen und mit ihnen sich zu sonnen in dem Glücke des vereinten Besitzes ihres wohlgearteten Kindes. Allein, umsonst war alles Bitten, der bescheidene Mann wollte sich so lange es seine Kräfte erlaubten, von seinem mit ihm verwachsenen Berufe nicht trennen; die Wintermonate jedoch versprach er alljährlich bei ihnen zu verbringen.

Jahr um Jahr kehrte er wieder und ging, und schließlich war aus dem Knaben ein strammer, kräftiger — aber bildschöner Jüngling geworden. — Als Adolf das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, da bettete er, wenige Wochen von einander, die theuren Pflegeeltern zur letzten Ruhe. Seinem Vater, welcher inzwischen ganz zu ihm übergesiedelt war, lächelte das Glück noch: Enkelkinder auf seinem Schooße zu wiegen.

Endlich neigte auch er sein Haupt vor dem Machtspruch des Herschers über Leben und Tod. —

Sanft schlummerte er in den Armen seines lieben Sohnes hinüber in das Land des ewigen Friedens, wo die schon Jahre vorangegangene theure Gattin seiner harrte. —

Ueber das Ergehen Adolfs ist mir nur noch bekannt, daß ein überaus glückliches Familienleben ihn beglückte, daß es ihm sehr wohl erging. Ob er noch unter den Lebenden weilt, vermag ich nicht zu sagen, da die mündliche Tradition, welche meiner Erzählung zu Grunde liegt, mit dem Heimgang des Schiffers M. ihren Bericht schließt. —

Decimus Magnus Ausonius,

der Dichter der „Mosella".

Eine culturhistorische Skizze.

Manchem Moselaner, dem die Geschichte, die Vergangenheit seiner Heimath, des schönen Moselthales, werth und interessant ist, dürfte es angenehm sein, etwas Näheres über den großen, vorgeschlichlichen Moseldichter „Ausonius", zu erfahren, welcher im Jahre 375 n. Chr. die Mosel, in einem herrlichen, noch heute unerreicht in seiner Art dastehenden Gedichte, „Mosella" betitelt, besang.

Digitized by Google

Wie viele auch im Laufe der Jahrhunderte die Leyer zum Lobe der Mosel stimmten, Sänger, deren Wiege an ihren Ufern stand, eine zweite „Mosella", ein zweiter „Hochgesang," wie ihn Ausonius sang, als Fremdling mit einer Begeisterung, gepaart mit feinster innigster Würdigung alles dessen, was der Strom bietet, — sang, — die noch heute die Brust des ächten Moselaners höher schwellt, — ist noch nicht gesungen worden.

Sei es uns daher gestattet kurz einige Blicke, soweit uns die Geschichte schauen läßt, in das Leben dieses großen Moseldichters der heimischen Vorgeschichte zu werfen.

„Decimus Magnus Ausonius, ward in Burdigala (Bordeaux), also in dem heutigen Frankreich, geboren. Sein Vater, ein ehrenfester, edler Mann, war Arzt daselbst. Würden und Ehren, nach welchen der bescheidene Sohn Aeskulaps, den eine große Gelehrsamkeit vortheilhaft auszeichnete, nicht strebte, sie wurden ihm im reichsten Maße zu Theil. Er ward Leibarzt des Kaisers Valentinian des älteren und zuletzt Präfekt von Illyrien. Des weisen Vaters Wahlspruch: „Glücklich ist nicht wer hat, was er wünscht, — sondern wer nicht wünscht, was er nicht hat —," er blieb auch des Sohnes Wahlspruch, der, nachdem eine gründliche Ausbildung auf dem Gebiete vielseitigen Wissens, ihn dem Hörsaale entführte, Erzieher der kaiserlichen Prinzen: Gratian und Valentinian des jüngern, wurde. — Er begleitete seine hohen Zöglinge auf ihren Kriegszügen.

Nach einer Schlacht am Nekar, welcher er im Gefolge Gratians und Valentinians anwohnte, kam er, durch die Thäler der Nahe und die dichten Wälder des

Hunsrückens, muthig vordringend, in der Gegend von Neumagen, zum ersten Male an die Mosel. Begeistert besingt er diese Scene:

„An der Belgen äußersten Grenz' erscheint mir endlich
Noviomagus, Constantin, des Göttlichen Veste. *)
Reinere Luft weht diesem Gefild; der heitere Phöbus
Oeffnet huldvoll hier des Olympus purpurne Pforten."
— — — — — — —
— — — — — — —
„Alles mahnet mich hier mit schmeichelndem Blick an die Ansicht
Und den Schmuck der glänzenden Burdigale, meiner Heimath.
So, wie dort erheben sich Wellen auf neigendem Ufer,
So von Bachus begrünt, die Hügel; und anmuthig strömend
Wallt so hin durch das Thal still murmelnd die holde Mosella." —

In Trier, der deutschen Roma, zog er mit seinen Zöglingen ein; viele Jahre wohnte er daselbst, als Präfekt und Konsul Galliens, angezogen von der schönen Lage der Stadt und den anmuthigen Reizen der Umgegend. Mehrmals beschiffte er von Trier bis Coblenz (Confluentia) die Mosel, an der er sich durch sein herrliches Gedicht, ein Denkmal gesetzt, welches dem verheerenden Zahne der Zeit nie zum Opfer fallen wird.

---

*) Noviomagus — Neumagen. Nach Eusebius soll Constantin der Gr. ein Lager bei Neumagen, auf der „Kron", auf seinem Zuge gegen den heidnischen Gegenkaiser Marentius errichtet — noch in Neumagen einen Palast besessen haben. D. Verf.

Die Moselstadt Trier verherrlichte er in einem besonderen Gedichte in welchem er singt:

„Längst schon will Gallia, des Waffen gewalt'ge, gerühmt sein,
Und die trevirische Stadt, die am Gestade Mosella's
Thronend, in Sicherheit ruht, wie im Schooße des göttlichen Friedens,
Weil sie des Reiches Macht bewaffnet, nähret und kleidet. —
Weit in die Ferne zieh'n die Mauern sich über den Hügel,
Und breit strömet vorbei im ruhigen Laufe Mosella,
Welche die Waaren der allerzeugenden Erde herbeiführt." —

Nach Gratian, seines trefflichen Schülers und Freundes Tode, begab er sich, nachdem er noch einige Zeit als Prokonsul Asiens wirksam gewesen, wie er in seiner Mosella gewünscht, nach seiner Vaterstadt Burdigala (in nidum tenectae) und erreichte dort in bürgerlicher Würde, im Genuß eines großen Vermögens und in süßer Behaglichkeit literarischer Muße, ein hohes und glückliches Alter. —

Die vielfachen Behauptungen, als sei er nicht Christ gewesen, widerlegen viele seiner Gedichte, besonders seine Oratio, welche anfängt: „Omnipotens, solo mentis mihi cognite cultu," Worte, wie sie schöner und erhebender einem Christenherzen nie entströmen können. —

Von den vielen Uebersetzungen und Bearbeitungen der Ausonius'schen „Mosella", sind die der Professoren: Klein zu Coblenz und Böcking in Bonn, die besten.

Eine Moſelreiſe des Kaiſers Maximilians I. im Jahre 1512.

Ein Fragment aus der Geſchichte des Moſelthals.

Daß unſer ſchönes Moſelthal, mit ſeinen rebenumrankten Höhen, ſeinen blumigen Auen, grünenden Triften, ſeinen Mälern der Vorzeit ſelbſt ſchon im Mittelalter ſich der Gunſt allerhöchſter Perſonen zu erfreuen hatte, das dürfte nachfolgende hiſtoriſche Skizze, die uns über eine Kaiſerreiſe an den Ufern der Moſel berichtet, zur Genüge bekunden. Drei Punkte waren es, die den frommen Beherrſcher Deutſchlands beſonders auf ſeiner Reiſe in Anſpruch nahmen und lebhaft intereſſirten: Die landſchaftlichen Reize des romantiſchen Moſelthales, die religiöſen Stätten desſelben und ſchließlich ſeine Mäler der Vorzeit.

Folgen wir nun an der Hand der Chronik dem kaiſerlichen Reiſenden, der von Coblenz aus ſtromaufwärts ſeine Moſelreiſe in Scene ſetzte.

Es war im Wonnemonat Mai des Jahres 1512 als Kaiſer Maximilian I. den Eifelgebirgen ſich entwindend, wo er der allbekannten Abtei Laach einen mehrtägigen Beſuch abſtattete, das alte Confluentia, das heutige Coblenz begrüßte. Nicht im fürſtlichen Schloſſe ſtieg er ab, ſondern in der Comthurei des Deutſchordens, die ihm, vermöge ihrer herrlichen Lage, eine prachtvolle Ausſicht auf Rhein und Moſel gewährte. Seinem

Digitized by Google

frommen Gemüthe lag der Besuch religiös bedeutungsvoller Stätten am nächsten und er lenkte seine Schritte zur Castorkirche, um an dem Grabe des heil. Castors zu beten. Mit seinem Zeitgenossen, dem heil. Lubentius, kam derselbe von der grünen Insel, von Schottlands Höhen, die heilige Fackel des Evangeliums vom menschgewordenen Heiland und Erlöser der Welt, den heidnischen Bewohnern der Mosel anzuzünden, seine Segnungen und Heilslehren zu verkünden. Beide Heiligen waren Schüler des heil. Bonifacius. Die Gebeine des heil. Castor wurden im Jahre 836 n. Christi durch den Erzbischof Hetti, dem Erbauer der Castorkirche, in derselben beigesetzt. Nachdem nun noch die historischen Merkwürdigkeiten besichtigt waren, unter welchen der Kaiser besonders die feste Moselbrücke, ein Werk des mächtigen Erzbischof Balduin, im Jahre 1337 vollendet, staunend bewunderte, setzte er seine Moselreise, wie Eingangs schon bemerkt, stromaufwärts in Scene. Jedoch nicht auf dem Rücken Mosellas — sondern per Sattel, auf des Rosses Rücken reiste er, um so recht mit Muße an allem sich zu ergötzen, zu laben, was ihn interessirte. Daß natürlich von Ort zu Ort ein fürstlicher Empfang ihm folgte ist um so selbstverständlicher, als zur damaligen Zeit, die Person des Kaisers eine geheiligte und der Inbegriff aller irdischen und geistigen Hohheit war. — In Gondorf wurde dem gräflich von Leyen'schen Hause, einem der ältesten Adelsgeschlechter der Mosel, ein kurzer Besuch abgestattet, und weiter ging es nach Carden, wo er die Höhle besuchte, in welcher der heil. Castor im 4. Jahrh. n. Christi lebte. Hier endete der fromme Heilige als Einsiedler, von hier aus unternahm er mit

seinem Collegen Lubentius stromauf- und abwärts Mis-sionsreisen durchs Moselthal. — In Cochem betete er an dem Grabe des heil. Martinus und in Kloster Stuben bei Bremm, von dessen einstigem Bestehen noch heute Trümmer verfallner Mauerwerke Kunde geben, an dem Altare des heil. Nikolaus. Hier verweilte Maximilian ein halber Tag. Eine Reliquie, welche im Jahre 1038 dem Kloster aus der Grabeskirche zu Jerusalem übermacht wurde, nahm seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Die Abtei Springirsbach, seitwärts Bausendorf, in traulicher Waldeinsamkeit liegend, wurde noch per Abstecher besucht, weil der Ruf derselben, als eins der mächtigsten Kloster der Mosellande, ihn quasi reizte, um mit eigenen Augen zu sehen, ob es sich auch in der That so verhalte. Ueber Erwarten fand er das Kloster reich dotirt und mit eindringlichen Worten mahnte er seine Bewohner ihres Berufes, ihrer Stellung, dem enormen Reichthum des Stifts gegenüber, sich in nichts zu vergeben und würdigen Gebrauch von den von Gott beschiedenen Gaben zu machen. —

Der alten churtrier'schen Amtsstadt Zell wurde nur ein flüchtiger Besuch gemacht, Trarbachs Grafenschloß jedoch, die Gräfinburg, fesselte ihn ein halber Tag, denn es drängte den Kaiser den Nachkommen der kühnen Gräfin kennen zu lernen, die es gewagt den mächtigen trierer Erzbischof Balduin gefangen zu nehmen — und ihn ihren Wünschen und Ansprüchen gefügig zu machen. — Bernkastel, das alte „Adelberonis castellum“ nahm nun den hohen Reisenden in seinen Mauern auf. In der heutigen Mädchenschule, der damaligen churfürstlichen Kellnerei, übernachtete er.

der amtirende Kellner hieß Schwane. Die churfürstliche Burg Landshut wurde besucht: ihre herrliche Lage entzückte den Kaiser; besonders interessirte ihn jedoch das romantische Tiefenbachthal, mit seinen grotesken Felsbildungen, seinen alpenähnlichen Höhenzügen. Kusas frommer Stiftung wurde auch ein Besuch gemacht und ein Blick in deren seltene Bibliothek geworfen, die an der Mosel einzig in ihrer Art besteht. Am Tage der Weiterreise wurden aus der Kaiserl. Chatulle sieben Gulden Trinkgeld gereicht, was für die damaligen Verhältnisse sehr viel zu nennen war.

Bemerkt sei noch, daß es den Kaiser besonders interessirte aus der churfürstl. Kellnerei den edlen Tropfen zu kosten, der die Heilkraft besaß, den Erzbischof Voemund II. von einem bösen Fieber zu befreien — und sich dieserhalb den Namen „Doktorwein" verdiente, den derselbe heute noch trägt. —

Weiter ging es nun, ebenfalls per Sattel, stromaufwärts zu dem alten Noviomagus, dem heutigen Neumagen.

Die Stätten, welche Constantin den Gr. gesehen, sie waren für Maximilians frommes Gemüth anbetungs- und verehrungswürdige. Die „Kron," ein Höhenzug oberhalb Neumagen, wo der Kaiser das himmlische Zeichen mit der Flammenschrift: „Durch dieses Zeichen wirst du siegen," in dem Kampfe gegen den heidnischen Gegenkaiser Marentius gesehen haben soll, zog den frommen Fürsten besonders an. Lange verweilte er auf derselben, seine Sinne zurückschweifen lassend, in jene blutigen Tage der schrecklichen Kämpfe zwischen Heidenthum und Christenthum. Er gedachte der vielen from-

men Glaubensstreiter, die die schrecklichste Todesart, die fürchterlichsten Folterqualen erduldeten für den Glauben an den geoffenbarten Heiland und Sündentilger der Menschheit. Sein Blick begegnete der bei Leiwen, dicht an der Mosel stehenden Märtyrerkapelle, deren Bedeutung ein anwesender Rathsherr von Neumagen dem hohen Gaste dahin deutete, daß in der Christenverfolgung Julians des Abtrünnigen im Jahre 288 n. Chr., dessen Feldherr Riktio Varus in Trier ein derartiges Blutbat unter den dasigen Christen angerichtet habe, das die Mosel bis zu der Stelle, wo die Kapelle stehe, roth gewesen sein solle. — Der fromme Bischof Agritium, der Erbauer des Domes, sei auch bei dieser Christenverfolgung den Märtyrertod gestorben. — Zur Erinnerung an diese fürchterliche Begebenheit sei die Kapelle erbaut worden." — Dann zeigte man ihm die unfern Emmel, auf dem sogenannten „Emmler Tönnchen," einer weit in die Mosel vorspringenden Halbinsel, sich befindliche Stelle, auf welcher der Marmorpalast des Erzbischofs Nicetius im 6. Jahrh. n. Chr. gestanden haben soll, den der Dichter Fortunatus als ein Prachtbau ohne Gleichen besang. — Zurück nach Neumagen gekehrt, besuchte er die Stätte, auf welcher der Sommerpalast Constantin d. Gr. gestanden, in dem auch dessen fromme Mutter, die heilige Helena, zeitweise lebte. —

Die Fortsetzung der Reise von Neumagen nach Trier unterschied sich von der bisherigen Moselreise nur dadurch, daß der Kaiser nicht mehr auf des Sattels Rücken sondern auf Moselas jungfräulich-zarten Wellen der alten trevirischen Augusta, dem heutigen Trier zusteuerte. Der damals regierende Erzbischof und Chur-

fürſt Richard, ſandte Maximilian ſein Staatsſchiff nach Neumagen, in welchem er dem Endziel ſeiner Moſelreiſe am Abend vor Johanni ſich näherte. Der Churfürſt, umgeben von ſeinem weltlichen wie geiſtlichen Hofſtaate empfing den Beherrſcher Deutſchlands mit allen gebührenden Ehren.

Im churfürſtlichen Palaſte, der heutigen Plaſtkaſerne, ſtieg Maximilian ab. Wie an allen Moſelorten, die er mit ſeinem hohen Beſuche beehrte, ſo beſuchte er auch in Trier die geiſtlichen Erinnerungsſtätten zuerſt. Der alten, ehrwürdigen Kathedrale, der Domkirche, galt ſein erſter Beſuch. Hier gedachte er deren frommen Stifterin, der heiligen Helena, die die berühmte Reliquie, den heiligen Rock, im Jahre 327 n. Chr. nachdem der Dom durch den damaligen Biſchof Agritium vollendet war, in denſelben überführte. Auf ſein Anſuchen wurde der Rock, der ſeit dem Jahre 1196 unter Erzbiſchof Johann I. nicht mehr ausgeſtellt ward, öffentlich ausgeſtellt, bei welcher Ausſtellung, wie die Chronik berichtet, mehr als 100,000 Menſchen in Trier geweſen ſein ſollen. Auf Bitte des Erzbiſchofs Richard ertheilte Papſt Leo X. durch eine Bulle vom 20. Januar 1514 die Befugniß von nun ab alle 10 Jahre den Rock auszuſtellen. Beſonders zog Maximilian die freundliche Liebfrauenkirche, neben dem Dome an, deren Aeußeres wie Inneres lange ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte. Auf dem Wege zur Abtei Maximin, (heutige Maximinkaſerne) beſuchte er auch die alte St. Paulinskirche, ſpeziell die Crypta, in welcher man die Reliquien verſchiedener Märtyrer aufbewahrt.

In Kloſter Maximin war es die Zelle, die der

heilige Auguſtinus bewohnte und das goldene Evangelienbuch, welches die Schweſter Karl d. Gr., die Prinzeſſin Ada, dem Stifte geſchenkt, was ihn zu deſſen Beſuch beſonders veranlaßte. Im Irminenkloſter gedachte er des frommen Königskindes, Irmina, der Tochter des Frankenkönigs Dagobert, das ſeinen Königspurpur freiwillig mit den härnen Nonnengewande vertauſchte, der Welt entſagte und ſich dem Dienſte Gottes widmete. Sie ſtarb als Aebtiſſin deß nach ihr benannten und von ihrem Vater geſtifteten Kloſters. Kloſter und Kirche zum heil. Mathias, ſchloß den Rundgang des Beſuchs der hiſtoriſch-berühmten geiſtlichen Stätten Triers.

Nachdem er hier am Altare des heil. Matthias, in welchem der Tradition nach, die Gebeine des Apoſtels Matthias ruhen ſollen, gebetet, begann er mit der Beſichtigung der alten Brücke, über welche ſchon der Triumphator Julius Cäſar gewandelt ſein ſoll, ſeinen Rundgang durch Triers Mäler der Vorzeit. Die Porta Nigra, (Simeonsthor) damals Kirche, dem heiligen Simeon geweiht, einem Einſiedler, der im 12. Jahrh. n. Chr. ſieben Jahre in einem engen Winkel des Gebäudes gelebt, die römiſchen Bäder (Thermen), das Amphietheater (Arena) die Coloſſalmonumente römiſcher Baukunſt, nahmen auf Stunden des kunſtſinnigen Fürſten ungetheilte Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sich ſattſam an Allem geweidet, was Natur, Kunſt, Kirche und Wiſſenſchaft bot, beſchloß er mit Trier ſeine Moſelreiſe, um auf den verſchlungenen Wegen der alten Römerſtraße, nach des Hunsrückens waldigen Höhen zu wallen, wo er dem berühmten Abte und Moſelaner, Johannes

Trithemius zu Kloſter Sponheim, einen Beſuch zugedacht hatte. —

In unſerm Lebensbilde aus der Geſchichte des Moſelthales: Johannes Trithemius, haben wir eingehend den Zweck dieſes Beſuches behandelt, weßhalb wir hier Abſtand davon nehmen die nähern Details desſelben nochmals zu erörtern. (Siehe Seite 156). Bemerkt ſei nur noch, daß er auf ſeiner Hochwaldreiſe auch dem alten Ueberreſte aus der Hunnenzeit, dem ſogenannten „Stumpfen Thurme“ bei Hinzerath, ſeine Aufwartung machte und ſich beim Anblick des ſchwarzen Geſellen geſchichtlicher Vorzeit, im Geiſte zurückdachte an die Schreckenszeiten, wo die Hunnengeißel „Etzel“ die chriſtlichen germaniſchen Stämme verfolgte, und von deren wuchtigen Streichen fielen, Alles, Städte und Ortſchaften, Menſchen und Vieh, vom Erdboden vertilgte.

Dort, wo genannter Thurm ſteht, will die Tradition eine Stadt geſtanden wiſſen, „Sommerſtadt,“ genannt, die hundert Tauſende von Einwohner gehabt haben ſoll; Etzels wilde Horden haben ſie zerſtört.

Die Schlöſſer Baldenau und Hunolſtein, in der Nähe des „Stumpfen Thurmes“ ſtammen ebenfalls aus dem Hunnenzeitalter; ſie wurden als Schutzwehren gegen die Chriſtengeißel, wie man die Hunnen auch nannte, angelegt. Zu Maximilian zurückkehrend, den wir in Kloſter Sponheim glücklich angelangt finden, ſchließen wir unſere Mittheilungen über deſſen Moſelreiſe, die, was ich nicht bezweifele, manchem meiner Leſer, ſpeziell meinen Landsleuten, einen Blick in die heimiſche Geſchichte geſtattete, der vielleicht bisher Unbekanntes und Bemerkenswerthes vorführt.

Digitized by Google

Daß jedoch unser schönes Moselthal schon in grauer Vorzeit nicht nur vorübergehenden fürstlichen Besuches sich zu erfreuen hatte — sondern sogar zum längeren Aufenthalte gekrönten Häuptern diente, das dürfte damit bewiesen sein, daß die römischen Kaiser Constantin d. Gr., Gratian, Valentinian, Julian der Abtrünnige und der berühmte Triumphirator Julius Cäsar an seinen Ufern, in Trier, Igel und Neumagen residirten.

Die austrasischen Könige Dagobert II. und Childibert III. hatten auch jahrelang in Trier ihre Residenz.

Auch unser erlauchtes Herrscherhaus hat die liebliche Moselgegend, seitdem dieselbe zu seinem Unterthanenverbande zählt, zu verschiedenen Malen schon mit seinem hohen Besuche beehrt.

Der „Prinzenkopf", ein Bergkegel, östlich und unweit der Marienburg, der Warte der Mosel, gelegen, er ist ein sprechendes Zeugniß dafür.

Dort befindet sich ein Gedenkstein in einem vom Hüttenbesitzer Remy auf dem „Alfer Eisenwerke" errichteten Pavillon, der die Jahreszahlen 1818 und 1819 trägt. Dieselben sind Erinnerungszeichen an den Besuch des Moselthales der damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, nachherigen Königs Fr. Wilhelm IV. hochseligen Andenkens, und Wilhelm, unseres regierenden Heldenkaisers und Königs, Wilhelm I. Der hochselige König ergötze sich im Jahre 1818 vom Prinzenkopf, dem nach dem fürstlichen Besuchen dieser Name beigelegt wurde, an den landschaftlichen Reizen des Moselthales und unser greiser erhabener Kaiser und König von derselben Stelle aus im Jahre 1819.

Digitized by Google

Aber auch unsere erlauchte Landesmutter, die für alles Schöne und Erhabene in Kunst, Wissenschaft und Natur tief empfindende Kaiserin und Königin Augusta, ist eine warme Verehrerin der deutschen Rheinesbraut, deren Vermählungsstadt mit dem Vater Rhein, das alte Confluentia, sie ja zur zeitweiligen Residenz sich auserkoren hat. —

Wenn auch die herrlichen Anlagen mit welchen sie Coblenz geschmückt, speziell dem Rheine gelten, das Moselthal partipizirt doch auch an denselben, da die Stadt, an Mosel und Rhein gelegen, beiden angehört und beider Eigenthum ist. —

Der moselseitig wohnende Coblenzer ist eben so stolz auf die Rheinanlagen wie der rheinseitig wohnende, beide wissen es, daß sie eine hohe Gunstbezeugung der huldvollen Kaiserin und Königin Augusta sind, die Coblenz, also Rhein und Mosel, gilt. —

Fährt doch auch ein Dampfboot auf Mosella's blauen, jungfräulichen Wogen, was den Namen unserer erlauchten Landesmutter trägt, um den unser schönes Thal bereisenden Fremden daran zu erinnern, mit welcher Liebe und Ergebenheit der Moselaner seiner Kaiserin und Königin zugethan, wie treu er seinem Herrscherhause ergeben ist. Unser allverehrter Kaiser und König Wilhelm, beehrt nach alljährlich, nach Beendigung seiner Kur in Ems, Coblenz mit seinem hohen Besuch; es zieht ihn unwillkürlich zu der Rhein- und Moselstadt, in welcher er Jahre als Militair-Gouverneur von Rheinland und Westphalen residirte. —

Auch unser erhabener Kronprinz, dessen Jünglingsjahre ja in Coblenz verflossen, wird hoffentlich, wenn

ihm einſt beſchieden die Krone des Reiches zu tragen, mit ſeiner erlauchten Familie, in dem alten Confluentia, dem Moſelthale ein warmes Andenken bewahren und ſeine romantiſchen Ufer einmal mit ſeinem hohen Beſuche erfreuen. —

Mit dieſem Wunſche beſchließe ich meine hiſtoriſche Reiſeſkizze, meiner ſchönen Heimath und ihren Bewohnern Gottes Segen — und alles Gute wünſchend. —

Anhang.

Dichterklänge aus dem Moselthale

von

P. Chr. Plein.

Anmerkung.

Die mit einem * bezeichneten Gedichte ſind Bearbeitungen nach einer älteren Gedichtsſammlung. Ihr hiſtoriſcher Inhalt veranlaßte mich, ſie in verjüngter Geſtalt und zeitgemäßer Faſſung auf's Neue meinen lieben Landsleuten vorzuführen. — Alle übrigen Gedichte ſind Originalien.

P. Chr. Plein.

Moſellied.

O, Moſelſtrand
Mein Heimathland,
Wie bin ich dir ergeben!
Dir ſchlägt mein Herz
In Freud' und Schmerz,
Dein iſt's du Land der Reben!

Wo iſt ein Fluß,
Der Hochgenuß
In ſolcher Fülle bietet?
Der im Pokal
Wie du, mein Thal,
Des Lebens Würze hütet?

Dein gold'ner Wein,
Ihn ſchenkt uns ein
Ein Mädchen treu und bieder —
Die Wange friſch,
Flink, wie ein Fiſch,
Gebraucht es ſeine Glieder. —

Der Traube Blut
Gibt Kraft und Muth
Dem Manne deiner Berge. —
Er iſt bekannt
Im deutſchen Vaterland,
Bekannt dem welſchen Scherge.

Denn, als es galt
Mit Allgewalt
Des Rheines Braut zu ſchirmen,

Digitized by Google

Da war zur Stell'
Er — zum Apell'
Des Kampf's sah man ihn stürmen.

Treu hält er Wacht,
Nachdem vollbracht
Das große Werk der Einheit.
Deutsch ist sein Strom,
Deutsch Straßburgs Dom;
Ihn sonnt die deutsche Freiheit.

Am heim'schen Herd,
Da hängt sein Schwert,
Schnell ist es aus der Scheide.
Rasch ist's zur Hand,
Wenn's Vaterland
Gefordert wird zum Streite.

Ein deutsches Kind
Und deutsch gesinnt
Ist unser Strom. Wir heben
Das Glas empor
Und ruf'n im Chor:
Hoch soll die Mosel leben!!!

Mosella.

(Ein Epos.)

Wo Lothringen und Elsaß, die Schwestern, friedlich scheiden,
Wo der Vogesen Wälder, gar mächtig aus sich breiten,
Nicht fern dem starken Bolch, da ist „Mosella" entsprungen,
Der'n Lob vor grauen Zeiten, ein Römer schon besungen.[1])
Sie wandert still, bescheiden, bis Pont-à-Mousson weiter,
Wo sie erstarkt an Tiefe, die Well' wird größer breiter;

[1]) Ausonius, ein römischer Dichter, besang 375 n. Chr. in einem größeren Gedichte „Mosella," betitelt, die Mosel. (Siehe Seite 267.)

So daß die welſchen Schiffer, auf ihren ſchmalen Rücken
Sorglos ſchon klein're Schiffe, oft ſchwerbeladen, drücken.
Und tändelnd ſchwebt ſie weiter, durch blum'ge Au'n u. Wieſen,
Bis ihre blauen Wellen, Touls Höhen freundlich grüßen.
Hier ſchlingt das Grün der Rebe, — Lyäus würzige Gabe
Den erſten Kranz, der herrlich umranket ihre Pfade.

Ihr Lauf wird raſcher, kühner, nachdem den Bund beſiegelt
Sie mit der Meurthe und Metz ſich in ihren Wellen ſpiegelt.
Die niedliche Seille empfangend, ſchlingt wie ein Silberfaden
Sie um die alte Veſte mit Schiff'n ſich, ſchwerbeladen.

Hier trägt ſie ſchwer're Laſten, hier leihet ſie dem Handel
Ein höh'res Leben, fördernd Gott Mercurs Werk und Wandel.
Und ob auch ſtolz'ren Tanzes dahin ſie ſchwebt, der Stelle
Wo ſie entſprang, gedenket ſie doch, — der kleinen Quelle.

Und Thionville, die alte berühmte Römerſtätte,
Küßt ſanft im heiter'n Laufe ihr rebumranktes Bette.
Hier ſchied ſie ſonſt von Frankreich, wo ſie die Welt erblickte;
Doch heut' iſt Metz die Grenze, wo man ſie überbrückte.

Ein deutſcher Strom geworden iſt ſie — und deutſch wird bleiben
So lang ſie, wie in Deutſchland noch deutſche Männer ſtreiten.
Wie ſehr auch Welſchland ſchmeigelt dem holden Schweſterpaare,
Welſch wird es nie mehr werden, wie's war ſo viele Jahre.

Und fröhlich eilt „Moſella" auf deutſchem Boden weiter;
Sie nimmt an Belgiens Grenze die Sura zum Begleiter [1])
Dem eilenden Strome bald winken hiſtoriſch-bekannte Plätze:
Das alte Conz und Igel, — für Forſcher voller Schätze.

Dem lieblichen Thale entragen dort Trümmer grauer Zeiten,
Die vielfach auf die Römer und ihre Kaiſer deuten.
Der alte Thurm, ernſt blickend, hin in des Stromes Welle,
Von Gratians Sommerpalaſt, bekundet er die Stelle.

Und mit dem wilden Savarus ſich bräutlich nun vermählend,[2])
Grüßt er die Villa Monaiſe, — von alten Legenden erzählend.
Behende doch entſchwebet er der berühmten Stätte,
Denn St. Matthias ſpiegelt ſich ſchon in ſeinem Bette.

---

[1]) Die Sauer, von den Römern „Sura," genannt. —
[2]) Die Saar, von den Römern „Savarus," genannt. —

Zur treviriſchen Auguſta eilt er im raſchem Laufe,[4]
Wo Romas Kaiſer thronten zu mancher Feuertaufe.
Wo die rieſ'ge Porta Nigra, das Ampitheater, die Brücke,
Die Thermen, die Größe der Römer, uns führen vor die Blicke.

Und toſend drängt „Moſella" ſich durch der Brücke Bogen,
Von lieblichen Gefilden am Ufer rings umzogen.
Manch' künſtliches Gebilde, ein Werk aus frühern Tagen,
Und Trümmer einſt'ger Größe, dem Fluſſe her entragen.

Das alte Pfalz'l ſchaut ſinnend hin in „Moſellas" Fluthen,
Es denkt der Königstochter, der frommen, treuen guten,
Die Gott und ſeinem Dienſte geweiht ihr ganzes Leben,
Und ihren Königspurpur für ihn dahin gegeben.[5])

Wohl Manches zu berichten hätt' Sage und Legende,
Jedoch, der Strom enteilet dem Schauplatz zu behände.
Bald iſt des Wand'rers Blicken, das deutſche Rom entſchwunden,
Und Ruwers Saatenfelder, ſie halten ihn gebunden.

Durchſtrömt vom alten Erubus, von Höhen ſanft umfloſſen,[6])
Liegt da ein Saatgrün, wie'n Teppich hingegoſſen.
Und gegenüber mündet, aus Ehrangs blühenden Feldern,
Die Kyll, in raſchem Laufe enteil'nd den Eifelwäldern.

Wohl mancher Bach entlocket, der Fluß dem Schooß der Berge,
An deren tiefe Quellen, einſt hauſten munt're Zwerge.
Die Salm, die Lieſer, Elze, die Alf, ſie alle kannten
Die Römer ſchon, denn viele ſie in Gedichten nannten. [7])

Jetzt Wanderer, beflüg'le den Fuß, du nah'ſt den Höhen,
Die Conſtantin den Großen, Roms Kaiſers ſchon geſehen. [8])

---

[4]) Trier, die trevir. Auguſta genannt, weil verſchiedene römiſche Kaiſer dort reſidirten. — [5]) Irmina, die Tochter des Königs Dagoberts II. ſtiftete das Kloſter Pfalzel und das Irminenkloſter in Trier. Beiden ſtand ſie als Aebtiſſin bis zu ihrem Tode vor. — [6]) Der Ruwerbach, von Auſonius, „Erubrus", genannt. — [7]) Der römiſche Dichter Auſonius führt die meiſten Bäche, welche in die Moſel münden, in ſeinem Gedichte „Moſella" an, natürlich, wie bewieſen, unter fremden Namen. — [8]) Nach Euſebius ſoll Conſtantin dr. Gr. auf der „Kron" bei Neumagen, das himm'liſche Zeichen (Labarum) erblickt haben.

Digitized by Google

Das alte Noviomagus, es ſpiegelt in der Welle [9])
„Moſella's“ ſich — und mit ihm, gar manche wicht'ge Stelle.
Bald küßt jungfräulich ſittig ſie Pisports friſche Wangen,
Wo Trauben fein und würzig an felſ'ger Höhe hangen.
Hier öffnet ſich der Tempel, wo Bachus goldne Schale
Das Opfer reicht, das perlend uns grüßet im Pokale.

Und majeſtätiſch hebt ſich, als Krypta, in dem Tempel,
Der Brauneberg zum Himmel. Ihm hat Natur den Stempel
Erhabenes aufgedrücket; man nennt ihn Moſelkrone,
Weil Kraft mit Würz' er paaret, wie Weine heiß'rer Zone.

Und Mülheim, Lieſer, Andel, mit ihren Rebenhöhen,
Mit paradies'ſchen Thälern, ſind herrlich anzuſehen.
Und Kuſa's fromme Stiftung, Beronis Burg, ſie ſchauen
Gar lieblich in „Moſella's“ belebten ſchöne Auen.

Der flücht'ge Kahn eilt weiter ſanft auf des Stromes Rücken,
Läßt Graach, Zeltingen, Wehlen, in üppiger Füll' erblicken.
Auch Uerzig, Rachtig, ſchließen ſich würdig an dem Thale,
Wo Lyäus Göttergabe perlt würzig im Pokale.

Bethäuschen und Kapellen umſäumen die Geſtade,
Verfall'ne Schlöſſer trauern an waldumſchlung'nen Pfade.
Ein ew'ger Reiz, umzaubert die herrlichen Gefilde,
„Moſella's“, ſchöner bieten, die Kunſt ſie nicht im Bilde.

Nun winken Trarbach's Mauern, wo einſt die Amazone
Lauretta, ſtolz getragen, Sponheimens Grafenkrone.[10])
Und Zell, das muth'ge grüßet bald lieblich uns entgegen,
Wo Alterthum und Neuzeit, Genuß in Fülle pflegen.

Jetzt Wand'rer! hoch die Blicke, Marienburg die Warte
Der Moſel ſchaut hernieder. Jahrhunderte ſchon harrte

---

[9]) Neumagen, von Auſonius „Noviomagus“ genannt, Derſelbe ſpricht auch in ſeiner „Moſella“ von einem Sommerpalaſte den Conſtantin dr. Gr. daſelbſt gehabt haben ſoll.— [10]) Lauretta, eine geborene von Salm, war die Gemahlin des Grafen Johann V. von Sponheim zu Starkenburg. Derſelbe ſtarb früh und ſie regierte bis zur Großjährigkeit ihres älteſten Sohnes, auf Schloß Gräfinſtein bei Trarbach, mit ſeltenem Muth und männlicher Energie. —

Auf wald'ger Höh' entgegen, dem Tag' sie, wo sie schauen
Von Furcht vor Frankreich frei wie jetzt, kann — in die Auen.

Gar lieblich schöne Plätze, wie Alf und Cochem's Höhen,
Wie Beilsteins alte Veste, „Mosella" läßt uns sehen.
Und tändelnd führt vorüber sie uns an frommen Stätten,
An Goudorf, Cobern, Carden, die Heil'ge in sich betten.[11])

Nachdem noch manche Trümmer, Denkmäler großer Zeiten,
Die Liebliche befluthet, beginnt vorzubereiten
Sie zum Empfang sich —: kosend umfang'n sie Rhenus Arme
Bei Confluentia; sein Herz, das liebeswarme.[12])

Drückt sanft die schüchterne Jungfrau, die Liebliche, die Holde,
Die uns die höchste Würze reicht in dem Traubengolde,
Eng an sich, um vereinet mit ihr seine weiten Thäler
Zu durchfließen, wo erhaben uns grüß'n der Vorzeit Mäler.

„Mosella"! o, du Schöne! nachdem du nun vollendet
Den Lauf, so schön, wie schöner kein deutscher Fluß ihn endet,
Mit Lust kannst du zurücke auf deine Wand'rung blicken:
Das Thal, was du durcheilest, ist herrlich zum Entzücken!

Du schmückst mit blüh'nden Reizen es aus, auf allen Wegen
Ströhmst du ihm zu in Fülle —: Genuß und reicher Segen.
Das Volk, was du erzeugtest, ist kräftig, treu und bieder,
Fest hängt's am heim'schen Boden und singt nur heim'sche Lieder.

Und hat man dein vergessen auch fast in jüngsten Jahren,
Getröste dich, das Dampfroß, wird auch an dir gefahren:
Des Zeitgeist's mächt'ge Schwingen, beginnen sich zu heben
Auch über dir —: verheißend — ein neues reg'res Leben.

---

[11]) In Cobern, Carden ꝛc. lebten die Heiligen Castor und Lubentius. — [12]) Rhenus der Rhein; Confluentia, Coblenz.

St. Arnulph.

(Eine Legende.)

Betrübt und mächtig dürstend
Nach geist'gem Glück und Wohle,
Spazirte auf der Brücke,
Der alten Metropole,
Dem altersgrauen Trevers,
Der sagenreichen Stadt,
St. Arnulph, einst ihr Bischof
Und geist'ger Pontentat.

Die Sünden seiner Jugend,
Die ihm noch nicht vergeben
Er wähnte, sie versetzten
Sein Herz in Angst und Beben.
Des Zweifels finst're Mächte
Durchwühlten seine Brust,
Verscheuchten seinem Innern
Auch jede Lebenslust.

Ein Zeichen er begehrte
Zu wissen und zu sehen,
Ob Gott, der Sünder Heiland
Erhört' sein heißes Flehen.
Von seinem Finger streift er
Den gold'nen Bischofsring
Und wirft ihn in die Mosel
Mit jenen Worten hin:

„Kehrst je in meine Hände
„Du Kleinod mir zurück,
„Dann bist du mir ein Zeichen,
„Daß Gottes Zornesblick
„In Gnaden sich gewendet,
„Vergebend meine Schuld,
„Daß er mit meinen Schwächen
„Hat Nachsicht und Geduld."

Ein Jahr war hingeſchwunden,
Da ſtürmt an einem Tag,
Wo faſtend er und betend
Auf ſeinem Bette lag,
Herein ſein Koch, laut jubelnd
Mit hocherhob'ner Hand:
„Herr Biſchof! Euer Ringlein,
„In einem Hecht ich fand!“

Geſund an Leib und Seele
Sprang er vom Lager auf,
Und ließ die Schaar der Beter
Verſammeln ſich zu Hauf'
Im hohen, alten Dome.
Freudſtrahlend tritt er ein
Verkündet der Gemeinde
Wie Gott kann gnädig ſein.

---

* Die blühenden Roſen.

(Nach einer alten Legende des Moſelthales.)

Es ſtand im Wald, bei Minheim an dem Moſelſtrand,
Die heil'ge Jungfrau im perlenſtrahlenden Gewand.
Ihr göttlich Haupt im Morgenſchimmer prächtig glänzt,
Denn täglich ward's von einem Mägdelein bekränzt.

Das Kind in der Madonna Armen ſchaute mild
Auf Alle, die inbrünſtig ſich dem gottgeweihten Bild
Genaht, es ſchien als ſpräche es „Hinauf, hinauf,
Ihr Erdenpilger, geht des frommen Chriſten Lauf.“

Das Mägdlein weilt' im Walde früh und ſpät
Vor'm Gnadenbild in heißem, brünſtigen Gebet.
Der Welt mit ihren Freuden, ihrem eitlen Tand,
War Herz und Sinn ihr gänzlich abgewandt.

Doch Himmelsfrieden durchweht ihr lind die Bruſt,
Hat ſie die Roſen zum Kranz gewunden mit Luſt.

Digitized by Google

Der Gottesmutter ſucht ſie die ſchönſten aus,
Dem Jeſukind wand ſie aus Knospen den Strauß.

Denn zart wie die Knospe, iſt auch das Kind,
Unſchuldig rein, noch frei von Leidenſchaft und Sünd.
Drum hat ſie dem heiligen Gotteskind auch geweiht
Die Knospen, das Sinnbild der Kindlichkeit.

Und ſorgſam die knospenden Roſen ſie pflegt,
Wie eine Mutter des Herzens Liebling hegt.
Doch, als herbſtlich zu weh'n begann des Sommers Luft,
War bald dahin der Schöpfung Flor und Blumenduft.

Der Winter kam, im engen düſtern Kämmerlein,
Liegt krank und ſieg das arme Mägdelein.
Der Tod umfing es, doch ſterbend noch es lallt:
„Gott, Heiliger! ſchütze das Gnadenbild im Wald.“

Doch ſieh', wie's draußen rings grünet und blüht,
Trotz daß ein eiſiger Nord den Plan durchzieht.
Es duftet an den Hecken, die Roſe, die ſprießt auf,
Als wollte der Lenz hemmen des Winters Lauf.

Und als man zu Grabe das todte Mägdlein trug,
Mit Roſen überſät war Sarg und Leichentuch.
Die Gnadenmutter, die einſam im Walde ſtand,
Hat ſie geſtreuet mit unſichtbarer Hand. —

(Nach Hocker.)

---

* Der Ring.

Nach einer Familien-Tradition, des gräflichen Hauſes zu Veldenz.

„Was trauerſt Du mein liebes Kind,
Iſt's um den Liebſten Dein?
O änd're doch Dein Thun geſchwind,
Sollſt wieder munter ſein! —
Dein Ritter iſt ja längſt nicht mehr,
Im Sarazenenland
Fand er den Tod in Gottfrieds [v. Boullion] Heer,
Getrennt iſt euer Band.“ —

Digitized by Google

Das arme Edelfräulein weint
Viel Thränen bitterlich;
„„O Mutter, dieser Ring vereint
Mit ihm auf ewig mich!““
„„Er stellt sein liebes Bild mir vor
Beglückend Tag und Nacht,
Oft ist's als flüst're er mir zum Ohr,
Berühr' die Hand mir sacht.““

Die Gräfin ernsten Sinnes spricht:
„Kind, wenn der Ring das thut,
Dann ist es besser wenn er nicht
An Deiner Hand mehr ruht.“ —
„Leicht möglich, daß ein Zauber drin
Sein böses Wesen treibt,
Wirf in den tiefen Born ihn hin,
Dann wird's Dir wieder leicht.“ —

Gesagt, gethan. Hin in den Schacht
Des Brunnens wirft hinab
Den Ring sie, doch wie finst're Nacht,
So schauerlich wie's Grab,
Umflort's das Aug' ihr, wird's zu Muth
Dem schmerzbewegten Kind —
Das fort sie warf das theure Gut,
Es däucht' ihr Schmach und Sünd' —

Der Vöglein munt'res Lied erschallt,
Und Lust erfüllt das Herz,
Denn als auf's neu belaubt der Wald
Sich, war dahin der Schmerz —
Die Zofe eines Morgens bringt
Den Silberkrug herein,
O Wunder! — auf dem Boden blinkt
Das gold'ne Ringelein. —

Die Jungfrau hebt es staunend auf
Und drückt es an die Brust,
Sie ließ den Thränen freien Lauf
Und weint vor Schmerz und Lust. —
Doch grinsend ihre Mutter spricht:
„Kann's nicht im Wasser ruh'n,

Dann wehret sich die Erde nicht,
Die wird es besser thun." —

Im Garten grub sie tief nun ein
Das Kleinod, dann sie sprach:
„Sei ruhig, liebes Töchterlein
Nie kommt es mehr zu Tag". —
„Gib Dich nicht zwecklos hin dem Schmerz,
Das Leben ist zu schön,
Zu jung Dein liebewarmes Herz
Um trauernd zu vergeh'n. —

Der Sommer kam, die Felder deckt
Der Aehre Prachtgewand.
Die blühende Bohne rankt und reckt
Sich hoch empor zur Wand. —
Ja, bis zu Anna's Fenster schlägt
Sie ihre Arme kühn
Und hoch hinauf zum Erker trägt
Das Ringlein sie ihr hin. —

Doch nun war aller Muth entfloh'n
Die Jungfrau jammert laut:
„O, Heiland, großer Gottessohn,
Hilf mir, der armen Braut! —"
Die Mutter hört's; „wir zwingen's schon,"
Spricht sie, : „mein Töchterlein,
Dem Feuer, das dem Stärksten Hohn
Spricht, wollen wir es weih'n." —

„O Mutter, liebste Mutter mein,
Ein Frevel ist's vor Gott,
Wie kann ich einen Andern frei'n,
Treu bleib ich bis zum Tod!"
Jedoch mit stürmischer Gewalt
Reißt sie die Mutter fort
Zur Esse, als ein mächtig „Halt!"
Ihr abschnitt rasch das Wort. —

„Er ist's mein todtgeglaubter Freund,
Zum unzertrennlichen Bund,
Der Ring mit ihm mich hat geeint
Auf's neu' in dieser Stund!" —

Und in den Ritters Armen liegt
Die Jungfrau hoch beglückt,
Die fest sich an den Theu'ren schmiegt,
Ihm tief in's Auge blickt. —

(Nach Floris.)

St. Pauls-Einsiedelei

bei Lieser a. d. Mosel.

Friedlich still, von Waldesduft umgeben
Liegt sie, die fromme Klausnerei;
Ein blühend Thal, umrankt vom Grün der Reben,
Schaut zu ihr auf, begrüßt sie täglich neu. —
O, trauter Ort! wo frommer Sinn
Sucht in der Einsamkeit für Gott Gewinn.

Als treuer Wächter schützen heil'ge Hallen
Die gottgeweihte Einsamkeit;
Und Schaaren frommer Beter wallen
Zu ihr in hartbedrängter Zeit,
Um an des Altars heil'gen Stufen,
Die Hülfe Gottes anzurufen,

Die Scenen, die aus des Erlösers Leben
Am Weg' zur Kirche angebracht, —
Der Andacht frommer Sinn, den heben
Sie, wie reizvoll die Welt auch lacht. —
Denn wahre Andacht übt, wer fern
Von Weltlust, betet zu dem Herrn.

Der reinste hehr'ste Gottesfrieden
Umweht die stille Klausnerei;
Der Fromme, der dort abgeschieden
Der Welt und ihrer Heuchelei,
Ein gottgeweihtes Leben führt,
Der ist von dessen Hauch berührt.

Und Frieden leutet er dem Thale,
Wenn sich im Ost' die Sonne hebt,

Wenn aus der Tiefe dunk'ler Schaale,
Die Nacht zum Himmelbogen ſtrebt.
Dem Frieden, den die Welt nicht geben
Kann, — iſt geweiht ſein ganzes Leben.

Wenn Büßer einſt auch dort geduldet,
O, es kann keine Buße ſein,
Wie Schweres als ſie auch verſchuldet,
Das Leben dort dem Herrn zu weih'n.
Ein ſchön'rer Fleck hat nicht die Erde
Um auszuruh'n von ihrer Beſchwerde.

---

* Cardinal Cusanus.*)

Weil den wißbegier'gen Knaben
Trieb der Geiſt zu ernſtem Denken,
Konnt' er nie zu harter Arbeit
Freudig ſeine Schritte lenken. —
Dürſtend nach dem tiefen Bronnen,
Der in heilger Schrift verborgen,
Forſcht' er nach der Worte Deutung
Nächte durch bis an den Morgen.

Murrend nicht dem harten Looſe,
Was im Vaterhaus ihn drückte,
Folgt' er ſeines Geiſtes Fluge,
Der ihn allen Leids entrückte. —
Für das Ziel, was er erſtrebte
Wollt er Härteres noch tragen;
Darum klagt' er nicht, wie peinlich
Auch des Vaters Schelten, Schlagen.

---

*) Cardinal Cuſanus, nach ſeinem Geburtsorte ſo genannt, ward im Jahre 1401 zu Cues geboren, wo ſein Geburtshaus, mit einer Gedenktafel geziert, noch heute zu ſehen iſt. Sein eigentlicher Name war Nikolaus Krypfs (Krebs). Er ſtarb als Cardinal am 11. Auguſt 1464 im Kirchenſtaate. Sein Herz liegt vor dem Hochaltare der Kirche des Hoſpitals Cues, welches er gründete.

Digitized by Google

Und als er den Knaben lieblos
Von sich stößt — auf seinen Knieen
Dankte er, daß diese Gnade
Ihm der rauhe Mann verliehen. —
Mit dem Schwur: erst dann die Lieben
Seiner Heimath zu begrüßen,
Wenn ihm aus dem Schacht der Weisheit
Auch die tiefsten Quellen fließen,

Eil't er frohen Muths von Dannen,
Von der Kindheit lieber Stätte,
Von dem Strom und seinen Bergen,
Seinem rebumrankten Bette. —
Und nach Oberkeil zum Grafen
Hoffend er die Schritte wandte
Diente dort, — doch in der Schaale
Dieser reichern Kern erkannte.

Auf Deventers hoher Schule
Oeffnen sich der Weisheit Tiefen
Bald dem Knaben; die Gestalten,
Die verborgen in ihm schliefen,
Rangen dort sich los, umwoben
Von des Wissens reinster Klarheit,
Zweifelfrei und tiefdurchdrungen
Von dem hehren Licht der Wahrheit.

Als ein Stern der Wissenschaften
Strahlte bald der Schifferknabe;
Und der Jüngling reicht in Basel
Dürstenden der Wahrheit Labe. —
Seiner Rede Fluß war mächtig,
Wie des Bergstroms lautes Rollen,
Daß der Ruf von seiner Weisheit
Bald in alle Welt erschollen.

Solch' ein Priester, weiser Lehren,
Durft' dem Pabste nicht entgehen
Als ein Pfeiler seiner Kirche
Sollt' er bei den ersten stehen. –
Weil er für sie wirkte, kämpfte,
Ihn auch hohe Würde zierte,

Und als Fürſtbiſchof von Brixen
Treulich er das Scepter führte.

Doch inmitten aller Ehren
Seines Schwures er gedenket;
Viſitirend Deutſchlands Kirchen
Er den Schritt zur Moſel lenket. —
Segnet dort den alten Vater,
Der ihn herzlos einſt verſtoßen,
Weil um ihn, den Gottbegnad'ten
Man einſt ward mit höhern Looſen.

Und in einer frommen Stiftung
Setzte er im Heimathlande
Sich ein Denkmal: — her und würdig,
Wie man nur den Edlen kannte. —
Drei und dreißig Armen falten
Täglich dort für ihn die Hände,
Weil ſein frommes Werk ſie nähret,
Pfleget, tröſtet bis an's Ende.

Als ein treuer Sohn der Moſel,
Deren Stolz er war und Zierde,
Ruht ſein Herz dem Orte nahe
Deſſen Namen er einſt führte. —
Wenn einſt ſeiner Stiftung Mauern
Längſt dem Zahn der Zeit verfallen,
Wird ſein Name fort noch leben
In des Ruhmes hehren Hallen.

(Nach Hocker.)

---

* Der Bernkaſt'ler Doktorwein.

Epiſode aus der Chronik der Stadt Bernkaſtel.

Der Ritter mit dem Burgkaplan
Sitzt in dem kühlen Keller;
Sein beſtes Ohmfaß ſticht er an:
Bernkaſtler Muskateller. —

„Herr Vater! Ihr seid schwach und krank,
„Ich will Euch schnell kuriren,
„Trinkt nur von diesem Göttertrank,
„Kein Weh' sollt' Ihr mehr spüren. —

„„Ich danke Euch für Eu'ren Wein,
„„Wie könnte der mir munden?
„„Muß doch so krank mein Bischof sein,
„„Als würd' er nie gesunden. —
„„Im ganzen Land umhergesandt
„„Hat man nach Aerzt' und Mitteln,
„„Doch keiner ihm sein Fieber bannt,
„„Es wird zu Tod ihn schütteln."" —

„Der Bischof ist ein braver Held,
„Aus Feinden 'rausgeschlagen,
„Hat er mich einst auf Sponheims Feld
„Durch muthig kühnes Wagen. —
„Ich will ihm zahlen meinen Dank",
„Der Ritter spricht gehoben;
„Ich gieß' ihm ein von diesem Trank:
„Er wird den Doktor loben." —

Er trinkt noch'mal vom edlen Naß
Mit mutherfüllten Blicken;
Dann ladet er das theu're Faß
Vergnügt auf seinen Rücken. —
Er trägt's zu Bischof Voemund,*)
Spricht zu dem hohen Kranken:
„Der Wein, der fließt aus diesem Spund,
„Er setzt dem Fieber Schranken!" —

Der Bischof hörts in gutem Muth,
Läßt die Arz'nei sich reichen,
Die wirklich an ihm Wunder thut:
Denn's Fieber beginnt zu weichen. —

---

*) Erzbischof Voemund II. von Trier; derselbe lag krank auf Schloß Landshut zu Bernkastel. Der Ritter, welcher ihm das Fäßchen „Doktorwein" überbrachte, war der Lehnsritter der Grafen von der Leyen, welchen der Doktorweinberg seinerzeit gehörte.

Digitized by Google

Er trinkt und trinkt, so lang der Spund,
Das gold'ne Naß läßt rinnen,
Wie nie zuvor ward er gesund,
So frisch an Geist und Sinnen. —

Es haben nun des Bischofs Kur
Viel Kranke nachprobiret;
Ein Fäßchen Doktorweines nur
Hat alle gleich kuriret. —
Und jene Wunderkraft, noch heut'
Lebt sie im Saft der Rebe,
Die uns den edlen Nektar beut;
Drum Hoch der „Doktor" lebe! —

(Nach Braunfels.)

Der verliebte Blitz.

Am Fenster saß die Jungfrau,
Die schönste weit und breit,
Zu Wehlen am Moselstrande,
Vor längst entschwund'ner Zeit;
Die Hände eifrig rührend
Am Strickstrumpf, merkt sie nicht,
Daß laue, schwere Lüfte
Ihr wehten in's Gesicht. —

Und, stärker weh'n die Lüfte,
Sie arten aus in Sturm,
Daß ächzend die Wetterfahne
Dröhnt auf dem nahen Thurm. —
Fernroll'nder Donner kündet
Daß ein Gewitter naht;
Doch Fräulein Meesen sieht nicht *)
Des Unheils finstern Pfad. —

Und näher, immer näher,
Wälzt sich des Donners Groll,

---

*) Der Inhalt vorstehenden Gedichtes ereignete sich im Jahre 1876 in Wehlen a. d. Mosel, wo Fräulein Meesen, die Schwester des z. Z. in Mayen verstorbenen Friedensrichters Meesen, lebte.

Digitized by Google

Bis daß ein Schlag, so wuchtig,
So recht gewittervoll —,
Aus ihren wachen Träumen
Die schönste Strick'rin schreckt,
Daß hastig sie zum Schließen
Des Fensters aus sich reckt. —

Doch, noch hat sie den Drücker
Desselben nicht erreicht,
Als wiederholt, doch mächt'ger,
Ein Schlag sie sehr erbleicht. —
Der Blitz hat sie getroffen, —
Doch tändelnd nur umglüht
Er ihren schönen Körper,
Den gänzlich er umzieht. —

Des Halses weiße Wellen
Umkreist er raschen Lauf's —
Besucht des Mieders Krampen —
Und eilt, doch bill'gen Kaufs —,
Dann zu des Strumpfbands Hacken,
Die hastig er verläßt,
Um noch der Schuhe Schnallen
Zu küssen ihr zuletzt. —

Und, eben so behände
Entflieht er, wie genaht,
Und nimmt vorbei dem Fenster,
Zum Keller seinen Pfad. —
Sein Liebchen läßt er stehen;
Doch, schadlos, unversehrt,
Hat er's zurückgelassen,
Wie uns die Chronik lehrt.

Nur ein'ge rothe Flecken
Bekundeten die Spur,
Wo er die schöne Jungfrau
Geherzt auf seiner Tour. —
Noch viele Jahre neckte,
Man sie in Red' und Witz,
Und nannte sie das Bräutchen
Von dem verliebten Blitz. —

Die drei Zecher.

Nach einer alten Chronik des Moſelthales.

Es iſt im Moſellande
Von Alters her bekannt,
Das Ritterhaus von Zante
Zu Merl am Moſelſtrand.

Und Johann Zant, entſproſſen
Dem mächt'gen Merler Haus,
Sein Leben hat genoſſen
Er, froh in Saus und Braus.

Wenn in dem Ahnenſaale
Er Hof zu Bullay hielt,
Dann kreiſten die Pokale
Bis an den Rand gefüllt.

Einſt lud zum Kirchweihfeſte
Er viele Recken ein,
Es kamen große Gäſte
Von Moſel, Nah und Rhein.

„Wer leert mir dieſen Becher
„Auf einen Zug, der komm'!
„Hattſteiner, Du als Zecher
„Berühmt, thu' nicht ſo fromm!"

Und wuchtig ſchwenkt Herr Zante
Den Becher, ein Koloß,
Wie man kein' zweiten kannte,
So wahrhaft rieſengroß.

Doch, der von Hattſtein lachte
Und ſprach: „Thut lieber Zant
Mit Eurem Maß nur ſachte,
Ein größ'res hab' zur Hand."

Ein Ohmfaß ließ er bringen
Gefüllt ſich bis zum Spund,
Hoch hebt er's auf — mit Singen,
Setzt er es an den Mund.

„Und dieſen Trunk, den trinke
„Ich meinem Herrn von Trier;
„Euch geb' ich doch die Winke:
„Treibt nie mehr Spott mit mir."

Das wurmte doch die Brüder
Von Heimburg, die bekannt
Als Zecher, hin und wieder
Im ſchönen Moſelland.

Die Kellermeiſter ſchoben
Zwei Ohm voll noch herbei,
Die Heimburger, ſie hoben
Zum Trunk ſie hoch und frei.

Und aus den Spunden tranken
Sie, wie's der Hattſtein that;
Feſt, ſtramm und ohne Wanken
Vollführten ſie die That.

Kühn traten ſie zur Seite
Des alten Hattſtein hin,
Dem eine große Freude
Der Kampf zu machen ſchien.

Denn herzlich gratulirte
Die ſtarken Zecher er.
Das Volk, das jubilirte
Den Feſtplatz hin und her.

Die Zecher tranken munter
Und ſtießen Faß an Faß,
Bis das die Kehl' hinunter
Auch war das letzte Naß.

Berühmt am Moſelſtrande
Das Zechertrio ward,
Das bei dem mächt'gen Zante
So ſchön ſich einſt gepaart.

Der Moſelwein.

Dir Göttertrank! — o Moſelwein,
Soll heut mein Lied erklingen!
Dir ſoll mein Sang gewidmet ſein,
Dein Lob will ich beſingen! —
Als Kind der rebumrankten Höh'n,
Wo aus dem Traubengolde,
Des Himmels Gunſt dich läßt erſteh'n —:
Steh' ich in deinem Sólde. —

Wohl wächſt im weiten deutſchen Land
Manch' edler, guter Tropfen;
Am Neckar- und am Rheinesſtrand
Knallt hoch der Flaſche Pfropfen —:
Doch würziger, wie ſie ihn reicht
In dir, Lyäus Gabe,
Iſt nirgends er — kein Wein dir gleicht!
Als Heiltrank — Krankenlabe. —

Weit über Deutſchlands Grenzen, weit
In fernen, fernen Welten,
Wo nicht der Rebe Frucht gedeiht,
Trinkt man den Wein der Kelten. —[1])
Sein Name, er iſt weltbekannt,
Ein Kaiſertrank geworden —[2])
Iſt er, den an der Themſe Strand
Man kennt — wie hoch im Norden. —

Du biſt des Südens ächtes Kind:
Voll Feuer und voll Leben. —
Das einſt die Römer bösgeſinnt,
Das hat dich uns gegeben. —
Von lachenden Gefilden her
Kamſt du, ein Orientale, —
Den Romas ſieggekröntes Heer
Gepflanzt im Moſelthale. —

---

[1]) Ein Theil der Bewohner reſp. der Urbewohner der Moſel iſt keltiſchen Urſprungs. [2]) Wie bekannt trinkt Kaiſer Wilhelm ſeit Jahren vorwiegend gerne Moſelwein.

Nicht lang', nachdem das Heil der Welt
Am Marterholz geendet,
Wardſt du am Moſelſtrom beſtellt
Schon vortheilhaft verwendet. —
Und als das Römerthum verſchwand,
Als deutſches Recht und Leben,
Zurückgekehrt in's deutſche Land,
Wurd'n deutſch auch deine Reben. —

Ein deutſches Kind, voll deutſcher Kraft,
Biſt du ſomit geworden;
Des Südens Feuer wirkt und ſchafft,
Daß du gedeihſt im Norden. —
Ein zweites Heim! geſchätzt, geliebt,
Haſt Edler! du gefunden,
Und dankbar würzt du, wenn getrübt
Auch oft — des Winzers Stunden. —

Der große Karl, der Deutſchlands Hort
Und Kaiſer einſt geweſen,
Der mächtig war in That und Wort,
Wie Klio läßt uns leſen, —
Er pflegte dich mit deutſchem Fleiß,
Aus waldbedeckten Höhen
Ließ er mit nicht geringem Schweiß
Der Rebe Grün erſtehen. —[3])

Und jenen Männern übergab
Er dich zur würd'gen Pflege,
Die mit des Heilands Hirtenſtab —
Zu wandeln ihre Wege,
Dem Herrn gelobt. — Mit ganzer Kraft[4])
Der Rebe Bau ſie pflegten,

---

[3]) Karl der Gr. verlegte beſondere Sorgfalt auf den Bau und die Veredlung der Rebe an Rhein und Moſel, wofür die in der Geſchichte des Moſelthales vielfach genannten karolingiſchen Allodien, ein ſprechendes Zeugniß ablegen. [4]) Die Kloſterbewohner frequentirten viele Jahrhunderte hindurch mit Fleiß und Verſtändniß den Weinbau der Moſel; ſie hoben ihn auf die Stufe, auf welcher heute die Rebe als akklimatiſirte Kulturpflanze ſteht.

Digitized by Google

So treu wie sie die Wissenschaft,
Die Lehr' des Heiles hegten. —

Dort, wo der Sonne Feuergluth
Sich kräftig konzentrirte,
Wo ihre Strahlen Muth und Blut,
Die Pulse mächtig rührte —,
Dort pflanzen sie dich mit Geschick. —
Die Schöpfer jener Marken
Sind sie, worunter einst dein Glück,
Dein Ruf — begann zu starken. —

Was heut' du bist, o edles Naß,
Das danken wir dem Kloster —;
Drum Winzer füllest du dein Faß,
Bet' stets ein Paternoster. —
Das Erbtheil, was es dir vermacht:
Dich goldner Saft der Reben!
Der Leidende gesund du machst —:
Hoch sollst du täglich leben!!! —

Moselaners Heimweh.

Melodie: „Wenn ich mich nach der Heimath sehn' ꝛc.

Geliebtes, theures Heimathland,
Du rebumrankter Moselstrand!
Mit trübem, thränumflortem Blick
Denk' ich ach, oft an Dich zurück —
:|: Ihr Bergeshöh'n du liebes Thal,
Ihr Städt' und Dörfer allzumal,
Euch grüße ich mit Hand und Herz;
Schwer liegt auf mir der Trennung Schmerz. :|:

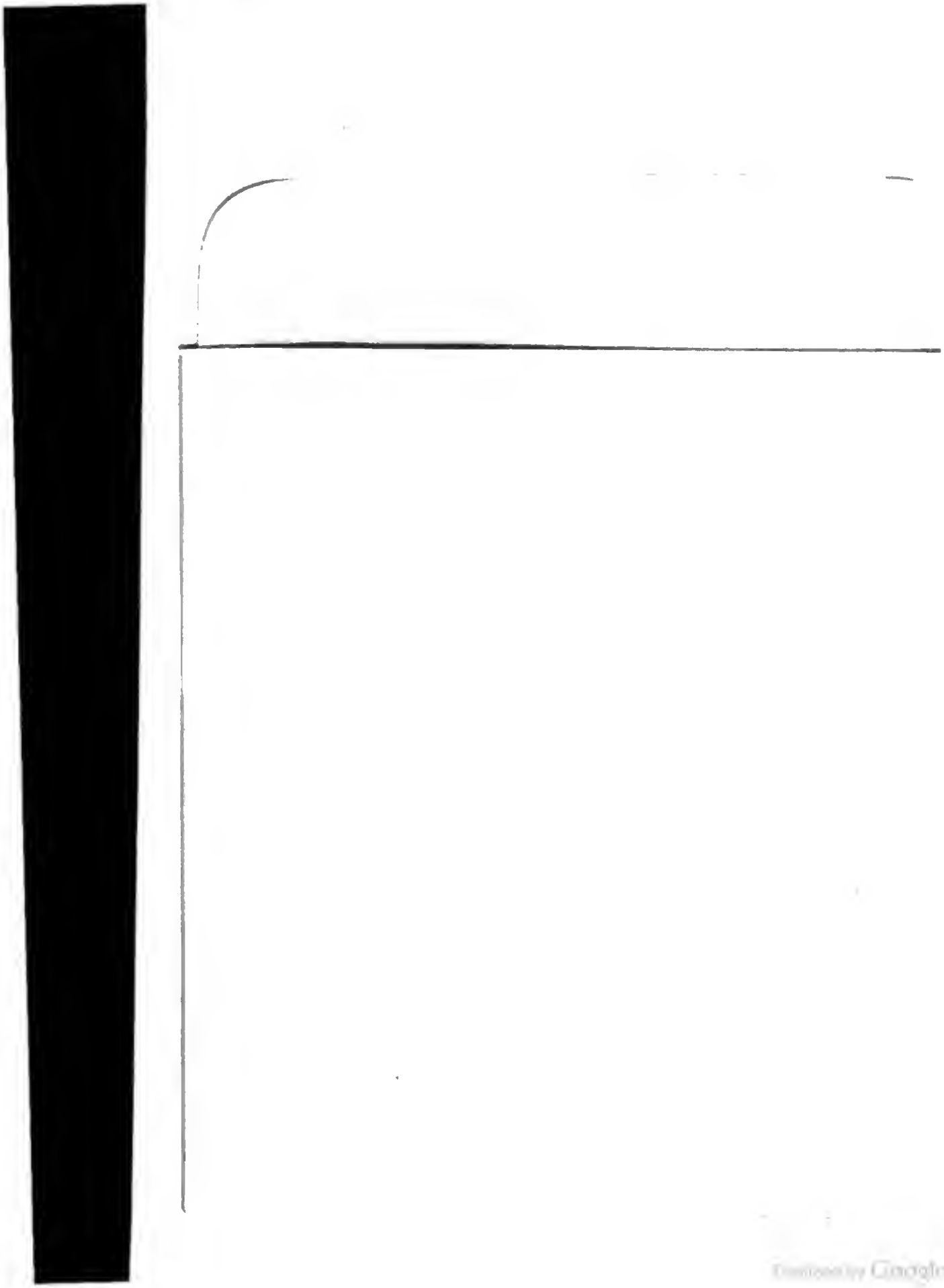
Die Fremde, sie ist liebeleer;
Drum wird mir auch die Brust so schwer,
Denk' ich an das verlorne Glück,
An dich, mein Moselthal zurück. —

Digitized by Google

:|: Die lieber Strom, du Rheinesbraut,
Wer sich an dir ein Hüttchen baut,
Der kann zufrieden, glücklich sein:
Darf er doch trinken deinen Wein. :|:

Im weiten deutschen Vaterland,
Vom Rheine bis zum Ostseestrand
Gibt es — wie nur ein einz'ges Rom:
Auch nur ein einz'ger Moselstrom! —
:|: Und wie bescheiden er auch fließt,
Das Leben auch sein Volk genießt,
Die Perle Deutschlands bleibt er doch,
Drückt ihn auch noch so sehr das Joch. :|:

Drum zieht es mich mit Allgewalt
Dahin wo's heim'sche Echo schallt
Zu deinen Bergen, Rebenhöh'n,
Mein Heimathland, die herrlich schön! —
:|: Gott schütze dich mit seiner Hand,
Er segne deinen Winzerstand —,
Und spende mir das süße Glück
Zu kehren einst zu dir zurück. :|:



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
303.843 P712
Plein, P. Chr.
Sagen und erzz ahlungen, historische ski
3 1951 002 380 410 9